

Travaux du Cercle Linguistique de Prague

4.

RÉUNION
PHONOLOGIQUE
INTERNATIONALE TENUE
A PRAGUE
(18—21/XII 1930)

PUBLIÉ AVEC L'APPUI
DU MINISTÈRE DE L'INSTRUCTION PUBLIQUE DE LA RÉPUBLIQUE
TCHÉCOSLOVAQUE

PRAGUE

JEDNOTA ČESKOSLOVENSKÝCH MATEMATIKŮ A FYSIKŮ

1931

STATNÍ TISKÁRNA V PRAZE.

TABLE DES MATIÈRES

<i>I. Communications.</i>	Pages
Phonologie und Psychologie. Von <i>D. Čyževskýj</i>	3
Phonetik und Phonologie. Von <i>K. Bühler</i>	22
Laut, Phonema, Morphonema. Von <i>H. Ułaszyn</i>	53
Autour du „Phonème“. Par <i>W. Doroszewski</i>	61
On Phonemes. By <i>D. Jones</i>	74
La perception des sons d'une langue étrangère. Par <i>E. Polivanov</i>	79
Die phonologischen Systeme. Von <i>N. S. Trubetzkoy</i>	96
Phonologie und Phonetik als Funktionswissenschaften. Von <i>A. W. de Groot</i>	116
Zum Problem der Belastungs- und Kombinationsfähigkeit der Phoneme. Von <i>V. Mathesius</i>	148
Bemerkungen zur Homonymie. Von <i>B. Trnka</i>	152
Sur l'importance générale de la syllabe. Par <i>A. Sommerfelt</i>	156
Gedanken über Morphonologie. Von <i>N. S. Trubetzkoy</i>	160
Die Betonung und ihre Rolle in der Wort- und Syntagmaphonologie. Von <i>R. Jakobson</i>	164
L'accent de la phrase et l'accent du mot. Par <i>A. Belić</i>	183
Sur la phonologie de la phrase. Par <i>S. Karcevskij</i>	188
Phonologie und Sprachgeographie. Von <i>N. S. Trubetzkoy</i>	228
Über die phonologischen Sprachbünde. Von <i>R. Jakobson</i>	234
Dialektlaute als schriftsprachliche Phoneme. Von <i>H. Becker</i>	240
Prinzipien der historischen Phonologie. Von <i>R. Jakobson</i>	247
Zur Adaptation der phonologischen Systeme in den Schriftsprachen. Von <i>B. Havránek</i>	267
La phonologie et la poétique. Par <i>J. Mukařovskýj</i>	278
<i>II. Procès-verbaux</i> des séances du 18 au 21 décembre 1930.	289
<i>III. Suppléments.</i>	
Projet de terminologie phonologique standardisée.	309
Principes de transcription phonologique.	323

X

I.

COMMUNICATIONS

PHONOLOGIE UND PSYCHOLOGIE

Von D. Čyževskýj (Freiburg im Breisgau)

1.

Die Aufgabe meines Vortrages ist, zur Klärung einiger Grundfragen der Phonologie nach meinen Kräften beizutragen. Ich will hier keinesfalls als Vertreter irgendeiner bestimmten philosophischen Richtung, einer bestimmten „Schule“ sprechen. Ich werde mich vielmehr auf einige einfache Überlegungen beschränken, die vielleicht Zustimmung vieler finden werden, die meinen *philosophischen* Ansichten nicht zustimmen würden. Deshalb lasse ich hier diejenigen begrifflichen Feinheiten und terminologischen Spitzfindigkeiten beiseite, die vom philosophischen Standpunkte aus keinesfalls belanglos sind, die aber hier unnötigerweise das gegenseitige Verständnis erschweren könnten. Vor allem liegt mir daran, einige Mißverständnisse aus dem Wege zu räumen, die vom linguistischen wie vom philosophischen Standpunkte aus gleich inhaltbar sind.

Ich denke selbstverständlich an die naturalistischen und psychologistischen Vorurteile, die zu verschiedenen Mißdeutungen der linguistischen Theorie führen. Sicherlich sind die naturalistischen und die psychologistischen Vorurteile in der Sprachwissenschaft der Gegenwart nicht gleich verbreitet und nicht gleich stark und einflußreich. Schon der Titel meines Vortrages zeigt, daß ich der Meinung bin, die naturalistischen Vorurteile brauchten heute im Kreise der Linguisten eigentlich kaum noch bekämpft zu werden. Dagegen sind aber die psychologistischen Vorurteile in verschiedenen Formen noch stark und einflußreich genug, um ihnen auf einem sprachwissenschaftlichen Kongreß doch eine große Aufmerksamkeit widmen zu müssen. Unter dem Deckmantel des Psychologismus und der Psychologie sind oft in verdeckter und verkappter Form auch diejenigen naturalistischen Standpunkte lebendig, die bei offenem Auftreten kaum irgendwelche Gefahr bilden könnten.

Unter Naturalismus verstehen wir die Überzeugung, daß die Wissenschaft (in unserem Falle die Sprachwissenschaft) sich nur mit Erscheinungen in der physischen materiellen Welt zu

befassen hat. Mit anderen Worten — nur mit den Erscheinungen der raum-zeitlichen Welt. Da die sprachlichen Phänomene sich offensichtlich nicht auf „Naturerscheinungen“ beschränken lassen (erinnern wir uns etwa an das Problem des „Verstehens“ und des „Sinnes“, oder an das alles, was das griechische Wort *λόγος* ausdrückt), so ist die Gefahr des Naturalismus in der Sprachwissenschaft eigentlich recht gering.

Die naive Annahme, daß die sprachliche Realität in der physisch bestehenden Schrift, in den „Buchstaben“ liegt, ist so offensichtlich falsch, daß sie kaum je eine ernste Rolle gespielt hat; sogar zu den Zeiten der Alleinherrschaft des Naturalismus in der wissenschaftlichen Methodologie, sogar in denjenigen Zweigen der Sprachwissenschaft, die ausschließlich mit der schriftlich festgelegten Sprache zu tun haben (etwa die klassische Philologie), hat der methodologische Naturalismus keinen nennenswerten Anklang gefunden. Diese naive Auffassung ist aber ziemlich tief im natürlichen Bewußtsein verankert. Das bezeugt zur Genüge die Tatsache, daß Baudouin de Courtenay auch am Ende seiner vierzigjährigen Lehrtätigkeit immer noch recht viel Zeit in seinen linguistischen Universitätsvorträgen der Widerlegung dieser Ansicht widmen mußte. — Wenn die „greifbare“ sprachliche Realität (denn die Sehnsucht nach der „Greifbarkeit“ ist ja das Hauptpathos des Naturalismus in jeder Wissenschaft) aus der sichtbaren Festlegung der sprachlichen Phänomene, aus der Schrift schwindet, so versucht man sie in physischen oder physiologischen Lautphänomenen aufzufinden. Die physische Lautübertragung ist aber doch offensichtlich nur Übertragung von etwas, was jedenfalls der sprachlichen Realität näher steht als diese Übertragung selbst. Die physiologischen Prozesse im Kehlkopf und Mund (beim Sprechen) und im Ohr (beim Hören) sind wieder ja nur das „Produzieren“, bzw. das „Aufnehmen“ und nicht die „Sprache selbst“. Die Auffassung der Sprache als eben dieser physischen bzw. physiologischen Vorgänge fand unter dem Eindruck der Erfolge der experimentellen Phonetik, eine gewisse Verbreitung. Die Anhänger dieser Formen des Naturalismus waren aber keinesfalls ernste Vertreter der experimentell-phonetischen Wissenschaft, sondern vielmehr Laien und Dilettanten, denen die experimentelle Lautforschung nur vom Hören-Sagen bekannt war.

Ich muß allerdings noch erwähnen, daß gerade in den letzten Jahren in gewissen russischen wissenschaftlichen Kreisen der grösste sprachwissenschaftliche Naturalismus in der Linguistik an Boden gewonnen hat. Der materialistische Naturalismus gehört doch bekanntlich zum „guten Ton“ gewisser russischer wissenschaftlicher Kreise, ist sozusagen allein und

einzig: „gesellschaftsfähig“. Vor allem versucht die sogenannte Marr'sche Schule, ihre kindlichen Etymologien in die marxistisch-materialistische Terminologie zu kleiden. In einer Kampfschrift der Marr'schen Schule (1) finden wir zum Beispiel eine Arbeit, die die Ergebnisse der Pavlovschen gehirnphysiologischen Forschung ad majorem gloriam des Materialismus mißbraucht. Die Betrachtung der sprachlichen Phänomene wird durch eine Beschreibung der (konstituierten und nicht auf den physiologischen Beobachtungen begründeten) physiologischen Prozesse ersetzt. Die Pavlovsche Physiologie wird zum materialistischen Spielzeug. Wir lesen hier von einer „Nerven- und Muskelapparat“, von einer „perzeptiven Nerven- und Muskelsensibilität“, von einem „Atem-Kehlkopf-Muskel-Lippen-Apparat“, von „Gehirnreflexen“ (dabei, wie gesagt, nicht von den durch physiologische Forschung gefundenen, sondern vom Verfasser selbst erdichteten Gehirnreflexen), von „biomechanischen Spannungen“ u. s. f., ohne daß diese materialistisch-physiologische Mythologie in irgendwelche — auch nur äußerliche — Beziehung zu den Sprachphänomenen gebracht würde. Diese Schrift ist trotz ihrer wissenschaftlichen Schwäche doch sehr kennzeichnend. Sie zeigt mit voller Klarheit, daß der moderne Naturalismus in der Sprache eine räumlich-zeitliche Realität sieht, und daß er bereit ist, die ganze bisherige Sprachwissenschaft aufzugeben, ohne dabei etwas zu gewinnen, außer wissenschaftlich vollkommen sinn- und belanglosen, aber desto materialistischeren Wortklängen.

2.

Der Naturalismus wird aber auch durch die oben skizzierten Grenzen in die Linguistik hineingeschmuggelt und nämlich in einer verschleierte Form — als Psychologismus. Der Psychologismus lehnt freilich die Auffassung ab, daß die Objekte der linguistischen Forschung materiell, natürlich, physisch sind. Der Psychologismus bleibt aber dabei, die sprachliche — auch die lautliche, die uns heute vorwiegend interessieren wird — Realität in den konkreten, einzelnen, jeweils verschiedenen Erscheinungen zu suchen, — in den psychologischen Erscheinungen nämlich. Nur die Vorgänge im individuellen Bewußtsein reell, nur die konkrete individuelle Sprache sei „gegeben“ — das heißt, das Sprechen einer einzelnen Person zu einer bestimmten Zeit, — alles andere: die Sprache eines Kollektivs ist nur eine theoretische Abstraktion.

Von dieser These war das wissenschaftliche Denken der „junggrammatischen Schule“, wie Jakobson und Bogatyrev

1. „Языковедение и материализм“. Ленинград. 1929.

treffend zeigen (2), befangen. Die individuelle Sprache war für die orthodoxen Junggrammatiker die einzig und allein reelle Sprache. Aber auch der heftigste Feind des linguistischen Naturalismus, sein schärfster Kritiker und Bekämpfer, Baudouin de Courtenay, blieb bei dieser These stehen. Sein Kampf gegen den linguistischen Naturalismus gipfelte eigentümlicherweise im Psychologismus. Man könnte freilich zeigen (wie ich es in einem Vortrag im Prager Linguistischen Zirkel getan habe), daß dieser Psychologismus bei Baudouin de Courtenay nur terminologisch blieb, und daß er den psychologistischen Standpunkt im Laufe der Jahre vollständig überwunden hat. Doch blieb seine Theorie mindestens der äußeren Form nach durchaus psychologistisch. Diese psychologistische Form steht aber im schroffen Gegensatz zu den Grundsätzen der ganzen Sprachphilosophie Baudouins.

Die phonetische Gegebenheit besteht für Baudouin in den „phonetischen Vorstellungen“. Diese „phonetischen Vorstellungen“ „sind in einem individuellen Kopfe entstanden und haben sich dort entwickelt“ (3). „Als psychische Realität existiert nur die individuelle Sprache, genauer: die individuellen Sprachdenkprozesse (plural! D. č.). Die Sprache eines Stammes oder eines Volkes ist nur der Durchschnitt aus einer gewissen Anzahl der individuellen Sprachen“ (4). „Zu den psychischen Ganzheiten, die gewöhnlich von einem falschen Standpunkte aus betrachtet werden, gehört auch die Sprache. Die wirkliche kausale Verbindung der sprachlichen Erscheinungen, so wie aller anderen Vorstellungskomplexe — soll man — in den individuell-psychischen Zentren eines einzelnen Menschen suchen“ (5). „Selbstverständlich ist die sogenannte russische Sprache eine Fiktion. Es gibt keine russische Sprache, so wie es auch keine andere Sprache eines Stammes oder eines Volkes gibt“ (6). „Die Sprache existiert nur in den individuellen Gehirnen (diese naturalistische Ausdrucksweise darf man selbstverständlich nicht wörtlich nehmen. D. č.), in den Seelen, in den Psychen der Individuen — — — Die Sprache eines Stammes oder eines Volkes ist selbstverständlich eine Abstraktion, eine verallgemeinernde Konstruktion, die aus einer Reihe der reell-existierenden individuellen Sprachen geschaffen ist. Die Sprache eines Stammes oder eines Volkes existiert nur — — — als

2. In „Donum natalicum Schrijnen“. Utrecht. 1929, S. 900 ff.

3. „Einleitung in die Sprachwissenschaft“. Universitäts-Vorlesungen (russisch). 1914, S. 41.

4. Ebenda, S. 41.

5. „Труды I съѣзда преподавателей русскаго языка въ военно-учебныхъ заведеніяхъ“. St. Petersburg. 1904. S. 275.

6. „Einleitung . . .“, S. 41.

Durchschnitt“ (7). „Eine konkrete Sprache hat keine Heimat, eine individuelle Sprache hat wohl eine Heimat im Kopfe ihres Trägers, das heißt, eines sie sprechenden Menschen“ (8). „Wenn wir alle [sprachliche] Erscheinungen in der Abstraktion vom Menschen betrachten, so vergessen wir ihre ständig-existierende, psychisch-lebendige Quelle, für welche man den menschlichen Kopf und die menschliche individuelle Psyche halten soll“ (9).

Es ist wohl klar, daß diese Gedanken nur eine Folgerung des Baudouinschen Psychologismus sind, seiner Überzeugung, daß ein Phonem „eine Vorstellung“ ist (10), daß die Sprache „eine systematisch geordnete Sammlung (!) der Vorstellungen ist“, daß also „die Sprache eine ihrem Wesen nach psychische Erscheinung ist“ (11). Die Alternationen sind „psychische Prozesse“ (12). Die Erscheinungen der Sprachgeschichte existieren „nicht in der Luft, sondern nur in einzelnen menschlichen Köpfen“ (13).

Darum ist für Baudouin de Courtenay die Psychologie diejenige Wissenschaft, die heute der Linguistik zugrunde gelegt werden soll (14). Denn „die Sprache existiert und verändert sich nicht nach den Lautgesetzen, denn solche gibt es in der Sprache nicht, sondern nach den Gesetzen der Psychologie“ (15). „Das, was wir einen Laut nennen, — — — existiert nur in der psychischen Welt... und kann nur vom psychologischen Standpunkte aus verstanden werden — — —“ (16). Dasselbe hat auch ein Schüler Baudouins, L. Ščerba wiederholt: „wenn die neue Schule (die Schule Baudouins de Courtenay ist gemeint — D. Č.) irgendeinen Namen tragen soll, so sollte sie am besten *psychologische* Schule heißen“ (17). „Die Sprache ist eine psychische Erscheinung und darum ist die Beobachtung der Sprache die Beobachtung der inneren Erfahrung“ (18). „Es gibt Vorstellungen der Laute, die Laute selbst aber haben keine Existenz und können sie nicht haben“ (19).

Wenn dem so ist, so hätten wir von den Arbeiten Baudouins

7. Artikel „Языкъ“ im Lexikon Brockhaus-Efrons (russisch), S. 531. S. 531.

8. „Zur Kritik der künstlichen Weltsprache“ (in Ostwalds „Annalen der Naturphilosophie“).

9. Ebenda.

10. „Einleitung“, S. 28, 42 und and.

11. Lexikon, S. 531.

12. „Труды...“, S. 149 u. and.

13. „Einleitung...“, S. 158.

14. Zit. Lexikon, Artikel „Языковѣдѣніе“, S. 519 f.

15. Ebenda, „Языкъ“, S. 549.

16. „Труды“, S. 276.

17. Ebenda, S. 69.

18. Ebenda, S. 25.

19. Ebenda, S. 24.

und seiner Schule vor allem wohl erwarten dürfen, daß sie die psychologischen Gesetze, von welchen sie fortwährend reden, in der Sprache aufweisen; es ist dabei gleich, ob Linguisten diese Gesetze von den Psychologen erfahren, oder ob sie diese Gesetze selbst entdecken. Finden wir in der Schule Baudouins wirklich Versuche, irgendwelche psychologischen Gesetze bei der Erforschung der Sprache zu verwenden? Das ist nicht der Fall! In Wirklichkeit kümmerte sich weder Baudouin noch seine Schüler um die Psychologie. Das ist aber auch kein Wunder! Denn man mag über die Zukunft der Psychologie denken was man will (zur zukünftigen Entwicklung der Psychologie werden zur Zeit die ersten Steine gelegt), die Psychologie der Gegenwart hat weder einen allgemein anerkannten Gegenstand (Psychologie ohne Seele — philosophische Psychologie), noch bestimmte allgemein angenommene Ziele ihrer Forschung (reine Beschreibung — Aufstellung der apriorischen Gesetze — Feststellung der empirischen Gesetzmäßigkeiten), noch eine allgemein anerkannte Methode... Es gibt mit einem Wort keine Psychologie, die den Anspruch auf allgemeine Geltung erheben könnte (20). Eine Wissenschaft, die sich zur Zeit an die Psychologie anlehnen möchte, hätte sich selbst zu einer kümmerlichen Existenz verurteilt. Denn der Streit der Schulen und Richtungen innerhalb der Psychologie hätte in jedem Falle das ganze Gebäude einer solchen Wissenschaft (in unserem Falle der Sprachwissenschaft) ins Schwanken gebracht!

Der Psychologismus erfüllt aber auch gar nicht die Aufgabe, die ihm die „psychologische Schule“ stellt — die Existenz der Sprache „zu retten“. Denn die „Vorstellungen“, von denen die Vertreter dieser Schule gesprochen haben (und von den *Lautvorstellungen* spricht auch noch Fürst N. Trubetzkoy — 21) „existieren“ in dem Sinne, in welchem ihre Existenz von der psychologischen Schule angenommen wird, gar nicht: die Vorstellungen besitzen kein ununterbrochenes ständiges Dasein. Sie „existieren“ nur zuweilen, indem sie im Verlaufe der psychischen Prozesse „in individuellen Köpfen“ bald entstehen bald vergehen. Außerdem befinden sich die individuellen Lautvorstellungen in ständigem Wandel, sind nur in beinahe unendlich variablen Formen gegeben. Baudouin de Courtenay spricht aber trotzdem von „ständig existierenden Vorstellungen“ (22). „Es gibt in der individuellen Psyche die Vorstellung der Lauteinheit,

20. Vgl. K. Bühler: Die Krise der Psychologie. Jena, 1927.

21. Vgl. die Artikel Trubetzkoy's im ersten Bande dieser „Travaux...“ und auch sein Buch „Polabische Studien“, Wien, 1929, vgl. die vorzügliche Darstellung der phonologischen Problematik von V. Mathesius in „Xenia Pragensia“, Prag, 1929.

22. „Einleitung“, S. 23.

die dauernden Bestand hat und die gewöhnlich Sprachlaut genannt wird“ (23). Dieser „dauernde Bestand“ wird aber eigentlich nur postuliert (24).

Aber auch noch mehr. Die Lautvorstellungen, die „Phoneme“ sind nach der Lehre der „psychologischen Schule“ keine wirklich gegebenen Vorstellungen. Ščerba gibt zu, daß normalerweise, in einem durchschnittlichen Bewußtsein die Lautvorstellungen in klarer und gegliederter Form gar nicht vorhanden sind. Sie sollen erst „zum Bewußtsein gebracht werden“ (25). Die Lautvorstellungen — wie sich herausstellt — „kommen normal nur unter der Schwelle des Bewußtseins vor“ (26). Die „Lautvorstellungen“ „entstehen und vergehen“ „in den individuellen Köpfen“, wie Baudouin de Courtenay sagt. Die Sprachwissenschaft (Phonologie) arbeitet aber und kann nur arbeiten mit den von individuellen Variationen und von jeder individuellen Willkür unabhängigen Objekten, die von jeder Zufälligkeit des psychischen Geschehens frei sind.

Diese Objekte der phonologischen Forschung sind nicht die Lautvorstellungen, sie werden vielmehr in den Lautvorstellungen nur „verwirklicht“, „realisiert“. Die Phoneme dürfen nicht mit den psychischen Vorstellungsakten identifiziert werden. Die phonologische Forschung bezieht sich vielmehr auf den *Inhalt* dieser Lautvorstellungsakte und auf ihre *Funktion* im System der Sprache.

3.

Was ist also ein Phonem, wenn es keine *Lautvorstellung* ist?

Wir wollen von der Unterscheidung der Vorstellungsakte und der Vorstellungsinhalte ausgehen. Wir können hier nicht bei der philosophischen Analyse dieser Unterscheidung verweilen. Wir möchten uns vielmehr mit einer kurzen Betrachtung an Hand von Beispielen begnügen. Uns liegt vor allem daran, zu zeigen, daß die Vorstellungstätigkeit, d. h. die Vorstellungsakte, stark variieren können, ohne daß der Inhalt dieser Akte von diesen Variationen betroffen würde, ohne daß dieser Inhalt an den Veränderungen der Akte teilnimmt, ohne daß er in die Abwicklung der psychologischen Prozesse einbezogen wird.

Eine einfache Überlegung kann uns das klar machen. Ich kann einen Laut hören, ich kann denselben Laut in meinem Bewußtsein durch Phantasietätigkeit hervorrufen; ich kann weiter von demselben Laut (etwa *n*) im Schlafe träumen, ebenso —

23. Ebenda, Ausgabe 1912, S. 13.

24. Ebenda, 46, „Труды“, 276.

25. Ščerba: „Субъективный и объективный методы в фонетикѣ“. „Извѣстія Отдѣленія Русскаго Языка и Словесности“, XIV, 4, S. 197.

26. Ebenda. S. 200.

im Delirium, in einer Halluzination . . . Es unterliegt aber keinem Zweifel, daß ich in allen diesen Vorstellungsmodi eben den gleichen, „denselben“ oder aber „ähnlichen“ Laut vor mir haben kann. Und das phonologisch-lautlich charakteristische an diesem Laut ist vom jeweiligen Vorstellungsmodus unabhängig. Einen im Traum gehörten Laut (n) kann ich mit einem in der Phantasievorstellung gegebenen Laut vergleichen, und sie als „ähnliche“, „gleiche“, „unähnliche“, „verschiedene“ u. s. f. bezeichnen, ohne daß ich damit etwas über die Vorstellungsakte selbst (die einander vollkommen heterogen sein können) aussage. Träume ich oder halluziniere, höre ich ein gesprochenes Wort oder bilde es mir nur ein — immer ist ein i von einem u verschieden, immer steht z. B. das offene o einem geschlossenen o näher als z. B. einem i oder k u. s. f.

Dasselbe können wir — mutatis mutandis — auch von den anderen Vorstellungsinhalten behaupten. Wir bringen hier einige Beispiele, die zur Veranschaulichung dieses Sachverhaltes dienen können.

Wir nehmen Beispiele, wo wir es mit solchen Inhalten zu tun haben, die „geordnet“, d. h. in ein System gebracht werden können. Wir wollen uns aber nicht allzuweit von der Phonologie entfernen. Deswegen nehmen wir zunächst nur solche Inhalte, die uns ebenfalls durch unsere Sinnlichkeit, in der sinnlichen Wahrnehmung zugänglich sind.

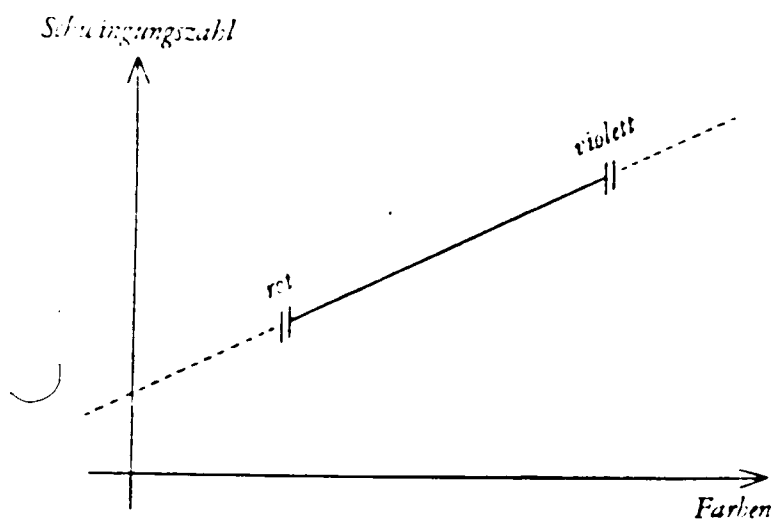
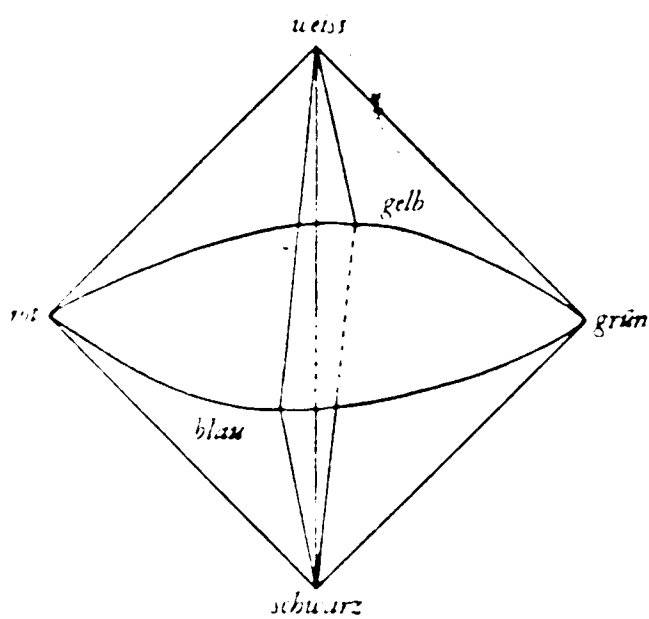
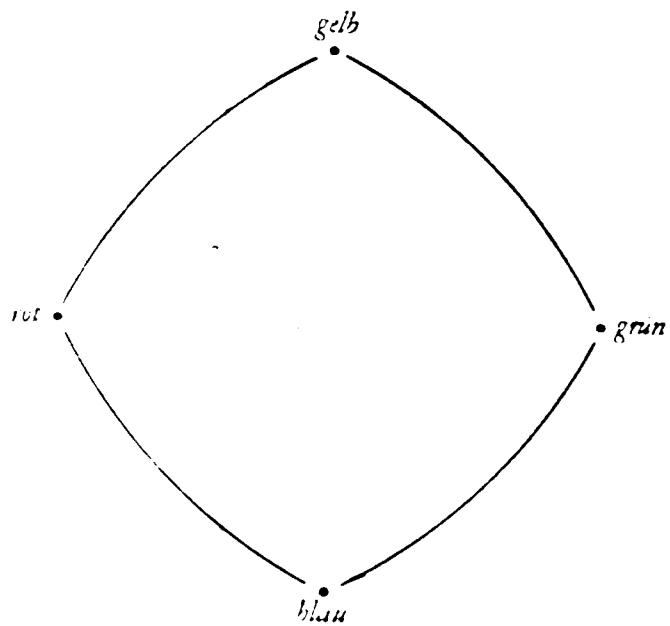
1. Als erstes Beispiel nehmen wir das System der Farben. — Die Vorstellungsmodi, in welchen die Farben uns gegeben sein können, sind recht mannigfaltig: alle Modi, die wir oben in Bezug auf die Lautvorstellungen genannt haben, können ebensogut auch Modi der Farbvorstellungen sein. Die Inhalte dieser verschiedenen Vorstellungsarten stehen aber zu einander in Beziehungen, die uns immer — ohne Rücksicht darauf, in welchem Vorstellungsmodus die eine oder die andere Farbe auftritt — die ganze Mannigfaltigkeit der Farben zu einem System anzuordnen gestatten. Erstens ist jede Farbe immer sich selber „gleich“ — die „rote“ Farbe können wir sehen, träumen, „uns vorstellen“, „uns an sie erinnern“ — immer bleibt es gegebenenfalls dieselbe rote Farbe, dieselbe „eigentümliche Schattierung“ (etwa die eigentümliche rote Farbe der polnischen Flagge, die in Rußland volkstümliche „Kumač“-rote Farbe, die rote Farbe eines bestimmten Sternes — etwa des Antares im Sternbild Skorpion, u. s. f.). Außerdem sind alle Farben durch die ihnen zukommenden Ähnlichkeitsbeziehungen gekennzeichnet — „Rot“ ist dem „Purpurrot“ oder „Orange“ ähnlich, dem „Gelb“ „weniger ähnlich“, dem „Grün“ oder „Blau“ „gar nicht ähnlich“ u. s. f. Die Ähnlichkeitsbeziehung gestattet uns dabei die Farben „reihenartig“ zu ordnen — denn eine bestimmte

Schattierung Orange ist einer bestimmten Schattierung Rot „ähnlicher“ als eine andere Schattierung Orange derselben Schattierung Rot; wir können von den einander „näher“ stehenden Farben reden; können also die Farben in *Reihen* ausrichten. Die Mannigfaltigkeit *aller* Farben läßt sich bekanntlich zu einem Viereck ordnen, in welchem auf jeder Seite einander „ähnliche“ Farben liegen werden, und um die Ecken herum diese Ähnlichkeitsbeziehung verschwinden wird. An den Ecken werden in diesem Falle Rot, Gelb, Grün und Blau liegen. Wenn wir nicht nur gesättigte Farben nehmen werden, sondern auch Weiß und Schwarz berücksichtigen, so läßt sich diese kompliziertere Mannigfaltigkeit zu einem Oktaeder ordnen, wo auf den Ecken Rot, Gelb, Grün, Blau, Weiß und Schwarz stehen und innerhalb dieses Oktaeders sämtliche Farben liegen werden: außer den gesättigten Farben, auch z. B. Braun, verschiedene Schattierungen Grau, Rosa, „Isabellgelb“ u. s. f. Diese geordnete Mannigfaltigkeit wird alle Farben umfassen, *die überhaupt möglich sind*. Jede beliebige Farbe, die vielleicht in der Welt nie ihre „Verwirklichung“ gefunden hat, die nie vorgestellt, geträumt, gesehen wurde, liegt sicher innerhalb dieser Mannigfaltigkeit. Bekanntlich ist die Struktur der Farbenwelt vom Standpunkte der Physik aus betrachtet eine vollkommen andere: wenn wir als eine Koordinate die Zahl der Ätherschwingungen nehmen, so ändert sich diese Zahl in einer einfachen „linearen“ Weise, indem die Zahl der Ätherschwingungen von Rot bis Violett parallel mit der Farbenveränderung ununterbrochen und ständig wächst. Wir erhalten ebenfalls *jede* mögliche gesättigte Farbe, wenn wir in gewissen Grenzen (außerhalb dieser Grenzen liegt auf einer Seite „Infrarot“ auf der anderen „Ultraviolett“, die beide für uns unsichtbar sind) eine gewisse Schwingungszahl herausgreifen (27). Diejenige Mannigfaltigkeit in der physischen Welt, die den Farbenqualitäten entspricht, hat also eine durchaus andere Struktur als die Mannigfaltigkeit der „sichtbaren Farben“.

2. Wir mögen eine Melodie wahrnehmen oder uns vorstellen, in einem Traume oder in einer Halluzination „hören“ — immer kann sie nur aus den Tönen bestehen, die einem Ton-system angehören, das eine allgemein bekannte Struktur hat. Von dem untersten Ton, den wir noch hören können, bis zum höchsten steigen die Töne immer in die Höhe — was „in die Höhe steigen“ bedeutet, weiß jeder, der die Töne überhaupt zu unterscheiden vermag. Außerdem kehren nach einer bestimmten Steigung (eine Oktave) immer die Töne von neuem wieder, die

27. Auch etwaige Veränderungen der Ansichten der Physik vom Wesen des Lichtes werden an unseren Überlegungen nichts ändern können.

D. Čyževskýj:



den früheren eigentümlicherweise „ähnlich“ sind, obgleich sie eben um eine (bzw. zwei u. s. f.) Oktave „höher“ klingen. Man kann diese Mannigfaltigkeit gut durch eine räumliche Spirale veranschaulichen, die sich immer nach vorne („in die Höhe“) bewegt und dabei nach je einer Umdrehung sich in genau derselben Lage in Bezug auf ihre Axe befindet. Wenn wir die entsprechenden *physischen* Vorgänge betrachten, so können wir sie nur in eine ganz andere Ordnung bringen — die Zahl der Schwingungen, die die physikalische Seite der Tonerscheinung ausmachen, wächst in einer Oktave ums Doppelte. Also auch metrisch werden die beiden Systeme: der „gehörten Töne“ und der physikalischen Töne ganz verschieden aufgebaut. — Was für eine Melodie ich im wachen Zustande oder im Traum auch hören oder mir vorstellen mag, jede besteht und kann nur bestehen aus den Tönen, die diesem System aller möglichen Töne angehören. Das beweist auch die interessante Tatsache, daß jede etwa im Schlaf oder in einer Halluzination geträumte Melodie „aufgeschrieben“ werden kann (eventuell nicht in unserer gewöhnlichen, sondern in irgendeiner anderen Tonleiter). — Sehr wichtig ist es zu beachten, auf welche Weise die in der Musik gebräuchlichen Tonleitern aufgebaut werden. Jede existierende — und auch jede mögliche Tonleiter ist eine Auswahl aus unserem oben charakterisiertem „allgemeinen Tonsystem“, das alle überhaupt möglichen Töne enthält. Die Auswahl kann verschieden getroffen werden (Fünftonleiter, Vierteltonsystem u. s. f.), immer werden in einer solchen Tonleiter die Töne aus unserem „allgemeinen Tonsystem“ vorkommen und *nur* sie, — denn es gibt keine anderen Töne und es kann keine anderen geben!

3. Nur andeutungsweise sprechen wir hier noch von einem Beispiel der Vorstellungsinhalte, die ebenfalls zu einem System geordnet werden können. Das sind die räumlichen anschaulichen Strukturen. Alle Kreise, die überhaupt möglich sind, kann ich nach der Größe (nach dem Durchmesser) ordnen. Denn in Bezug auf die „Form“ sind alle Kreise einander vollkommen „gleich“. In diesem System aller möglichen Kreise (von welchem sicher nur ein unbedeutender Teil „verwirklicht“ — in der Anschauung gegeben — vorgestellt, gesehen, u. s. f. ist) wird jeder mögliche Kreis seine Stelle finden. — Auf ähnliche Weise — nur mit Berücksichtigung noch anderer Faktoren außer der „Größe“ lassen sich auch andere räumlich-anschauliche Figuren ordnen. Jedenfalls wird es sich um ein System aller möglichen Figuren dieser oder jener Art handeln, ohne Rücksicht auf ihre Existenz in der Anschauung (28).

28. Wir sprechen hier von den anschaulichen Figuren, ohne auf ihre „mathematische Existenz“ Bezug zu nehmen. Eine oder andere Ansicht

Wir wollen die Systeme dieser Art „Systeme der Möglichkeiten“ nennen. Denn die Elemente dieser Systeme sind jeweils nur in potentia gegeben, das heißt — sie können unter Umständen auftreten, „verwirklicht“, vorgeschellt, geträumt, gesehen, gehört u. s. f. werden. Diese Verwirklichung bzw. Nicht-Verwirklichung spielt aber für die „Realität“ dieser Elemente gar keine Rolle. Man kann z. B. das Vorhandensein der gesättigten Farben in Zweifel ziehen, sicher sind nicht alle möglichen Melodien schon verwirklicht worden. Physisch können ja überhaupt keine *geometrischen* Figuren (etwa Punkte und Linien, die keine bzw. nur eine Dimension haben) existieren. In der Natur und im menschlichen Bewußtsein sind also sicher nicht alle „Möglichkeiten“, die zu den Elementen unserer Systeme gehören, verwirklicht worden. Manchmal gibt es gewisse „bevorzugte“ Möglichkeiten, die im Gegensatz zu allen anderen verwirklicht werden (etwa eine Farbe, die gerade die Wellenlänge der Farbe eines Farbstoffes hat, die Töne, die unserer, in der Tonkunst angenommenen, Tonleiter angehören u. s. f.). Diese „bevorzugten“ Möglichkeiten können sich mit der Zeit ändern, ein System der bevorzugten Möglichkeiten macht also eine Entwicklung durch — wie etwa die musikalische Entwicklung (wir denken dabei nicht nur an die Veränderungen der Tonleiter, etwa an das Auftreten der Vierteltonmusik, — auch der Instrumentenklang ist z. B. gewissen „sekulären Wandlungen“ unterworfen (29) u. s. f.). Das allgemeine Farbensystem, Tonsystem und alle anderen ähnlichen Systeme stehen außerhalb dieser Veränderungen und Wandlungen, weil sie außerhalb der Kausalität stehen, überhaupt keine Existenz in der „realen“ Welt (sei es physischen, sei es psychischen) haben (30).

4.

Auf Grund unserer Darstellung, die freilich keinesfalls erschöpfend ist — und im Rahmen eines Vortrages kann man eine erschöpfende Darstellung unmöglich geben — können wir jetzt Einiges über die Grundlagen der Phonologie sagen.

Ich glaube, wir dürfen von einem „allgemeinen System der Lautmöglichkeiten“ sprechen. Diesem allgemeinen System ge-

vom Wesen der mathematischen Objekte berührt unsere Betrachtungen in keinem Punkte.

29. Vgl. Erpf: Grundfragen der neuen Instrumentation, „Melos“, 1925, IV.

30. Ich glaube, daß sich meine Gedankengänge in die philosophische Sprache der sog. „phänomenologischen Schule“ ohne Schwierigkeiten übertragen ließen. Aus oben erwähnten Gründen möchte ich aber hier keinesfalls einen bestimmten philosophischen Standpunkt einnehmen. Vgl. zur Frage über die Grundlegung der konkreten Wissenschaften den Artikel Oskar Beckers in „Philosophischer Anzeiger“, 1930.

hören alle Laute an, die überhaupt möglich sind. Die Arbeiten des Fürsten N. S. Trubetzkoy haben ihre prinzipielle Bedeutung auch darin, daß sie gezeigt haben, daß dieses „allgemeine phonologische System“ eine bestimmte innere Struktur hat. Früher konnte man nur vermuten, daß die Laute, die in allen Sprachen verwirklicht werden, bzw. möglich sind, miteinander durch Beziehungen verbunden sind, die das Aufbauen eines solchen „allgemeinen Systems“ ermöglichen. Vor allem waren die Vokale *einiger* Sprachen schon seit längerer Zeit zu solchen Systemen geordnet (31). Die Arbeiten Trubetzkoy's zeigen aber, daß alle Laute *aller* Sprachen: Konsonante wie Vokale ein System (Trubetzkoy hat die Struktur dieses allgemeinen Lautsystems aufgeklärt, d. h. die „Koordinaten“ dieses Systems und ihre „Rangordnung“) bilden, von welchem alle phonologischen Systeme dieser oder jener Sprache nur „Teilsysteme“ sind. Wenn die Arbeiten Trubetzkoy's mit der Zeit verbessert oder ergänzt werden, wird das an ihrem bahnbrechenden Charakter nichts ändern. Nach den Arbeiten Trubetzkoy's steht fest, daß es ein System aller möglichen Sprachlaute gibt, welchem die Laute aller existierenden und möglichen Sprachen als seine Elemente angehören. — Der Gedanke, daß es ein allgemeines System der Vokale gibt, wurde schon im XVIII. Jahrhundert ausgesprochen, nämlich von C. Hellwag: „Zwischen diesen Reihen und Stufen (der Vokale der deutschen Sprache D. Č.) könnte man noch unendlich viele andere einschalten, welche Völker von verschiedenen Sprachen und Mundarten im Sprechen gebrauchen: so ließen sich vielleicht alle Vokale und alle Diphthonge, welche je ein Mensch ausgesprochen hat, gleichsam mathematisch durch Stufen bestimmt angeben“ (32). Dieser Gedanke hat aber keine wissenschaftliche Bedeutung, wenn er nur verkündet wird, ohne daß die Struktur des Lautsystems aufgezeigt wird. Das ist erst die Leistung Trubetzkoy's.

Jedes einzelne phonologische System, das heißt jedes phonologische System irgendeiner konkreten (existierenden oder möglichen) Sprache ist eine Auswahl aus dem allgemeinen Lautsystem. Jede solche Auswahl ist ein System der in dieser oder jener Sprache „geltenden“ Laute. In dieser Beziehung erinnern die phonologischen Systeme der einzelnen konkreten Sprachen an die Tonleitern in den musikalischen Systemen verschiedener Völker und Zeiten. Die Struktur der Teilsysteme

31. Vgl. dazu C. Stumpf: Die Sprachlaute. Experimentell-phonetische Untersuchung. Berlin, 1926. Dieses vorzügliche Buch gibt auch Aufschluß über die Geschichte der Frage.

32. C. Hellwag: De formatione loquale. Diss. Tübingen. 1781. — W. Viëtor: Aus Hellwags Nachlaß. „Phonetische Studien“, Bd. II, 1889 (zit. bei C. Stumpf op. cit. S. 253).

kann die gleiche wie die des allgemeinen Systems oder aber auch eine andere (das hängt von der Auswahl der Elemente ab) sein. Diese — in jeder Sprache geltenden Laute — haben eine „bevorzugte“ Stellung in dem Sinne, daß sie immer verwirklicht werden — im Sprechen und im Hören. Sogar dann, wenn in einer individuellen Sprache (persönliche Sprachfehler, oder Versprechen in jedem Einzelfalle) ein anderer Laut, als der in dieser Sprache geltende verwirklicht wird, wird dieser reell verwirklichte Laut als ein zum phonologischen System dieser Sprache gehöriger Laut „aufgefaßt“, — das heißt — entweder wird der „falsche“ Laut für den richtigen, in diesem System geltenden gehalten, oder aber er wird als „unphonologisch“, „unverständlich“, „ungegliedert“ („нечленораздельный“) vom Bewußtsein des Zuhörers „abgelehnt“. Mit anderen Worten: dieser „falsche“, falsch ausgesprochene Laut wird entweder mit einem naheliegenden Phonem identifiziert oder aber er wird als ein Laut empfunden, der keinen phonologischen „Wert“ hat. Das ist doch genau dasselbe, was beim Hören der Musik geschieht, wenn etwa ein Geiger beim Spielen „danebenkratzt“. Entweder (wenn der Unterschied des reproduzierten Tones und des „richtigen“, vorgeschriebenen Tones „unmerklich“ ist) fassen wir den falschen Ton als einen, der zu unserer Tonleiter gehört, auf (physikalisch genommen sind sicher immer sozusagen „mikroskopische“ Abweichungen von den Tönen unserer Tonleiter da), oder aber wir sprechen von einem „Fehler“, und der falsche Ton wird einfach vom Bewußtsein abgelehnt, wie andere akustische „Störungen“ — etwa Husten eines Zuhörers, der Lärm der Straße, der in das Musikzimmer hineindringt u. s. f. Interessante Beispiele einer solchen „Interpretation“ der Laute, die physikalisch und physiologisch mit den Phonemen einer bestimmten Sprache höchstens eine sehr entfernte „Ähnlichkeit“ haben, geben z. B. die Versuche, eine unbekannte Sprache nachzuahmen (vgl. im „Krieg und Frieden“ L. Tolstojs die russischen Soldaten, die ein französisches Lied wiederholen), genau dasselbe geschieht bei Versuchen, verschiedene Tierlaute (vor allem Vogelstimmen) mit Hilfe der Worte einer menschlichen Sprache nachzuahmen (33).

Der Gedanke, daß die Phoneme eigentlich nur „in potentia“ gegeben seien, wurde von Baudouin de Courtenay schon in seiner Antrittsvorlesung 1870 ausgesprochen: „die Sprache ist ein bestimmter Komplex gewisser Bestandteile und Kategorien, die nur in potentia existieren“ (34). Die Idee der „potentiellen“

33. Bei Stumpf, op. cit. S. 267, vgl. den Artikel Polivanovs in dieser Sammelschrift.

34. Zit. in Jakobsons Nachruf, „Slavische Rundschau“, I, 10, 810 ff.

Spracherscheinungen wurde von V. Mathesius (ohne Einfluß Baudouins) ausgearbeitet (35). Alf Sommerfelt spricht in einer Arbeit von den Phonemen als „modèles“ der Laute, die von den Sprechenden verwirklicht werden, und zwar immer nur mit gewissen „Oszillationen“ (36).

Wir können die Definition, die von der Schule Baudouins dem Phonembegriff gegeben wird, im Sinne unserer obigen Überlegungen interpretieren. Schon von Anfang an wurde Baudouin natürlicherweise darauf aufmerksam, daß ein Phonem durch „verschiedene“, ja auch „sehr verschiedene“ reelle Laute „vertreten“ wird. Er hat versucht, diese Schwierigkeit auf verschiedenen Wegen zu lösen, — das Phonem sei eine „Vorstellung“, die immer sich selber gleich bleibt, wie verschieden die „Lauterscheinungen“ physisch und physiologisch auch sein mögen: „Der Sprechende kann schreien, aber die Intensität seines Schreiens hat ihre Grenzen, er kann flüstern und immer schwächer und schwächer sprechen, endlich wird das Sprechen überhaupt unhörbar. — — — Verschiedene Mitglieder derselben Sprachgemeinschaft haben verschiedene Stimmlagen (Sopran, Alt, Tenor, Bariton, Baß . . .), [ihre Stimmen haben D. Č.] auch andere Schattierungen, es sind auch individuelle Färbungen der Aussprache möglich, die Stimme eines und desselben Individuums variiert in Verbindung mit seiner Stimmung und mit anderen Umständen, aber alle diese Unterschiede qualitativer Art liegen innerhalb gewisser Grenzen, nicht höher als ein gewisses Maximum und nicht niedriger als ein gewisses Minimum“ (37). Ščerba glaubt, daß diese Variabilität in der konkreten Verwirklichung der Phoneme für das Phonem wesentlich ist. Das Phonem ist seiner Meinung nach „der Vorstellungs-Typus, welchem verschiedenartige Aussprachen entsprechen“ (38). „Bei Menschen, die eine Sprache vollkommen beherrschen, können die Vorstellungen des [Wort]-Sinnes mit irgendeiner Laut-Vorstellung eines Wortes, mit einem lautlichen Wort-typus verbunden werden, welchem verschiedene Aussprachen entsprechen, wobei die Amplitude der Variationen zuweilen sehr groß sein kann“ (39). „Von der Größe der Variationen kann man sich eine Vorstellung machen, wenn man sich erinnert, wie

35. V. Mathesius: O potenciálnosti jevù jazykových. Praha, 1911.

36. Alf Sommerfelt: Sur la nature du phonème. „Nordisk Tidsskrift for Sprogvidenskap“, I, 1928, S. 23.

37. J. Baudouin de Courtenay: „Объ отношеніи русскаго письма къ русскому языку“. St. Petersburg. 1912, S. 19, „Einleitung . . .“, S. 18.

38. L. Ščerba: Русскіе гласные въ качественномъ и количественномъ отношеніи. St. Petersburg. 1912, S. 8.

39. Ebenda, S. 3.

groß die Fehler beim Lesen sein können“. — Auch bei D. Jones und Jespersen finden wir ähnliche Gedankengänge (40).

Interessant sind die Beispiele der sprachlichen Variationen eines Phonems. Ich möchte nur einige Beispiele anführen: In der Ainu-Sprache gibt es keinen Unterschied zwischen stimmhaften und stimmlosen Dentalen, so daß z. B. ein Wort gleich „kotan“ oder „kodan“ ausgesprochen werden kann — es wird als „dasselbe Wort“ von den Mitgliedern dieser Sprachgemeinschaft gehört und erkannt. In der südamerikanischen Indianer-Sprache spielt die Lage der velum palati keine Rolle, darum sind in dieser Sprache solche Dubletten möglich (die von einander gar nicht unterschieden werden), wie etwa nene-dede, da die Paare *n/d* oder *b/m* zu je einem Phonem gehören. Ščerba hat bewiesen, daß im Russischen in manchen Fällen nur $\frac{1}{6}$ der Zeit, in der ein Phonem *a* gehört wird, wirklich *a* ertönt, $\frac{5}{6}$ der Zeit sind es andere Vokale, die teilweise phonologisch „ungültig“ sind. Manche phonetische Elemente können nicht nur variieren, sondern auch da sein oder fehlen, das macht auch keinen Unterschied aus (vor 20 Jahren hat Mathesius darauf aufmerksam gemacht, daß z. B. die Wortgrenze in den meisten Fällen und in vielen Sprachen phonetisch überhaupt nicht verwirklicht wird). (41)

Ein Phonem kann nur innerhalb eines *Systems* bestehen — das heißt, von anderen Phonemen unterschieden oder wiedererkannt werden (42). Die Frage nach der Struktur der möglichen Systeme erhält deshalb für die Phonologie eine große Bedeutung. Diese Frage ist leider von der formalen Logik noch nicht genügend geklärt. Ich kann aber in diesem Zusammenhange auf diese — an sich sehr wichtige — Frage nicht näher eingehen.

5.

Noch einige Einzelbemerkungen zum Phonembegriff:

1. Ein Phonem ist immer in einem System gegeben, in welchem es von einem bzw. mehreren anderen Phonemen unterschieden werden kann. (*s* und *z* sind im Englischen zwei verschiedene Phoneme, im Norwegischen — gehören beide Laute zu demselben Phonem (43). Ebenso z. B. die betonten und unbetonten Vokale im Russischen oder Ukrainischen einerseits und

40. Ebenda, S. 3, vgl. R. Šor: Язык и общество. Moskau, 1926, S. 51, O. Jespersen: Phonetic Transcription and Transliteration. Oxford, 1928.

41. V. Mathesius: op. cit., auch Trubetzkoy, „Travaux...“, I. Die oben angeführten Beispiele sind dem Buche E. Polivanovs „Введение в языкознание“ (Lngr. 1928, 215) entnommen.

42. Vgl. etwas abweichende Darstellung bei de Groot in „Donum Natalicum Schrijnen“, S. 549 ff.

43. Alf Sommerfelt, op. cit.

im Čechischen oder Polnischen andererseits.) Denn nur durch wechselseitiges Kontrastieren können die Laute ihren phonologischen Wert erhalten.

2. Man kann die Vermutung aussprechen, daß auch die emotionalen Merkmale der tönenden Rede ein System bilden, welches gleichfalls ein „System der Möglichkeiten“ ist. Einzelne Tatsachen weisen darauf hin, daß es auch hier ein allgemeines System der Intonationen, von welchem die Intonationssysteme der einzelnen Sprachen nur Teilsysteme sind, gibt (44).

3. Auch die *Entwicklung* der Sprache kann durch die Erforschung des „allgemeinen phonologischen Systems“ gelöst werden: indem man die Entwicklungsmöglichkeiten für ein bestimmtes Moment der Entwicklung untersucht. Ein System kann sich nur als ein Ganzes entwickeln. Ein Teilsystem des allgemeinen phonologischen Systems wird zu einem anderen Teilsystem desselben allgemeinen Systems. Die phonologische Forschung ist die Voraussetzung des Sprachgeschichtlichen.

4. Die Unterschiede in den physikalischen oder physiologischen Lautbildungsprozessen sind nur insofern für die Phonologie von Wichtigkeit, als sie zur Differenzierung von Bedeutungen in dieser oder jener Sprache dienen können. Diese These ist zur Zeit das allgemeine Element aller mir bekannten Definitionen des Phonems (45). Die Unterscheidbarkeit der Phoneme hängt aber keinesfalls mit der physischen bzw. physiologischen Beschaffenheit (Verschiedenheit) der Lautbildungsprozesse oder mit der psychologischen „Leichtigkeit“ der Unterscheidung der Laute zusammen. Neben den Fällen, wo ganz verschiedenartige Laute ein Phonem vertreten können (etwa oben angeführte Beispiele: *d/t, n/d, b/m* u. s. f.), kennt die Sprachwissenschaft Fälle, in welchen eine Sprache die feinsten, kaum noch unterscheidbaren (physisch, physiologisch oder psychologisch) Schattierungen der Laute in ihrem phonologischen System verwendet. Ščerba hat in seiner Untersuchung des ostlausitzer Dialektes gezeigt, daß in diesem Dialekte die feinsten Schattierungen der Laute zur Unterscheidung der Worte dienen, also phonologischen Wert haben. So fungieren in dem genannten Dialekte drei *i*-, zwei *u*- und drei *e*-Schattierungen als ganz selbständige Phoneme (46).

5. Schon bei Baudouin de Courtenay finden wir zuweilen Hinweise darauf, wie die Auswahl der Phoneme (nach unserer Auf-

44. Für diesen Hinweis bin ich R. Jakobson zum Dank verpflichtet.

45. Vgl. Tytus Benni in „Donum natalicum Schrijnen“, S. 35 ff. und „Dalszy przyczynek do analizy pojęcia fonemu“ in „Prace filologiczne“, XV, S. 213 ff.

46. L. Ščerba: Восточно-лужицкое нарѣчіе. Petrograd. 1915.

fassung — aus dem „allgemeinen phonologischen System“) getroffen wird. Die Auswahl wird jeweils in einer Sprachgemeinschaft getroffen. Die Erklärung dieser Auswahl kann man auf soziologischem Wege geben.

Baudouin spricht (neben der oben zitierten Behauptung, daß „die Sprachvorstellungen nur in den individuellen Köpfen existieren“ — 47) sehr oft auch von der „Sprachgemeinschaft“ und vom „sozialen“ Moment, ohne zu merken, daß das eigentlich seinen Psychologismus aufhebt. „Jedes neue Mitglied der Sprachgemeinschaft bekommt alle Worte schon fertig“ (48). „Die Sprache ist ein Komplex der gegliederten und sinnvollen Laute und Lautgefüge, die zu einer Einheit“ erst durch „die Einheit eines Volkes“ verbunden sind (49). Neben der psychologischen Sprachforschung spricht Baudouin manchmal auch von der „soziologischen“ (50). Dieser Gedanke wird in der letzten Zeit von einer Reihe der Schüler Baudouins besonders unterstrichen. So definiert V. Tomaševskij (51) ein Phonem als „sozial-wertvollen Laut einer Sprache“, wobei er offensichtlich meint, daß jedes Phonem in einer *bestimmten* Sprachgemeinschaft gültig ist und gültig sein kann. Ähnliche Definitionen finden wir bei G. Vinokur — „das Phonem ist der soziale Gehalt eines Lauts“ (52), bei R. Šor: — „der Begriff des Phonems entspricht den sozial-überindividuellen Momenten in der lautlichen Seite eines Wortes“ (53). Wenn man dabei berücksichtigt, daß die Sphäre des „Sozialen“ keinesfalls die Sphäre des Individuell-Psychologischen ist (54), daß vielmehr die „Tatbestände der Kultur“ eine von der psychologischen unabhängige Realität haben, so wird man in dieser „soziologischen“ Interpretation des Phonems eine unserer Tendenz verwandte erblicken können. Es ist jedenfalls sehr bezeichnend, daß jüngst auch der treueste Schüler Baudouins, Ščerba anerkannt hat, daß die Grundlagen der Baudouinschen Sprachlehre von ihrer psychologistischen Hülle endlich befreit werden können und müssen. (55).

6. In jeder Sprachgemeinschaft haben diese oder jene Laute (eben diejenigen, die dem Lautsystem dieser Sprache angehören)

47. „Einleitung...“, S. 41.

48. Ebenda, S. 130, vgl. S. 161.

49. Vgl. bei Loja, op. cit. unter 1, S. 134.

50. Lexikon, D. 543, „Труды“, S. 276.

51. „Языковедение и материализм“, cit. S. 133.

52. G. Vinokur: Культура языка. Moskau, 1925, S. 16.

53. R. Šor: op. cit., S. 51.

54. Zu diesem Problemkomplex siehe das vorzügliche Buch von G. G. Špet: „Einleitung in die Völkerpsychologie“ (russisch), Moskau, 1927, S. 59, 68 f., 73, 104, 132.

55. Nachruf in „Известия по русскому языку и словесности Академии Наук СССР“, Bd. III, S. 315.

sozusagen eine „soziale Geltung“. Das bedeutet, daß sie „Kulturartbestände“ dieser Gemeinschaft sind, daß dieses phonologische System in dieser sozialen Gemeinschaft „da ist“, — in einer eigentümlichen Weise „da ist“, die keinesfalls mit einer natürlichen oder psychischen Existenz verwechselt werden darf. (56).

7. Einige Bemerkungen zur Frage, wie die psychologische Verwirklichung der Phoneme (das Sprechen und das Hören) vor sich geht, haben wir oben gelegentlich gegeben. Dieses Thema eingehend zu behandeln, liegt außerhalb der Aufgabe unseres Vortrages. Es ist jedenfalls klar, daß nicht die psychischen Erscheinungen selbst, sondern lediglich ihre Funktionen dabei von Bedeutung sind. Jeder gehörte Laut wird vom Zuhörer „gewertet“, d. h. auf die Übereinstimmung mit dem geltenden phonologischen System geprüft. Das Eine wird „anerkannt“, das Andere „abgelehnt“. „Anerkennung“ ist vor allem das Anerkennen, daß ein Laut „unserem“, „gegebenen“ phonologischen System angehört. Ebenso ist das Sprechen die Erfüllung einer Aufgabe — die Elemente dieses gegebenen phonologischen Systems und nur diese Elemente zu verwirklichen.

8. Die phonologische Forschung hat erwiesen, daß die Orthographie tiefe Beziehungen zum phonologischen System jeder Sprache hat — jedenfalls tiefere, als die physikalischen und physiologischen Prozesse. So kehrt die wissenschaftliche Entwicklung nach dem dialektischen Gesetz jeder Entwicklung in gewissem Sinne zu ihrem Ausgangspunkte zurück; denn die „Buchstaben“ gewinnen wieder eine gewisse Bedeutung — nur in einem ganz anderen Sinne als das in der pseudo-linguistischen „Buchstabenforschung“ der Fall war!

6.

Zum Schluß noch einige Bemerkungen zum Problem des „allgemeinen phonologischen Systems“.

Man könnte denken, daß wir, wenn wir von einem „allgemeinen phonologischen System“ sprechen, eine selbständige Existenz der Elemente dieses Systems im Auge haben, eine Existenz außerhalb des physischen und psychologischen Seins von der Art, wie man sich oft die „platonischen Ideen“ vorstellt (diese Auffassung — sei hier bemerkt — hat weder mit dem geschichtlichen Plato noch mit dem inneren tiefen Sinn des Platonismus etwas zu tun!). Das ist in keiner Weise der Fall. Die lautlichen Möglichkeiten haben eine gewisse Realität, haben Bestand und die Beziehungen zwischen ihnen können einer strengwissenschaftlichen Analyse unterworfen werden, ohne daß sie

56. Vgl. vorzügliche Ausführungen G. Š p e t s: op. cit.

in diesem, sozusagen „massiven“ Sinne „existieren“. Wir können doch die Farben, die wir im Traume oder im Delirium gesehen haben, mit den Farben dieses oder jenes Gegenstandes vergleichen, ohne daß wir damit die Existenz unserer Traum-bilder mit der Existenz der so oder so gefärbten Gegenstände vergleichen.

Ja auch ganz „willkürlich“ gesetzte Systeme haben in ähnlichem Sinne Realität und können ebenso wissenschaftlich erforscht werden. Denken wir nur an das Karten- oder Schachspiel. Die physische Realität der Karten oder des Schachbrettes oder die physische Beschaffenheit der Figuren interessieren uns ebensowenig, wie die Vorstellungen des Schachspielers und ihr Verlauf. Uns interessiert nur die *Bedeutung* der Karten und Figuren, und das Schachbrett ist nur der materielle Behelf, um sich die komplizierten Beziehungen der Figuren zueinander leichter vorstellen zu können. Die Schachtheorie (bzw. Kartenspieltheorie, die zur Zeit im Entstehen ist) interessiert sich nicht für die „Variationen“ der Darstellungen auf den Karten (jeder Spielkartensammler weiß gut, wie groß die Unterschiede in dieser Beziehung sind!), für die Form der Schachfiguren (auch lebendige Menschen fungieren doch zuweilen wie Schachfiguren bei entsprechenden Veranstaltungen), die verschiedene Stellung, die eine oder andere Figur innerhalb eines Feldes des Schachbrettes einnimmt — das alles ist doch vollkommen irrelevant, denn auch hier haben wir es nicht mit der Sphäre des „Existierenden“, sondern bloß „Möglichen“ zu tun.

Wer auf die Schachfiguren oder auf die Darstellungen auf den Spielkarten und nicht auf das Spiel achtet, wird sicher schlecht spielen. Nicht das Äußerliche, sondern das Wesentliche an der Sprache soll einen Linguisten beschäftigen. Die Ablehnung des Naturalismus und Psychologismus in der Sprachwissenschaft hat eine tiefe Bedeutung: sie befreit die Sprachwissenschaft von der Gefahr einer heterogenen Methode, die den Forscher auf die Abwege der kausalen Untersuchung der physischen, physiologischen und psychologischen Realitäten ablenken konnte. Psychologismus ist nicht nur vom philosophischen Standpunkte aus unhaltbar, sondern auch vom fachwissenschaftlichen aus schädlich.

PHONETIK UND PHONOLOGIE

Von Karl Bühler (Wien).

Vor mir steht eine kleine Sammlung der bestbekanntesten, von Linguisten und für Linguisten geschriebenen Handbücher

und Lehrbücher der „Phonetik“: Sweet und Trautmann, Passy und Bremer, Jespersen und Sievers, Viëtor und Luick sind darunter. Was in diesen Büchern im Singularis behandelt wird, die sprachliche Lautlehre, wird, wenn die Phonologen recht haben, in Zukunft aufzuspalten sein in zwei methodisch scharf zu trennende Betrachtungsweisen, die in merkwürdiger Art auf einander gebaut sind, in *Phonetik* und *Phonologie*. Dem Kundigen braucht niemand zu sagen, daß und warum derartige sachlich geforderte Aufteilungen (man könnte auch „Erbteilungen“ sagen) im Bereiche einer eingebürgerten Disziplin in der Regel nicht von heute auf morgen und nicht immer ganz reibungsfrei durchgeführt werden. Wir stehen am Anfang einer unvermeidlichen Auseinandersetzung, die hoffentlich dazu führt, daß sich alle Beteiligten zu erneuter und verschärfter Prüfung der Prinzipien ihrer Wissenschaft genötigt sehen. Wenn sich dann zum Schluß ergeben sollte, daß wir mit geschärftem Blick retrospektiv das Neue auch im Konzept der alten Meister schon angelegt, angedeutet finden, so wird das Endurteil lauten, es sei das Verdienst der Phonologen, etwas seither nur vom feinen Takte der besten Kenner der Sache richtig Getroffenes zur Stufe einer begrifflich exakten Fassung erhoben zu haben.

1. Es dürfte sich, um rasch an den Kern der Sache zu kommen, empfehlen, an einem einzigen klaren Beispiel sowohl das Zusammengehen wie die unvermeidliche Trennung der Phonetik und Phonologie zu illustrieren. Ich wähle dazu die programmatische Abhandlung von N. Trubetzkoy „Zur allgemeinen Theorie der phonologischen Vokalsysteme“.¹⁾ Dort wird eindrucksvoll die Quintessenz der phonetischen Vokalanalyse als Basis gezeichnet und darauf ein phonologisches Gebäude errichtet. Zum ersten, der phonetischen Basis des ganzen Unternehmens, wie ich es nenne, ist kaum mehr zu sagen, als daß sie nach dem Stand der Forschung einwandfrei entworfen ist. Und dann noch eine Trivialität, die aber nie vergessen werden darf, nämlich, daß diese Basis **u n e n t b e h r l i c h** ist für den phonologischen Versuch und von nirgendwo anders in der Welt als aus der Phonetik entnommen werden konnte.

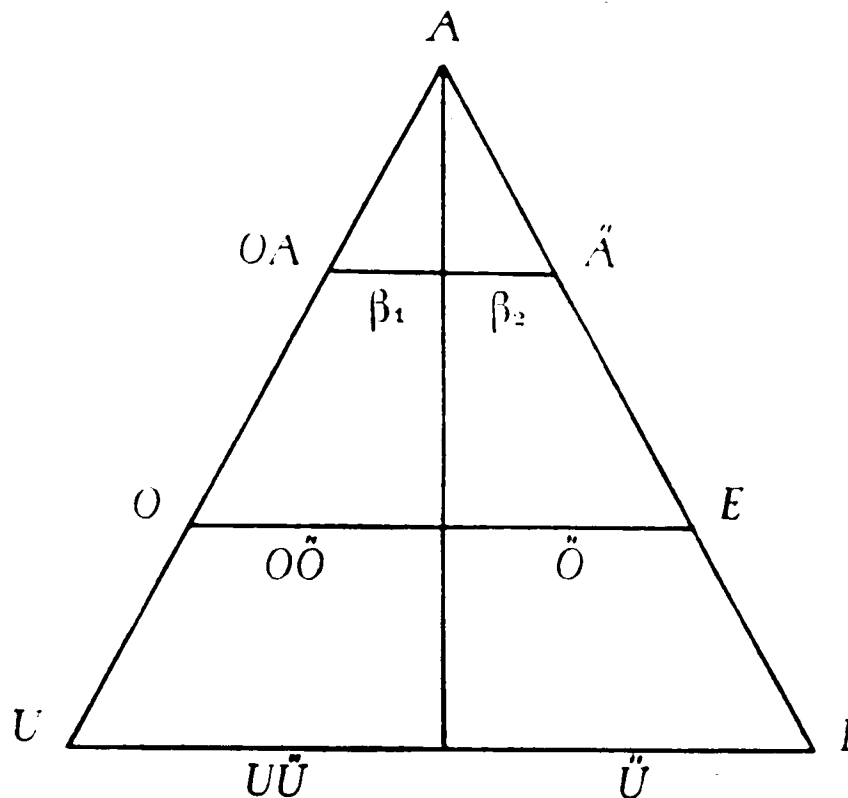
Die besten und vollkommensten Bestimmungen der **a k u s t i s c h e n** Vokalphänomene, die wir zur Zeit besitzen, stammen von C. Stumpf²⁾ und von jenen Ingenieuren, die sich im Dienste der amerikanischen Telephonkompagnien, der Radiotechnik und des Tonfilms um die technischen Hilfsmittel zur exaktesten und einfachsten Aufnahme und Analyse von Vokalkurven bemüht haben.³⁾ Soweit von Gehörphänomenen als

¹⁾ Travaux du Cercle Linguistique de Prague 1. (1929). S. 39—67.

²⁾ Die Sprachlaute. Experimentell-phonetische Untersuchungen. 1926.

³⁾ Vgl. z. B. H. Fletcher, Speech and Hearing. New York (D. van

solchen die Rede ist, müssen die Ausdrücke dieser Techniker da und dort eine Übersetzung in die Begriffe der schlichten phänomenologischen Bestimmung erfahren, dann treffen sie sich befriedigend mit den Ergebnissen von Stumpf und dem Ausgang Trubetzkoy's. Das wenige, was er als phonetische Basis seines Unternehmens braucht, darf also als wohl begründet angesehen werden. Es ist erstens die Erkenntnis von den zwei Grundeigenschaften, Attributen, der akustischen Vokalphänomene, für die der Psychologe in Analogie mit dem Farbenreiche die Namen *Helligkeit* und *Sättigung* des Vokalklages zu verwenden pflegt. Eine reine Helligkeitsreihe führt z. B. von u über ü zu i, jede zunehmende Sättigungsreihe führt gegen a, den höchstgesättigten unter den Vokalklängen hin und die wohlgeordnete Mannigfaltigkeit der Vokale im Bereiche dieser zwei Grundeigenschaften wird in erster Annäherung durch das bekannte Vokaldreieck anschaulich symbolisiert. Es sei, da sich ein gut Teil meiner theoretischen Überlegungen darauf stützen wird, hier mit abgedruckt:



Trubetzkoy verwendet die Namen Eigentonhöhe und Schallfüllgrad für Helligkeit und Sättigung, und über Namen soll man nicht streiten. Er fügt dann **z w e i t e n s** durchaus sachgerecht noch drei weitere phonetische Eigenschaften, **D a u e r**, **I n t e n**

Nostrand Co) 1929, und R. Paget, *Human Speech. Some Observations, Experiments, and Conclusions as to the Nature, Origin, Purpose and Possible Improvement of Human Speech* London (Kegan Paul) 1930.

sität und Melodieverlauf hinzu. Das alles sind phänomenologisch durchaus klare und unentbehrliche Bestimmungsmomente *jedes* konkreten Vokalklages. Denn mag immerhin die exakte Erfassung der einheitlichen Intensität eines komplexen akustischen Phänomens einige Schwierigkeiten bereiten oder mögen im Rahmen dessen, was man zunächst mit dem absichtlich gewählten, einigermaßen unbestimmten Ausdruck „Gewicht“ treffen will, noch mehrere Realisierungsmöglichkeiten offen stehen, so zweifelt doch von vornherein kein Psychologe daran, daß einem Komplexphänomen von dem Einheitlichkeitsgrad der Vokale so etwas wie eine Gesamtintensität zugeschrieben werden darf; hatte man doch Veranlassung, sogar den musikalischen Akkorden, die doch viel lockerere Einheiten als die Vokale sind, so etwas wie eine Gesamtintensität zuzusprechen. Auch zu dem interessanten Moment des Melodieverlaufs (Intonation) der Vokale, hätte der Akustiker noch allerhand Fragen zu stellen; doch sei dies alles, um Entbehrliches wegzulassen, beiseite geschoben.

Als letztes die Bemerkung, daß ich aus den phonetischen Angaben Trubetzkoy's nur die akustischen Daten herausgenommen habe, weil alles, was uns über das Verhältnis von Phonetik und Phonologie hier beschäftigen soll, reinlich im akustischen Aspekt allein zum Austrag gebracht werden kann. Fast überflüssig ist zu betonen, daß das Ganze der Phonologie ebenso wie das der Phonetik noch eine zweite Seite hat. Man wird sich im motorischen Aspekt, auf dem Gebiet der Erzeugungsanalyse der Sprachlaute, noch einmal mit der Sache zu befassen haben und dort auf neue Probleme stoßen. Und für den Sprachpsychologen im engeren Sinne des Wortes steht, wie ich glaube, gerade das Faktum der Cooperation von Lauterzeugungsapparat und Ohr, einer Cooperation, die nicht nur im Sprecher, der sich selbst hört, sondern auch im angesprochenen Hörer stattfindet, im Mittelpunkt des Interesses. In einem Kapitel der Sprachtheorie mit der Überschrift „Das Sprecherlebnis und die Sprechhandlung“, das ungefähr dem Umkreis des von de Saussure mit dem Terminus „la parole“ Gemeinten entspricht, würde ich gerade von diesem Faktum der Zweiseitigkeit, zwiefachen Bezogenheit der Sprecherlebnisse oder, was dasselbe heißt, von der genannten Cooperation als solcher ausgehen. Hier aber werden wir das Sprecherlebnis und die Sprechhandlung mit keinem Worte berühren und doch imstande sein, etwas Sinnvolles (und hoffentlich Entscheidendes) über die wissenschaftliche Konstituierung der Phonologie und ihre Abhebung von der Phonetik zu sagen. Die Phonologie muß, wenn sie vor der Kritik bestehen soll, in eine Reihe mit den, kurz gesagt, objektiv vorgehenden Wissenschaften von der Sprache, sie muß in eine Reihe mit Phonetik

und Grammatik zu bringen sein und etwas zum Gegenstand haben, was de Saussure mit dem Oberbegriff „la langue“ bezeichnen würde, wenn ihr Berechtigungsnachweis gelingen soll. Und für dieses Vorhaben ist es sowohl zulässig als zweckmäßig, die Erörterungen auf den akustischen Aspekt zu beschränken.

2. Was hat es also letzten Endes auf sich damit, daß ein- und derselbe Ausgangsgegenstand, die menschlichen Sprachlaute, einer doppelten Betrachtung, der phonetischen und der phonologischen unterworfen werden soll? Folgen wir dem phonologischen Unternehmen Trubetzkoy's. Er schreibt: „Es ist bloß ein Versuch, der eigentlich mehr eine Anregung zur weiteren Forschung als eine definitive Theorie sein will.“ Natürlich, am Anfang eines entscheidenden wissenschaftlichen Fortschritts steht in der Regel eine neue Idee. Und kein Besonnener wird den Wert dieser Idee darnach einschätzen, ob alle Anwendungsfälle, an denen sie der Entdecker im ersten Entwurf zu erläutern versucht, der nachfolgenden minutiösen Kritik standhalten oder nicht. Dasselbe gilt für die *U m f o r m u n g*, die wir an der Fassung der Trubetzkoy'schen Theorie vornehmen müssen, um ihren Kern von seiner psychologistischen Ausdrucksweise zu befreien. Unter Psychologismus verstehe ich mit Husserl eine Psychologie am unrechten Ort, eine jener Abirrungen, die der Logiker am Schema der *μετάβασις ἐς ἄλλο γένος* zu erläutern pflegt. Es ist eine Metabasis, wenn man die Phonologie als eine Lehre von den „*L a u t v o r s t e l l u n g e n*“ behandelt. Doch ersparen wir uns am Eingang die methodische Kritik; der geniale Versuch von Trubetzkoy verdient, daß man ihn nach seinem sachlichen Gehalt erfaßt und den Grundgedanken der Theorie logisch rein an den Anfang stellt.

Die ganze Phonologie steht oder fällt mit der Einführung eines eigenartigen *Relevanzprinzips* in die Lautlehre. Jeder konkrete Vokallaut hat alle fünf Grundeigenschaften, die wir aufgezählt haben; es ist gar nicht denkbar, daß ihm eine von ihnen schlechthin abginge. Er hat einen bestimmten Platz in dem Vokaldreieck nach der Helligkeit und Sättigung des Klages, die ihm eigen sind, er hat eine bestimmte Intensität, eine Dauer und einen Melodieverlauf. Jedoch es gilt der Satz (und er enthält die *W e n d u n g* von der Phonetik zur *Phonologie*), daß nicht alle diese Eigenschaften in allen Sprachen gleich *relevant* sind. Nach Trubetzkoy gibt es eine Gruppe vokalarmer Sprachen, in denen zur Differenzierung der wenigen Vokal-*phoneme*, die überhaupt darin vorkommen, nur eine von den *fünf* Eigenschaften ausgenützt wird, und das ist dann allemal die Sättigung. Solche Sprachen finden sich zum Beispiel in der westkaukasischen Sprachfamilie. Um eine von ihnen herauszugreifen: das Adyghische hat nach N. Jakovlev nur drei

Vokalphoneme, die drei wohlcharakterisierten Stufen der Sättigungsdimension entsprechen. Wenn ich drei optische Zeichen, etwa a, e und ə benütze, so habe ich damit den ganzen Schatz der adyghischen Vokalphoneme erschöpft. Wir werden darauf zurückkommen. Um erst das überraschend einfache und durchsichtige Ordnungsschema Trubetzkoy's zu zeichnen: Nennen wir einmal das Adyghische, ein eindimensionales Vokalsystem, so gibt es außer ihm noch zwei-, drei- und vierdimensionale Systeme. Das heißt nach unserer Definition z. B.: solche Sprachen, die außer der Sättigung nur noch die Helligkeitsreihe ausnützen, haben ein zweidimensionales System von Vokalphonemen. Dazu kommt dann additiv als nächste Systembereicherung die Mitausnützung von lang—kurz oder stark—schwach, also die Ausnützung von etwas, was man im allerweitesten Sinne des Wortes das Gewicht nennen könnte. Nach einer von Jakobson gefundenen Regel, benützen die meisten Sprachen phonologisch nur eines von beiden; eine Regel, von der nur wenige Ausnahmen bekannt sind, wo, wie im Deutschen und Englischen beide Momente (Dauer und Intensität) **u n a b h ä n g i g v o n e i n a n d e r** relevant werden können. Und schließlich gibt es auf der letzten Komplexionsstufe noch Sprachen, die außer allem Vorausgehenden auch noch melodische Varianten zum Aufbau ihrer besonders reichen, vierdimensionalen Systeme von Vokalphonemen ausnützen. Das ist in wenigen Sätzen das Skelett der Trubetzkoy'schen Theorie.

Worauf nun alles ankommt, ist, volle Klarheit über den Sinn und die Berechtigung des hier eingeführten Relevanzprinzips zu erreichen. Daß es nicht aus der Phonetik stammt, sondern etwas aussagt, was dem Gesichtskreis der reinen Phonetik d. h. einer reinen **M a t e r i a l** betrachtung des Lautbestandes der menschlichen Sprache **p r i n z i p i e l l** entzogen und unzugänglich ist, läßt sich beweisen. Wer zum ersten Mal von der Vokalarmut des Adyghischen berichten hört, der könnte sich die Dinge zunächst einmal so vorstellen, als kämen dort tatsächlich nichts anderes als immer wieder nur drei Vokalklänge vor. Dem ist keineswegs so; denn wir finden bei Trubetzkoy die Notiz: „Das adyghische Phonem, das N. Jakoblev durch „ə“ bezeichnet, hat nach Palatalen den objektiv-phonetischen Lautwert eines i, nach oder vor gerundeten Velaren den eines u, zwischen zwei Labialen den eines ü, nach Dentalen den eines y usw. Das Phonem „e“ lautet objektiv nach gerundeten Velaren als o, zwischen zwei Labialen als ö usw. Die Artikulationsstellung bzw. Eigentonhöhe der adyghischen Vokale ist durch die phonetische Umgebung bestimmt und bedingt; **u n a b h ä n g i g** von dieser Umgebung — und *also* phonologisch gültig — ist nur ihr „Öffnungsgrad“ [akustisch gesprochen ihre Sätti-

gung] (S. 41 f). Zu dem von mir hervorgehobenen „also“ im Texte Trubetzkoy's wird kritisch noch einiges zu sagen sein.

Vorerst, wenn man nur die hier genannten phonetischen Nuancen des Adyghischen zusammenstellt, ergibt sich, daß ihre Mannigfaltigkeit nicht geringer ist als etwa im Deutschen. Über die phonetischen Varianten des dritten Phonems, des *a*, ist zwar nichts gesagt; nehmen wir an, es zeige eine analoge Tendenz, sich von der phonetischen Umgebung bald nach *ä* bald nach *â* hin modifizieren zu lassen, dann sind nicht weniger als zehn Nuancen aufgezählt, die das ganze Vokaldreieck, also die *zwei* Dimensionen der Sättigung und Helligkeit ungefähr ebenso gleichmäßig besetzen, wie die Vokale irgend eines mindestens zweidimensionalen Vokalsystems. Rein phonetisch betrachtet kann also zum mindesten im Gebiete von Helligkeit und Sättigung zwischen dem deutschen und dem adyghischen Vokalsystem kein nennenswerter Unterschied bestehen. Von dem Phonologen aber werden sie als gründlich verschieden angesehen.

3. Da in Prinzipienfragen alles auf die höchsterreichbare logische Klarheit der Begriffe und die Widerspruchsfreiheit der axiomatischen Ansätze ankommt, so sei die zuletzt von uns gebrauchte Formel aufgegriffen und in teils spezialisierter, teils erweiterter Betrachtung durch neue Tatbestände belegt; die These nämlich, daß *phonetisch gesehen Gleiches sich in phonologischer Betrachtung als verschieden herausstellen kann*. Gelingt dies einwandfrei, dann ist die Angelegenheit einer Aufspaltung der „linguistischen Phonetik“, d. h. dessen, was in den Büchern der älteren Meister als *e i n e s* behandelt wurde, in *z w e i* vor das Forum der Logik gebracht. Und die Logik entscheidet, daß der Gegenstand der Phonetik und der Gegenstand der Phonologie *n i c h t i d e n t i s c h* sein können.

Wohl möglich, daß ein Teil der Forscher, die heute schon von der Idee der Phonologie durchdrungen sind und deren Fruchtbarkeit auf irgendeinem Spezialgebiet linguistischer Probleme erprobt haben, diesen Nachweis als überflüssig und überholt betrachten. Doch möchte ich zu bedenken geben, daß *e r s t e n s* der Beweis für alle Phonetiker zwingend gemacht werden muß, und daß *z w e i t e n s* zu hoffen ist, die Diskussion werde auch positiv einiges über das wirkliche Verhältnis der Gegenstände von Phonetik und Phonologie zu Tage fördern. Das Verdikt, „nichtidentisch“ allein wäre nicht sehr viel; aber wir brauchen es, um sinnvoll weiter fragen zu können, wie sich das Nichtidentische zu einander verhält.

Wo steht also im gegenwärtigen Augenblick die Wissenschaft, welches ist die Prozeßlage in Sachen der These: Phone-

tisch Gleiches kann phonologisch verschieden sein und umgekehrt? Wir spielen den *advocatus diaboli*, ergreifen die Partei der älteren Auffassung, der Einheitslehre, und stehen so lange zu ihr, bis wir uns gezwungen sehen, zur neueren Auffassung, der Zweihheitslehre überzugehen. Trubetzkoy stellt den Grundsatz auf: „Ein und derselbe Laut entspricht in zwei verschiedenen phonologischen Systemen zwei ganz verschiedenen psychologischen Vorstellungskomplexen“. Das heißt bei ihm soviel wie zwei verschiedenen *Phonemen*. Er fährt fort und erläutert diesen Satz an einem Beispiel: „Das deutsche „k“ enthält nur zwei Vorstellungselemente: „Tenuis“ und „dorsalen Verschlußlaut.“ Aber im ¹Kjachisch-Tscherkessischen, wo das *k* *objektiv ganz so wie im Deutschen gesprochen wird* [von mir hervorgehoben] enthält das entsprechende Phonem „k“ sechs Vorstellungselemente: die der „Stimmlosigkeit“ (im Gegensatz zu *g*), der „Schwäche“ (im Gegensatz zum starken oder geminierten *k*), der „infraglottalen Expiration“ (im Gegensatz zu dem mit Kehlverschluß gebildeten *k*), der „Ungerundetheit“ (im Gegensatz zum gerundeten *k*⁰), der „Vordervelarität“ (im Gegensatz zum hintervelaren *q*), der „Dorsalität“ (im Gegensatz zum koronalen oder apikalen *t*). Obgleich also alle motorisch-akustischen Merkmale des deutschen und des kjachischen „k“ die gleichen sind, sind im Deutschen nur zwei von diesen Merkmalen *phonologisch gültig*, im Kjachisch-Tscherkessischen dagegen — sechs und dieser Unterschied hängt nur davon ab, daß das gesamte phonologische System des Deutschen ganz anders als das des Kjachisch-Tscherkessischen beschaffen ist.“ (S. 40.)

Aus dieser eindrucksvollen Erläuterung des generellen Tatbestandes an einem paradigmatischen Fall muß, wenn wir auf festen Grund kommen wollen, die psychologische Interpretation abgestrichen, oder sagen wir vorsichtiger, zunächst auf ein Nebengeleise geschoben werden. Denn, wenn man wörtlich nimmt, was hier steht, das mit den „zwei oder sechs Vorstellungselementen“, und anderes, was bei Trubetzkoy dazu gehört, z. B. das mit den „Gleichungen im Sprachbewußtsein“ und den Assoziationsgeflechten, so ist die Sache weder zu Ende zu denken noch aufrecht zu erhalten. Das ist eine Elementenvorstellung und eine Assoziationsmechanik Herbart'scher Prägung, die heute von der Psychologie einmütig und aus guten Gründen abgelehnt werden. Sagen wir also, die Frage nach den *Gedächtnisdispositionen* im psychophysischen System der deutsch und tscherkessisch sprechenden Individuen, die Frage nach ihren *Sprecherlebnissen* und *Sprechhandlungen* soll vorerst unerörtert bleiben. Daß man sie irgendwo im Rahmen einer vollendeten Sprachtheorie behandeln muß

und daß wir sie heute gerade im Anschluß an die Befunde der Phonologie mit besseren Aussichten als früher in Angriff nehmen können, steht für mich fest. Noch mehr: die moderne Denk- und Gestaltpsychologie hätte aus der ganzen Anlage ihrer Grundbegriffe heraus (ich brauche nur an meine eigenen Arbeiten, an die von Selz und an den Strukturbegriff zu denken) die Phonologie geradezu erfinden müssen, wenn sie nicht aus dem Schoße der Linguistik entstanden wäre. Die genannten psychologischen Fragen können und müssen also einmal systematisch behandelt werden; nur nicht gerade hier, wo es gilt, die Phonologie selbst aus der Taufe zu heben. Systematisch betrachtet, gehört die Phonologie zur Domäne der Linguistik (in dem üblichen engeren Sinne des Wortes), und muß dort auch ohne die Hilfe der Erlebnispsychologie einen Platzausweis erhalten.

Was bleibt also übrig, wenn die psychologische Interpretation in Frage gestellt wird? Es bleibt nach meiner Auffassung ein objektiver Befund, an dem die Phonologie ihr Auslangen findet. Gehen wir mit dem Ziel vor Augen, die ältere Einheitslehre so lang wie möglich festzuhalten, einmal Schritt für Schritt so vor: Es liegt auf der Hand, daß jede von den sechs Bestimmungen, die Trubetzkoy an dem tscherkessischen *k* vornimmt, absolut gesehen eine phonetische Aussage ist. (Die Phonologie kommt erst sekundär zu Wort in dem jeweils beigefügten Klammerausdruck: im Gegensatz zu...) Nun, wenn diese These von der „objektiven Gleichheit“ des deutschen und des tscherkessischen *k* richtig ist, wenn „alle motorisch-akustischen Merkmale“ hier und dort dieselben sind (wofür wir Trubetzkoy die Verantwortung überlassen müssen), dann könnte der Phonetiker an dem deutschen *k* genau dieselben sechs Bestimmungen durchführen. Oder, was dasselbe heißt, man könnte sich ausdenken, ein Magier oder Techniker brächte es zustande, daß ein Austausch des korrekt gesprochenen deutschen *k* aus einem waschechten deutschen Wort hinüber in ein ebenso waschechtes tscherkessisches Wort und dort an die rechte Stelle und umgekehrt herüber des echten tscherkessischen *k*, welches dort stand, hinein in das deutsche Wort, stattfände. Ein Bäumchenwechsel sozusagen. Und der Erfolg wäre, daß kein deutscher Hörer den tscherkessischen Fremdling und kein tscherkessischer den deutschen auch nur zu wittern vermöchte; natürlich auch kein Phonetiker der Welt, sei er nun mit dem feinsten Ohr oder den besten Apparaten ausgerüstet.⁴⁾ Das

⁴⁾ All dies unter der Voraussetzung, daß die von Trubetzkoy aufgestellte Gleichung streng gültig ist. Sollte es sich bei exakter Nachprüfung ergeben, daß die Fremdlinge an Nebenkriterien (sagen wir an volksspezifischen Nuancen irgendwelcher Art oder an phonetischen Milieu-

ist zunächst ein Gedankenexperiment, mehr nicht; aber es lassen sich beachtenswerte Konsequenzen daraus ziehen.

Der *Grund*, warum sich der linguistische Phonetiker bei dem deutschen k mit zwei Angaben (Tenuis und dorsaler Verschlußlaut) begnügt, während er an dem tscherkessischen nicht weniger als sechs Bestimmungen durchführt, liegt also gewiß nicht an dem „Laut an sich“. Darüber sind die Akten geschlossen. Bleibt nur die Frage, ob nicht die übliche *Synopsis* der Laute, die im Bereiche jeder der beiden gegebenen Sprachen vorkommen, dies Verfahren fordert und hinreichend begründet. In jeder Schulgrammatik steht eine Liste, ein geordnetes Inventar der in der gegebenen Sprache vorkommenden Laute, und die gebräuchlichen Lehrbücher der linguistischen Phonetik begnügen sich nicht damit, die menschlichen Sprachlaute schlechthin zu beschreiben, sondern stecken sich das Ziel, das Lautsystem, sagen wir der englischen oder der deutschen oder einer Gruppe verwandter Sprachen oder Dialekte aufzustellen.⁵⁾ Das ist ein sinnvolles und ausführbares Unternehmen, welches niemand dem Phonetiker als solchem verwehren kann. Es läuft im ersten Ansatz darauf hinaus, daß man in ein von der allgemeinen Phonetik bereitgestelltes Ordnungsschema, das den Bereich des Möglichen absteckt, das einträgt, was sich z. B. im Englischen tatsächlich vorfindet. Da, um ein einziges konkretes Beispiel anzuführen, im modernen Englisch der ü-Laut nicht vorkommt, so bliebe in unserem Vokalschema S. 24 der ganze ü-Bereich unbesetzt für das Englische.

Versteht sich, die praktische Durchführung der Sache verlangt dann schrittweise noch einiges andere. Man bildet *Klassen*, denen die Buchstabensymbole der gewöhnlichen Schrift oder die von den Phonetikern eigens zu diesem Zweck erfundenen buchstabenähnlichen Symbole als Klassennamen zugeordnet werden. Schon angesichts dieses allgemein üblichen Verfahrens der Klas-

einflüssen, die dort und hier nicht auf gleich und gleich gebracht werden könnten) schließlich doch erkannt und entlarvt würden, so müßte dies zwar als Tatsache gebucht werden, könnte aber die prinzipielle Tragweite der Gleichung nicht in Frage stellen. Auf Nebenkriterien, die nicht zum Kernbestand der phonetischen Bestimmungen gehören, stützen sich ja auch sonst allenthalben praktisch recht wichtige Unterscheidungen, z. B. ob der Sprecher ein Kind, ein Mann, eine Frau, ob er heiser oder bei klarer Stimme, ob er heiter — erregt oder deprimiert — schlaff gestimmt ist u. dgl. mehr. All das steht hier außer Diskussion.

⁵⁾ Wie dies, um nur einen als Beispiel herauszugreifen, Viëtor schon im Titel der beiden Bücher „Elemente der Phonetik und Orthoepie des Deutschen, Englischen und Französischen“ und „Kleine Phonetik des Deutschen, Englischen und Französischen“ ankündigt und tatsächlich auch durchführt. In der „Kleinen Phonetik“ stehen (9. Aufl., S. 44 und 74) vergleichende Übersichtsschemata der in den genannten Sprachen vorkommenden Vokale und Konsonanten.

senbildung läßt sich die Frage erwägen, ob man dabei nicht unversehens aus der Phonetik in die Phonologie hinein geraten ist. Ist es Sache der reinen Konvention, wie viele Klassen unterschieden und wie sie gegeneinander abgegrenzt werden? Wenn nicht, woher in aller Welt stammt denn die Erkenntnis und Direktive der Phonetiker bei ihren Klassenbildungen? Das Reich der tatsächlich vorkommenden Vokalnuancen ist, wie das Reich der musikalischen Töne oder das der Farben eine kontinuierliche Manigfaltigkeit. Woher stammen die Gesichtspunkte für die Klassenbildung?

Mir scheint, die Diskussion der Prinzipien, auf die allein es uns hier ankommt, darf an dieser Stelle ein wichtiges Hilfsmittel, das der synoptischen Betrachtung der Phonetiker zur Verfügung steht, nicht übersehen; es ist kurz gesagt die Methodik der *Typenforschung* auf der Grundlage von Statistik und Korrelationsbestimmungen. Es genügt für unseren Zweck, die Dinge an einem Schema, einem Idealfall durchzudenken. Angenommen, wir haben einen einzigen Sprecher des Deutschen vor uns und die Möglichkeit, einen ausreichend langen und manigfaltigen Text, den er spricht, phonetisch exakt aufzunehmen. Um nicht zu viel zu verlangen, so genügt es schon, wenn alle Vokale in diesem Text, sagen wir mit der Apparatur, die Stumpf benützt hat, hinreichend exakt nach Helligkeit und Sättigung (mehr nicht) bestimmt würden. Ein jeder von ihnen hätte darnach in dem Vokaldreieck seinen eindeutig festgelegten Platz. Wie müßte das statistische Verteilungs- und Häufigkeitsbild der paar Tausend Vokale aussehen? Man kann sich leicht eine symbolische Darstellung ausdenken, an der das mit einem Blick zu erfassen wäre. Was mir vorschwebt, ist ein plastisches Relief, ähnlich denen, die man als geographische Behelfe zur Darstellung von Gebirgslandschaften verwendet. Eine Höhenlinie über jedem Punkt des Dreiecks, das als Grundfläche dient, errichtet, repräsentiert die Häufigkeit gerade dieser Nuance und die Gipfelpunkte aller Höhenlinien verbunden, bestimmen die Oberfläche des Reliefkörpers. Wie er im feineren aussieht, mag hier unbestimmt bleiben; eines aber ist uns klar: wir erwarten eine Anzahl von Höchstpunkten, Gipfeln, Hügeln in diesem Relief und zwischen ihnen trennende Täler. Wäre es so, daß alle Vokallaute, die wir in der Schrift durch ein und denselben Buchstaben symbolisieren, sehr eng beisammen lägen und unbesetzte Intervalle zwischen allen Nachbargruppen vorhanden wären, dann wäre auch die Frage nach der Anzahl der Klassen sehr klar und eindeutig beantwortet. Wie Inseln aus dem Meere, würden in diesem Falle die Hügel unseres Reliefs ringsum isoliert aus der Nullebene aufsteigen; und wir hätten nur abzuzählen: soviel Inseln soviel Klassen einfacher Vokale gibt es. Nun, so

einfach liegen die Dinge nicht. Aber, wir könnten Schritt für Schritt die Reihe der den Phonetikern bekannten komplizierenden Momente in die Überlegung mit einbeziehen und den Beweis versuchen, daß das Vorhaben des Gipfelzählens durch sie zwar erschwert aber nicht prinzipiell unmöglich gemacht wird.

Um die Sache kurz zu machen: Wo immer im Reich des Lebendigen eine Schar von Individuen, seien es nun Populationen von Menschen, Tieren, Pflanzen selbst oder Produkte von Organismen statistisch exakt erfaßt wird, da treten die natürlichen Klassen oder Typen, die in der Schar enthalten sind, am passend gewählten Verteilungsbild des Statistikers hervor. Warum sollte es bei menschlichen Sprachlauten anders sein? Es ist nicht anders; nach allem, was wir wissen, wäre auch in der Lautlehre eine rein statistische Synopsis imstande, die natürlichen Klassen oder Typen von Lauten, die im Bereiche einer wohldefinierten „Sprache“ vorkommen, zu finden. Und ein solches Vorgehen überschreitet die methodischen Voraussetzungen und Hilfsmittel der reinen Phonetik nicht.

Man kann von dieser Einsicht aus eine bestimmte nihilistisch-puristische Einstellung mancher Experimentalphonetiker gegen jede Art von Klassenbildung und Klassenabgrenzung, wie sie von den linguistischen Phonetikern immer wieder versucht worden ist, als unbegründet zurückweisen. Ich ziele auf einen prägnanten Ausspruch von Stumpf ab, um etwas ausführlicher zu erläutern, was ich meine. Stumpf beschäftigt sich mit der üblichen und linguistisch sicher unentbehrlichen Unterscheidung der offenen und geschlossenen Vokale. Um zu erfassen, wie sich die offene und geschlossene Sprechweise akustisch auswirken, vergleicht er sie mit dem, was die Gesangslehre als die zwei Techniken des offenen und gedeckten Singens unterscheiden und praktisch einüben:

„Wird I von einer Männerstimme im Brustregister auf Tönen höherer Lage, etwa e¹, kräftig gesungen, so nähert es sich, wenn nicht besondere Kunstgriffe angewendet werden, dem E und zuletzt sogar dem Ä. Um dies zu vermeiden, gebraucht der Kunstsänger statt der „offenen“ die „gedeckte“ Stimmgebung (deren Mechanismus nach Pielkes laryngoskopischen. Muscholds stroboskopischen und Schillings Roentgenuntersuchungen wesentlich auf Unterschieden in der Stellung des Kehlkopfes und des Kehldeckels beruht, wodurch Verteilung der Arbeit auf die verschiedenen Muskelgruppen, Verlängerung des Ansatzrohres und Verschiebung der Resonanz-Verhältnisse bewirkt wird). Dann bleibt es in der I-Sphäre, wird aber nicht so kräftig und schmetternd. Bei größerer Kraftentfaltung wird daher doch wieder gelegentlich die offene Stimmgebung auch in der Höhe herangezogen. Schilling hebt neuerdings hervor, daß für Kunstsänger immerhin die Möglichkeit bestehe, durch kompensatorische Mundeinstellungen der Alteration der Vokale auch bei offener Stimmgebung entgegen zu wirken. Aber ohne solche besondere Maßregeln, die wohl nur wenige beherrschen, wird man ihnen unterliegen.“ (Stumpf, Sprachlaute S. 258.)

Man beachte hier die (genetische) Definition des Begriffspaares „offen-gedeckt“ beim Singen; die dazugehörige Regel über den akustischen Effekt lautet: Bei offenem Singen werden in hoher Tonlage alle Vokale in der Richtung nach A und Ä (Mitte des Vokaldreiecks) hin alteriert und dem wirkt das gedeckte Singen entgegen. Parallel dazu lautet die Regel über den akustischen Unterschied zwischen offenen und geschlossenen Vokalen: „Der offene Vokal liegt stets mehr nach der Dreiecksmitte zu als der geschlossene von gleicher Buchstabenbezeichnung“ (262). „Hiernach verstehen auch die Linguisten durchgängig unter einem geschlossenen U, O, A, ein in unserem Sinne dunkleres, unter einem offenen ein helleres (nach O, A, Ä neigendes); unter einem gedeckten Ö, Ä, Ü, E, I aber umgekehrt ein helleres, unter einem offenen ein dunkleres, nach den in der Helligkeitsordnung vorausgehenden Vokalen hinneigendes oder ganz in sie übergehendes. Sie pflegen Ä überhaupt nur als eine offene Form des E zu bezeichnen“ (261). Daraus wird logisch einwandfrei die Folgerung gezogen, die Theorie dürfe sich nicht beirren und zu Wendungen verleiten lassen, als läge hier eine doppelte Form des Vokallautes selbst vor, als bedeuteten „offen und geschlossen eine besondere Dimension des akustischen Eindrucks, nach der sich ein Vokal bei unveränderter Stellung im Vokaldreieck noch verwandeln könnte. Die Einteilung kreuzt sich nicht mit der der Helligkeiten und der in diesen variierenden Vokalcharaktere, sondern ist darin schon enthalten“. „Selbst ein so vortreffliches Werk wie Viëtors Phonetik, scheint mir von diesem, dem Sprachforscher allerdings naheliegenden Mißverständnis nicht ganz frei zu sein“, sagt Stumpf. Und dazu gehört das zugespitzte Wort, das ich zitieren wollte: „Das offene E“ ist eben akustisch kein E mehr; *es ist nicht „dieselbe Farbe in anderer Couleur“, sondern eine andere Farbe“* (261).

Das ist vollkommen korrekt gedacht, übersieht aber das methodische Hilfsmittel der Synopsis, das dem phonetischen Kenner einer Sprache zur Verfügung steht. Wer auf irgendeinem Wege (bleiben wir der Durchsichtigkeit halber bei dem einfachen statistischen Verfahren) ermittelt hat, daß im Deutschen der o-Typus vorkommt d. h., daß an einer exakt bestimmten Stelle des Vokaldreiecks ein Häufigkeitsgipfel liegt, der kann auf demselben Wege auch feststellen, daß dieser eine Typus in zwei oder mehr Modifikationen vorkommt. Ein einziges Bergmassiv hat häufig zwei Spitzen mit einem Sattel zwischen ihnen oder einer ungesattelten Gratlinie, deren Verlaufsrichtung und Länge man ermitteln kann. So mag in dem Häufigkeitsrelief für das Deutsche der Doppelgipfel mit Sattel zwischen dem geschlossenen und offenen Vokal desselben Namens die

Regel sein, während zwischen dem hellsten geschlossenen e und dem offensten ä so etwas wie eine ungesattelte Gratlinie verläuft. Stumpf gibt folgende Reihe an: „Spricht man »Hehr, Heer, Herd, Herr, Hähne«, so werden wohl die meisten diese Reihenfolge der allmählichen Verdunkelung (Öffnung) approbieren“ (263). Zugegeben mit dem (selbstverständlichen und auch Stumpf bekannten) Zusatz, daß sich die Dialekte allerhand Abweichungen im Einzelnen erlauben.

Mit diesen Überlegungen ist, wie ich glaube, dem logischen Vorwurf „dieselbe Farbe in anderer Couleur“ die Spitze abgebrochen. Die Reichweite und Fruchtbarkeit der phonetischen Typenforschung ist damit aber noch keineswegs erschöpft. Wo immer man Typen findet, da ergeben sich auch *Korrelationen*. Die phonetische Synopsis hat *Korrelationen* der verschiedensten Arten aufgefunden und beschrieben; es ist nicht unseres Amtes, sie systematisch aufzuzählen. Es sei nur im Vorbeigehen auf zwei Gruppen verwiesen, die bei der Abhebung der Phonologie von der Phonetik wichtig werden können; das sind, was ich, um prägnante Ausdrücke zu haben, einmal kurzer Hand die *Milieu-korrelationen* und die *Eigenschaftskorrelationen* der Laute nennen möchte. Wenn im Adyghischen die Helligkeit der Vokale in dem gegebenen Rahmen jeder der drei Sättigungsstufen eine reine Funktion der phonetischen Umgebung ist, so liegt hier ein extremer Grad einer Milieukorrelation vor; man kann z. B. aus den paar Sätzen, die Trubetzkoy darüber schreibt, die allgemeine Regel herauslesen, daß mit Palatalen die hellen, mit gerundeten Velaren die dunklen Vokale zusammen vorkommen. Minder auffallende Milieukorrelationen darf man wohl überall, ich meine in allen Sprachen, vermuten.

Eine klare und ziemlich reine *Eigenschaftskorrelation*, die für das Deutsche und phonetisch verwandte Sprachen gilt, wird durch die bekannte Regel getroffen, daß die offenen Vokale kurz, die geschlossenen lang sind, wozu noch weiter kommt: „Die offen und kurz gesprochenen Vokale werden vielfach zugleich *stärker* hervorgestoßen, was ja auch psychologisch einigermaßen naheliegt. Auch beim Gesange gehört Kultur der Stimme dazu, um beim Forte in der Höhe geschlossen zu vokalisieren“ (Stumpf, S. 262 f). Nun, es kann, wenn man als Anwalt strengster Methodenreinheit die Frage erhebt, ob das Auffinden derartiger *Korrelationen* zum Geschäft der Phonetik gehört, die Antwort wieder nicht zweifelhaft sein: gewiß gehört es dazu. Eine *statistische* Synopsis des Lautbestandes einer Sprache genügt, um derartige *Korrelationen* aufzufinden.

Wo also fängt die *Phonologie* an? Dort, wo z. B. die *Behauptung* auftritt und unter Beweis gestellt wird, daß die beiden Arten von *Gesetzmäßigkeiten*, die wir da unter den

Oberbegriff Korrelationen zusammengefaßt haben, für das eigentliche Geschäft, den Beruf der Sprache, von ganz verschiedener, ja geradezu entgegengesetzter Bedeutung sind oder wenigstens da und dort sein können. So wie die genannten und verwandte Korrelationssätze aus der Hand der Phonetik hervorgehen, sind sie rein logisch betrachtet derart ähnlich, daß man nicht einmal recht weiß, ob die Scheidung in Milieu- und Eigenschaftskorrelationen, die wir getroffen haben, sich auf die Dauer wird aufrecht erhalten lassen. Wenn es uns, um dem Hinweis Stumpfs zu folgen, rein physiologisch betrachtet schwer fällt, die starken Vokale anders als offen zu sprechen, nun ja, vielleicht fällt es auch dem adyghischen Sprecher schwer, in palataler Umgebung einen dunklen Vokal hervorzubringen und daher jene Korrelation der palatalen Konsonanten mit den hellen Vokalen. Damit wäre alles auf eine einheitliche Formel, auf die dem Phonetiker wohlbekannte Formel von der Sprechbequemlichkeit, die ja bei den Sprechern verschiedener Sprachen variieren könnte, gebracht.

Nun, ich vermute, der rechte Phonologe wird dies alles und noch mehr an derartigen Überlegungen zugeben; dann aber darauf bestehen, daß man mit all dem was ihn eigentlich interessiert, noch gar nicht getroffen hat. Und das ist auch meine Meinung, daß man es prinzipiell nicht treffen kann auf dem Boden der reinen Phonetik. Kein Phonetiker wird mit seinen Mitteln verständlich machen oder auch nur ausdrücken können, was es heißt, daß derselbe Faktor der Sprechbequemlichkeit (wenn wir uns überhaupt einmal auf diese Hypothese einlassen) sich so ganz verschieden wertig auswirkt. Im Adyghischen führt er zu einer Aufspaltung in *irrelevante* Vokalanuancen, in unserem Beispiel aus dem Deutschen dagegen zu einer Häufung der *relevanten* Unterscheidungs Momente zwischen den zwei Gruppen von Vokalen, die wir als die kurzen *und* offenen *und* (häufig auch) starken von den langen *und* geschlossenen zu unterscheiden pflegen. Was heißt das *irrelevant* und *relevant*? Das ist die Frage.

Oder, um nun noch einmal die anscheinend paradoxe These auf Seite 28 aufzugreifen: Man vergegenwärtige sich auf's neue, wie nahe verwandt dem Phonetiker auf den ersten Blick der Vokalismus des Deutschen und des Adyghischen erscheinen muß. Nun, man könnte sich diese Verwandtschaft auf eine Identität der *Klassen* und des statistischen Verteilungsreliefs gesteigert denken. Und der Phonologe würde trotzdem bei der Behauptung bleiben, daß diese phonetisch-statistisch ununterscheidbaren zwei Systeme sich bei seiner Betrachtung als gründlich verschieden herausstellen. Auf eine solch zugespitzte Paradoxie muß man die Diskussion hinführen, um der Entscheidung

zwischen Einheitslehre und Zweiheitslehre ihr volles Gewicht zu gewährleisten.

4. Um die Lösung vorzubereiten, verlassen wir vorübergehend das Gebiet der Lautsprache und fingieren einen Fall, eine Lage, in welcher eine Behauptung mit ganz analogem Inhalt, wie sie die Phonologie aufstellt, vollkommen durchsichtig und sinnvoll ist. Angenommen, zwei Menschen wollen sich durch *Flaggensignale* verständigen und sie verabreden, es soll dabei nicht auf Form und Größe, sondern nur auf die Farbe der Signale ankommen. Und zwar wird (gleich zugeschnitten auf den Fall des adyghischen Vokalsystems) verabredet, es sollen drei Sättigungsstufen der Farben bedeutungs-*relevant* sein. Also im Einzelnen: *Erstens*, die vollkommen ungesättigten Nuancen der Schwarz-Weißreihe haben einheitlich die Bedeutung A. Ob im konkreten Fall Schwarz, Grau oder Weiß benützt wird, ist *irrelevant*. *Zweitens*, die Flaggen einer mittleren Sättigungsstufe haben einheitlich die Bedeutung B. Ob im konkreten Fall ein Himmelblau, Rosarot oder Tabakbraun benützt wird, macht keinen Unterschied, ist bedeutungs-*irrelevant*. *Drittens*, die Flaggen aus dem höchsten Sättigungsbereiche der Farben haben einheitlich die Bedeutung C. Ob im konkreten Fall ein gesättigtes Rot, Blau, Grün, Gelb benützt wird, macht keinen Unterschied, ist bedeutungs-*irrelevant*. Ich nehme an, daß diskussionslos die Möglichkeit des anstandslosen Funktionierens einer solchen Verabredung zugestanden wird. Natürlich muß jeder Beteiligte die Verabredung kennen, sich einprägen und im konkreten Fall imstande sein, die gerade benützte Nuance einer der drei Sättigungsstufen richtig zuzuordnen; dann kann er sich fehlerfrei am Geschäft des Signalgebens und Signalempfangens beteiligen.

Es sei noch eine geringfügige, aber theoretisch wichtige Modifikation an dem fingierten Signalverfahren angebracht, die den exakten Vergleich mit dem Funktionieren der adyghischen Vokalphoneme erleichtert. Wir können uns auch die Wahl der Nuance im Freiheitsbereiche einer Sättigungsstufe in jedem konkreten Fall eines Signalisierens *gesetzmäßig milieubestimmt* vorstellen. Angenommen, die Verabredung wird zwischen einer heimlichen Braut und ihrem heimlichen Bräutigam oder sonst zwischen zwei Menschen getroffen, die Wert darauf legen, daß der Signalverkehr möglichst unauffällig und milieugepaßt von statten geht. Die Frau signalisiert z. B. einfach durch die Farbe ihres Kleides. Nun gut, dann mag sie, wenn drei Kleider von ungesättigter Farbe, Schwarz, Grau und Weiß vorhanden sind, im gegebenen Fall vor dem Spiegel ausprobieren, was ihr heute am besten zu Gesichte steht, oder sie mag es sich vom Wetter und anderen kon-

kreten Milieuumständen diktieren lassen, ob sie das Graue, Weiße oder Schwarze nimmt. Genau so im Prinzip, wie sich das adyghische Phonem ə vom jeweiligen phonetischen Milieu zu u, ü oder i „determinieren“ läßt. Es wird gesetzmäßig zwischen Labialen zu ü, nach oder vor gerundeten Velaren zu u, nach Palatalen zu i. Das tertium comparationis ist: in beiden Fällen erweist sich die Wahl als gesetzmäßig milieubestimmt aber bedeutungs — irrelevant. Das ist der Sinn der Behauptung von Jakovlev, es gäbe im Adyghischen zwar drei phonetisch als u, ü, und i zu charakterisierende Laute der niedersten Sättigungsstufe, aber nur ein einziges Phonem ə.

Wenn wir damit auf dem rechten Wege sind, dann gibt es deshalb zwei Betrachtungsweisen der menschlichen Sprachlaute, weil man erstens ihre *Materialeigenschaften* rein für sich und zweitens das an ihren Eigenschaften, was für ihren Beruf, als *Zeichen* zu fungieren, maßgebend ist, zum Gegenstand der wissenschaftlichen Bestimmung machen kann. Über das Verhältnis dieser beiden Betrachtungsweisen zu einander ist aus dem erdachten Vergleichsmodell, dem Signalverkehr mit Flaggen, eine grundlegende Erkenntnis zu gewinnen, die hier zunächst einmal unter Dach gebracht werden soll. Dies Modell ist mit Absicht so einfach gewählt, daß an ihm das *Prinzip der abstraktiven Relevanz* einsichtig abgelesen werden kann. Schwarz, Grau, Weiß sind verschiedene Farben; niemand wird daran rütteln. Aber sie können (wie in der fingierten Verabredung) d a s s e l b e bedeuten, bedeutungs i d e n t i s c h sein, weil für ihren Beruf, als Zeichen zu dienen, einzig und allein jenes abstrakte Moment der niedersten Sättigungsstufe, das ihnen gemeinsam ist, als maßgebend gesetzt wurde.

Dies ist etwas, was man als Faktum jedem Kinde klar machen kann. Und steht dies Faktum einmal fest, dann sind es nur noch die Philosophen und Psychologen, die sich darüber verwundern und sinnvoll weiter fragen. Der Philosoph wird reflektierend sagen: Mit den Zeichen, die eine Bedeutung tragen, ist es also so bestellt, daß das Sinnending, dies wahrnehmbare Etwas hic et nunc nicht mit der ganzen Fülle seiner konkreten Eigenschaften in die semantische Funktion eingehen muß. Vielmehr kann es sein, daß nur dies oder jenes abstrakte Moment für seinen Beruf, als Zeichen zu fungieren *relevant* wird. Das ist in einfache Worte gefaßt das Prinzip der abstraktiven Relevanz.

Daß dieser Grundsatz von der abstraktiven Relevanz in der Sprache gültig ist bis hinein in das Gebiet der Einzel-laute, ist die These, die Entdeckung der Phonologie. Darüber wird im nächsten Abschnitt noch einiges zu sagen sein. Zuvor aber ist eine allgemeine Bemerkung über die Aufteilung der

gesamten Lautlehre in Phonetik und Phonologie am Platze. Nach der herkömmlichen Auffassung ist dies das Spezifikum der Lautlehre, daß in ihr von „Bedeutungen“ überhaupt nicht die Rede ist; die berechtigte Eigentümlichkeit und wissenschaftliche Reinheit der Lautlehre steht, wie es scheint, auf dem Spiele, wo immer ein Hinüberschieben des Phonetikers nach der Grammatik (im weitesten Sinn des Wortes) stattfindet. Da tritt nun die Phonologie auf den Plan und proklamiert im ersten Paragraphen ihres Statuts die grundsätzliche Übertretung jenes weisen Verbotes. Die „Laute an sich“ zu behandeln überläßt sie der allgemeinen Phonetik und hebt als ihren Sondergegenstand das funktionell Relevante, das für den Beruf dieser Laute, als sinnvolle Zeichen im Sprachverkehr zu dienen, Maßgebende heraus. Kann, das ist die Frage, ein solches Programm zu etwas anderem als einem logischen Mischmasch, (kurz und grob gesagt) zu einer scheeligen Wissenschaft führen? Anders ausgedrückt: die Phonologie soll sich entscheiden, ob sie ein Teil der Grammatik oder klare und echte Phonetik sein will; tertium non datur.

Es wird nach meiner Auffassung zu den Aufgaben einer erneuten und vertieften Besinnung über den Gegenstand der Sprachwissenschaften gehören, dies tertium non datur als ein voreiliges und unhaltbares dictum zu erweisen und den legitimen Platz der Phonologie im System der Sprachwissenschaften logisch einwandfrei zu bestimmen. Der erste Schritt dahin ist die einfache Frage, wie denn die Phonetik überhaupt zur Abgrenzung ihres Gegenstandsgebietes zu gelangen vermöchte, wenn sie nicht von vornherein ein Kriterium besäße und benützte, um das S von dem non-S, die „Sprach“-laute von dem, was nicht dazu gehört, einigermaßen reinlich abzuheben. Mit menschlichem Laryngs- und Ansatzrohr werden gar mancherlei Töne und Geräusche erzeugt, von denen der Phonetiker systematisch keinerlei Notiz zu nehmen pflegt. Er muß also ein Kriterium haben, das ihm gestattet, die Klasse der „Sprach“-laute von den übrigen Lauten abzuheben, und sein Auswahlkriterium kann gar kein anderes sein als das Vorkommen oder Nichtvorkommen in, das Beteiligtsein oder Nichtbeteiligtsein am Aufbau jener Lautkomplexe, die wir Wörter und Sätze nennen. Der Hinblick auf den Beruf der Laute, als sinnvolle Zeichen im Sprachverkehr zu dienen, ist also auch der Phonetik nicht schlechthin entbehrlich. Sie braucht ihn allerdings einzig und allein für die Umfangsbestimmung ihres Gegenstandes und betrachtet diesen, betrachtet die Laute dann unter bewußter Abstraktion von ihrem normalen Beruf, rein ihrer Materie nach sozusagen.

Der logisch nächste Schritt ist eine Betrachtungsweise, wo

derselbe Hinblick auf die Bedeutungsfunktion nicht nur zur Umfangsbestimmung, sondern (logisch gesprochen) auch zur *Inhalts*bestimmung des Gegenstandes maßgebend wird. Aus der ganzen Lautmaterie diejenigen Momente abzuheben, auf die allein es (nach dem Grundsatz von der abstraktiven Relevanz) für die Zeichenfunktion ankommt, das ist die spezifische Angelegenheit der *Phonologie*. Sie ist, so kann man das auch ausdrücken, die sprachliche *Zeichenlehre* in Reinkultur. Noch sind wir nicht beim Worte und nicht beim Satze, wo der Phonologe spricht. Die Trubetzkoy'sche Theorie der Vokalsysteme z. B. enthält keinerlei Aussagen über die spezifisch lexikographischen, morphologischen oder syntaktischen Angelegenheiten der von ihm behandelten Sprachen. Wohl aber gibt sie eine systematische Auskunft darüber, welche Momente an den Vokalen zum Aufbau des Wortschatzes, und weiter für morphologische und syntaktische Zwecke in jeder der genannten Sprachen Verwendung finden. Und das ist eine eigenartige, logisch einwandfrei definierbare, unentbehrliche und weder von der richtig verstandenen Phonetik noch von der Grammatik zu erledigende Aufgabe der Linguistik.

5. Wenn man an dem sinnvollen deutschen Lautkomplex *Pelz* das e durch i oder an *Tische* das i durch a ersetzt, so will es der Zufall, daß je ein neuer sinnvoller Lautkomplex entsteht. Es hat einen guten Sinn zu sagen, in solchen Fällen sei die Vokaldifferenz das einzige *Diakritikon* (Unterscheidungszeichen) der beiden Lautganzen und generell die Frage zu stellen, was alles im Gefüge einer gegebenen Sprache in gleicher oder ähnlicher Art als einziges, einfaches Diakritikon zu fungieren vermag. Die Phonologie ist am Werke, diese Frage systematisch zu beantworten und das Verfahren, welches sie dabei einschlägt, eine eigenartige synoptische Betrachtung des Zeichenschatzes der historisch gegebenen Sprachen, zu einer vollwertigen Methodik linguistischer Strukturforschung auszubauen.

Omne verum simplex. Die vergleichende Sprachforschung hat allen Grund aufzuhorchen, wenn ein Systemversuch von der paradigmatischen Geschlossenheit und Durchsichtigkeit der Trubetzkoy'schen Vokaltheorie vorgetragen wird. Und wie einfach im Grunde! Dieser und alle übrigen Befunde der Phonologie entspringen, soweit ich die Lage übersehen kann, aus dem einen Verfahren des Aufsuchens der letzten einfachen diakritischen Momente am Lautbestande der Sprachen. Oder (um ganz korrekt zu sein): Alle phonologischen Befunde, die wir bis heute kennen, müssen ihre Echtheitsprobe an diesem einen Prüfungsmittel bestehen. Im Adyghischen z. B., um noch einmal darauf zurückzukommen, ist dies die Quintessenz des objektiven Tatbestandes,

den Jakovlev und Trubetzkoy vor Augen haben, daß zwar die Sättigung (nach ihren drei Stufen), nicht aber die Helligkeit der Vokale als diakritische Dimension fungieren kann. Im Deutschen sind *Tusche* und *Tische* oder *Folge* und *Felge* wohlunterschiedene Wörter; Analoges kommt im Adyghischen nicht vor. Wohl aber Analoga zu *Pelz* — *Pilz* oder *siegen* — *Segen* — *sagen* oder *Kammer* — *Kummer*. Dies als strenges Gesetz formuliert ist die eine Hälfte des objektiven Tatbestandes. Alles übrige ist Paraphrase über ihn oder theoretische Konsequenz aus ihm.

Es empfiehlt sich, auch die andere Hälfte des objektiven Sachverhaltes, seine Kehrseite sozusagen, sofort mit einzubeziehen. Wenn festgestellt wird, daß das phonetische Milieu in einer sehr einfachen und eindeutigen Korrelation zu den ungefähr im Ausmaß des Deutschen doch auch im Adyghischen vorkommenden Helligkeitsvarianten der Vokale steht, so ist dies vom Gesichtspunkte der Diakrisenfrage aus zunächst einmal so zu interpretieren: das *i* nach Palatalen und das *u* zwischen Labialen können zwar nie als *e i n z i g e s* Diakritikon fungieren, weil sie ja nicht frei variabel sind. Wohl aber dürften sie dazu beitragen, den Charakter ihrer Umgebung zu verdeutlichen, also grob gesagt, ein Palatal-Labialdiakritikon, wenn und wo immer es vorkommen mag, zu unterstützen, bestätigen, verdeutlichen. Die Helligkeit vermag also, wenn wir mit dieser Vermutung auf dem rechten Weg sind, zwar kein *s e l b s t ä n d i g e s*, vielleicht aber ein *u n s e l b s t ä n d i g e s*, mit *w i r k e n d e s* Diakritikon zu liefern. Psychologisch gesprochen: sie vermag Komplexcharaktere mit zu fundieren, die ihrerseits imstande sind, diakritisch zu fungieren. Das ist, wie mich dünkt, die nächstgelegene Vermutung, welche die wirklichen Kenner des Adyghischen nun bestätigen oder widerlegen mögen; es kommt uns hier auf etwas Prinzipielles, nicht auf das zufällig sich bietende illustrierende Beispiel an.

Wenn wir im Deutschen *Saat* — *satt*, *Beet* — *Bett* usw. mit dem Ohre unterscheiden, dann sind da komplexe Diakritika im Spiele. Denn der hörbare Unterschied erstreckt sich nachweisbar nicht nur auf die Vokale, sondern kurz und bündig auf das *G a n z e* des Silbenklanges. Sollte da und dort einmal an den Anfangsgeräuschen auch mit feinsten Methoden objektiv kein Unterschied nachzuweisen sein, so müßte dies als eine Ausnahme und nicht als die Regel gelten. Denn der Sprecher vollzieht verschiedene Gesamteinstellungen, um das eine oder andere zu erzeugen, wonach zu erwarten ist, daß auch akustisch am Erzeugten so etwas wie eine Verschiedenheit des Gesamtcharakters zum Vorschein kommen wird. Und diese Erwartung ist der Ausdruck einer Regel, die für die Überzahl aller Unterschei-

dungsfälle gültig ist. Denn wer synoptisch auf den ganzen Wortschatz einer Sprache eingestellt, die allgemeinste Frage formuliert, die man im Rahmen der Diakritikon-Untersuchung überhaupt stellen kann, die Frage nämlich, wonach zwei beliebige Glieder dieser Gemeinschaft, zwei beliebig herausgegriffene Wörter unterschieden werden, der muß auf die Antwort kommen, das Diakritikon sei in der Regel die ganze Lautgestalt der Wörter. Drei deutsche Einsilber: *Pferd* — *Kuh* — *Rind* — nun ja, das ist ungefähr so wie mit drei Menschen, die ich nebeneinander stelle, um zu erläutern, der ganze *Habitus* sei dreimal ein anderer. Und dieser *Habitus*, das lautliche *Gesamtgepräge* ist es, woran wir die Bedeutung der Wörter nach der landläufigen Auffassung „geknüpft“ denken. Nur die ganze Lautgestalt *Pferd* „hat“ eine Bedeutung. Die Funktion aller Einzellaute, die in dem Worte vorkommen, erschöpft sich darin, daß jeder von ihnen zum Gesamtgepräge des Lautzeichens das Seine beiträgt; für sich betrachtet ist keiner von ihnen etwas anderes als ein bedeutungsfreier *Materialbestandteil* des Lautganzen.

Um nichts zu versäumen, was zur Verdeutlichung und Stütze dieser so nahe liegenden Auffassung beitragen kann, sei noch einmal darauf hingewiesen, daß die Diakrise der ungezählten Dinge des täglichen Lebens (Menschen, Tiere, Gebrauchsgegenstände), die wir spielend und auf Anhieb sei es der Art nach oder als Individuum erkennen und wiedererkennen, genau so erfolgt wie es hier für die sinntragenden Lautkomplexe einer uns geläufigen Sprache angenommen wird. Diakritisch fungiert der *Habitus*, das *Gesamtgepräge*, an dem wechselnd bald dieser, bald jener Zug, oft ohne daß wir genau wissen welcher, mehr im Vordergrund steht. Es ist mit der Klanggestalt *morgen* im alltäglichen und abgeschliffenen Sprechverkehr ungefähr so wie mit dem *Habitus* eines uns wohlvertrauten Menschen, den wir oft, wo die *Situationsindizien* mithelfen, auch bei verwaschendsten Gesamteindruck noch mit Hilfe eines beliebigen *Nebenzuges* leicht und richtig identifizieren. Wir sehen einen vertrauten Menschen von hinten oder in der Ferne und eine einzige charakteristische Geste, oder, wo wir ihn nicht einmal sehen, sondern nur hören, der Stimmfall oder das charakteristische Schrittgeräusch genügt, um ihn zu identifizieren. Genau so kann bei eindeutigen *Situationsindizien* auch das Klangganze von *morgen* weitgehend verwaschen und objektiv einem Grunzlaut angenähert erscheinen, ohne daß es seinen richtigen Kurswert im Alltags-Sprechverkehr verliert. Deshalb, weil eben doch noch *irgendein* Klangzug an ihm die durch die Umstände auf ein Minimum reduzierte Leistung der Diakrise gestattet. Was wir aus solchen Fällen für

unsere Zwecke abzulesen wollen, ist nur, wie aussichtslos hier das Unterfangen wäre, den Bereich der möglichen und noch hinreichenden Diakritika irgendwie abzustecken. Doch wir treiben diese erste Betrachtung nur deshalb auf die Spitze, um die ergänzende Gegenbetrachtung einzuleiten.

Das *impressionistisch* geschulte Ohr der Dialektforscher und der anderen führenden Meister der linguistischen Phonetik, hat in den letzten zwei oder drei Menschenaltern im Wettbewerb mit der Apparatenanalyse der Experimentalphonetiker genau so geschwelgt in der Entdeckung von Lautnuancen wie das Auge der impressionistischen Maler in der Welt der neuentdeckten Farbwerte. Da tritt nun heute die Phonologie auf den Plan und präsentiert sich in gewisser Hinsicht als die naturgemäße wissenschaftliche Gegenbewegung zu der impressionistischen Phase der Phonetik. Gut; aber es ist ein wenig anders mit den Angelegenheiten der Wissenschaft wie mit denen der Kunst. Denn man kann die einmal aufgedeckten Tatbestände nicht einfach wieder zudecken, die einmal gesehene und wissenschaftlich bestimmte bunte Mannigfaltigkeit nicht wieder wegwischen von der Tafel der Erkenntnis. Der Phonologie liegt, soweit ich sehen kann, eine so törichte Absicht vollkommen fern. Aber sie sucht ein Ausleseprinzip; sie kommt und behauptet, es sei nicht alles im Bereich dieser neuentdeckten und unerschöpflichen Welt von Nuancen gleichwertig und gleichgewichtig für den eigentlichen Beruf, den Beruf der Laute als Zeichen zu fungieren. Und sie soll sich durch den Nachweis, daß da und dort einmal unter bestimmten Umständen doch faktisch Beliebiges zum Diakritikon werden kann, nicht beirren, nicht aus dem Konzepte bringen lassen. Denn mit einer zum Prinzip erhobenen Beliebigekeitsregel ginge es nicht, wäre der normale Kern oder Block im Tatbestand der Diakrise nicht zu begreifen. Gehen wir einmal anders vor.

Wenn man irgendwo im täglichen Leben ins Gedränge kommt mit der Diakrise, weil der Dinge zu viele, ihre Unterschiede zu geringfügig, die Umstände (Situationsindizien) zu ungünstig sind, dann hilft man sich mit diakritischen *Zeichen*. So soll es Menschen geben, die ihren Hut oder Bleistift, und andere, welche die Individuen einer Schafherde mit künstlichen Zeichen (Marken oder Malen) versehen. In anderen Fällen hält man sich an natürliche Besonderheiten d. h. solche, die das Ding schon mitbringt, und erhebt sie zum Range-diakritischer Zeichen. Ein Muttermal, das einer von zwei „identischen“ Zwillingen trägt, oder das „Signalement“ eines Menschen, das die Polizei aufzustellen pflegt, mögen als nächstgelegene Beispiele dafür dienen. Einfach genug ist die Frage, ob etwa die Wörter der Sprache für den Zweck des Wiedererkennens und

Unterscheidens unter Normalbedingungen auch ein solches diakritisches Signalement an sich tragen. Die Phonologie bejaht diese Frage und sucht systematisch aus dem unerschöpflichen Reichtum von lautlichen Besonderheiten, die das impressionistisch geschulte Ohr der Phonetiker entdeckt hat, jene aus, die von den einzelnen Sprachen zum Range von diakritischen Zeichen erhoben worden sind. Man nennt sie die *Phoneme*.

Nachdem dies Stichwort einmal gesagt ist, fällt es schwer nachzuweisen, daß irgendeiner von den älteren Meistern der Lautlehre dies ganz übersehen und alle Konsequenzen einer entgegengesetzten, sagen wir kurz der rein impressionistischen Auffassung gezogen haben sollte. Immerhin: die Betonung des fast unerschöpflichen Reichtums von Lautnuancen und die Bekämpfung der, wie viele meinten, naiven Lehre, man könne aus all dem Reichtum ein paar Dutzend Invarianten als das eigentliche Gerüst der sinnvollen Lautzeichen herausheben und namhaft machen, war doch eine Art von Parole. Und wo man gegen diese Parole denn doch den „Lautschatz“ einer gegebenen Sprache abzählend katalogisierte, da geschah dies eigentlich mit einem schlechten wissenschaftlichen Gewissen. Es geschah regelmäßig unter dem Vorbehalt, das sei zwar ein wissenschaftlich unvollkommenes, aber didaktisch unentbehrliches Verfahren; oder, wie man es auch formuliert findet, es seien eigentlich nur statistische Klassen und Typen, die man abzählend katalogisieren könne. An dieser Stelle liegt der Wendepunkt, die Antithesis der Phonologie.

Soweit ich sehen kann, gibt sie dem Kaiser was des Kaisers ist; die reine Phonetik hat recht. Allein das „nur“ war falsch, weil auf die Materiallehre der Phonetik eine Zeichenlehre gebaut werden kann, gebaut werden muß und weil die Zeichenlehre das Mittel besitzt, die gesuchten Invarianten als echte *Einheiten* nachzuweisen und zu bestimmen. Nach meiner Meinung ist diese Bestimmung theoretisch rein vollziehbar ohne die Metabasis auf das Gebiet der Erlebnisanalyse, wie sie z. B. Trubetzkoy vorschwebt. Es genügt, wenn gezeigt wird, daß die sogenannten Einzellaute als *notae* (Kennzeichen) am Lautganzen, das eine Bedeutung trägt, fungieren. Dann gilt für sie, gilt für diese ihre Funktion, der Grundsatz von der abstraktiven Relevanz und sie erhalten das Recht, genau so als Einheiten, echte Funktionseinheiten betrachtet zu werden wie z. B. die Signalfarben im Geltungsbereich jener Verabredung, die wir durchgesprochen haben.

6. Wie steht es mit diesem Nachweis? Wenn man ihn logisch in zwei Phasen zerlegt denkt, in einen ersten Beweis, der sich damit begnügt, das Fungieren-können zu demonstrieren

und einen zweiten, der sich das fernere Ziel steckt, das Stetsfungieren oder Fungieren-*müssen* darzutun, dann halte ich den ersten Beweis für einwandfrei erbracht und den zweiten für eine sehr schwierige und noch nicht restlos erledigte Angelegenheit. Betrachten wir die Dinge einmal ganz allgemein vom Gesichtspunkt der Diakrise aus. Der Wortschatz einer Sprache wie des Deutschen enthält viele tausend Lautgestalten, die sich genügend scharf von einander abheben müssen. Um darüber ins Klare zu kommen, wie viele sinntragende *Einzel silben* im Deutschen unterschieden und identifiziert werden müssen, habe ich zwei statistische Untersuchungen durchgeführt, aus deren kombiniertem Ergebnis das einigermaßen abzuschätzen ist. Zuerst wird ein Silbeninventar schlechthin aufgestellt: Ein gegebener Text (wir wählten zwanzig Seiten der Buddenbrooks) in Silben skandiert, gibt eine hinreichend zuverlässige Auskunft darüber, wieviele *phonetisch* differente Silben auf der ersten von diesen zwanzig Seiten vorkommen. Wenn man dann feststellt, wieviel *neue* Silben auf der zweiten Seite hinzukommen und damit fortfährt, so erhält man für jede folgende Seite wieder eine Anzahl neuer, bis dahin noch nicht vorgekommener Silben. Die anfangs rasch und dann immer langsamer abfallende Kurve dieser Zahlen ist so regelmäßig, daß man sie mit einiger Wahrscheinlichkeit über die zwanzig wirklich abgezählten Seiten hinaus extrapolieren und einen berechneten Gesamtwert aus ihr entnehmen kann. Kurz und gut, das Silbeninventar der Buddenbrooks, das man auf diese Weise erhält, dürfte rund auf drei (Maximum vier) Tausend Einheiten abzuschätzen sein. Nicht alle, aber doch ein hoher Prozentsatz dieser Silben kommen (nach einer zweiten statistischen Untersuchung) im deutschen Wortschatz als autosemantische oder synsemantische Einheiten vor und müssen darnach *lautgestaltlich identifizierbar* sein.^{5a)}

Wie verhält es sich also mit der Diakrise dieser nach Tausenden zählenden einsilbigen Lautgebilde? Daß Sprecher und Hörer einer so großen Mannigfaltigkeit kurzer Lautstöße gegenüber ins Gedränge geraten müßten, wenn sich die Diakrise auf nichts anderes als den *unanalysierten Gesamteindruck* stützen könnte, ist durchaus plausibel. Aber vielleicht trifft die Voraussetzung, die wir gemacht haben, daß alle diese Lautgebilde wirklich an sich und durch sich selbst unterscheidbar sein müssen, gar nicht zu? Nun, sie trifft in der Tat

^{5a)} Versteht sich: das Inventar der skandierten Sprechsilben ist nicht identisch mit dem Inventar der Sinnsilben. Nur die Menge dort und die Menge hier dürfte ungefähr dieselbe sein. Da es uns hier nur auf eine Schätzung dieser Menge ankommt, übergehe ich alle methodischen Detailfragen.

nicht für alle Fälle des lebendigen Sprechverkehrs gleichmäßig zu. Vielmehr erscheinen die vorausgesetzten Normalbedingungen durch einiges außerordentlich gemildert, durch andere Umstände freilich auch wieder außerordentlich verschärft.

Gemildert vor allem durch zwei große Gruppen verschiedenartiger Umstände, die man, um Sammelnamen zu haben, *Situationsindizien* und *Kontexthilfen* nennen könnte. Es bleibt dabei, ein mitunter bis an die Grenze des überhaupt noch sprachlich zu Nennenden artikulatorisch degeneriertes und verwaschenes Geräusch (ich denke jetzt z. B. an die Grußformeln wie *morgen* u. dgl. aber nicht nur an sie) stellt, wo eindeutige Situationsindizien gegeben sind, nur minimale diakritische Anforderungen, die genau so wie beim Wiedererkennen vertrauter Menschen an irgendeinem Einzelzug oder Komplexcharakter erfüllt werden können. Und von diesem Schwellenfall minimaler Anforderungen an bis hinauf zu den Höchstansprüchen an die Diakrise, gibt es im konkreten Sprechverkehr die mannigfachsten Arten und Stufen von Situationsindizien, welche die Bedingungen der Diakrise erleichtern. Da und dort, das mag hinzugefügt sein, wo sie voreilige und falsche Erwartungen erwecken, können die Situationsindizien das Auffassen auch erschweren.

Was die zweite Gruppe mildernder Umstände, die *Kontexthilfen*, angeht, so möchte ich nur auf einen wohlbekannten Tatbestand hinweisen, der mir für Diakrisenfragen sehr wichtig zu sein scheint. Wir hören Gesprochenes aus größerer Entfernung oder durch's Telephon und stellen fest, daß textlich isolierte Lautgebilde einer exakten Auffassung große Schwierigkeiten bereiten, während die textlich systemgetragenen noch spielend und exakt erfaßt werden. Ganz analog wie dort die Situationsindizien, so schränken hier die Kontexterwartungen die Spielräume des Möglichen so weit ein, daß der (trotz Abschwächung respektive Verzerrung noch verbleibende) Restbestand von Charakteren für die Diakrise genügt. Theoretisch fruchtbar aber wird dieser Tatbestand deshalb, weil wir einigermaßen exakt angeben können, welche Momente und Konstituenten des Lautgepräges unter den genannten Umständen zuerst und am meisten der Abschwächung, Verwaschung und Verzerrung unterliegen. Es sind akustisch gesprochen die Geräusche, phonetisch gesprochen die Explosionslaute, welche allem anderen voraus alteriert werden. Bei wachsender Entfernung vom Sprecher wird rasch die Grenze ihrer Tragweite überschritten, das Telephon schwächt und verzerrt sie.⁶⁾ Am widerstands-

⁶⁾ Vgl. dazu: Hans Ruederer, *Die Wahrnehmung des gesprochenen Wortes*. Münchener Dissertation 1916. Wir haben die Beobachtungen R.'s und die Bestimmung der Tragweite der Sprachlaute seither mit noch

fähigsten sind in beiden Fällen die Vokalklänge und mit ihnen, an sie gebunden, bestimmte wohlcharakterisierte Komplexcharaktere (Gestaltqualitäten) z. B. die Melodie d. h. das Stimmhöhenrelief des Lautstroms, weiter das rhythmische Gepräge (kurz — lang), und schließlich die Helligkeits- und Sättigungswellen der Vokalität. Der schlichte Tatbestand ist, daß all dies zusammen genügt, um die herabgesetzten diakritischen Anforderungen zu erfüllen.

Und der ebenso einfache wie zwingende Rückschluß, den ich daraus ziehe, lautet: die aufgezählten Charaktere, die sich hier als so widerstands- und leistungsfähig erweisen, dürften auch bei der Diakrise unter normalen Umständen eine entscheidende Rolle spielen. Dies wird auch, soweit ich sehen kann, von niemandem bestritten; die erwachende Phonologie wird nur darauf achten müssen, daß sie diesen und allen übrigen *Komplexcharakteren* in ihrem System den gebührenden Platz zuweist. Die Phoneme im engeren Sinn des Wortes, z. B. das, was Trubetzkoy in seinem genialen Entwurf als die abzählbaren Einheiten der Vokalsysteme systematisch entwickelt, fungieren als notae (Einzelkennzeichen) im Lautcharakter der Worte. Ein Beispiel: das kurze, offene, meist auch starke o im Deutschen wie in H o c k e, dies o im Singularis ist eine elementare nota, ein Phonem des Deutschen. Daß es in jeder Sprache eine abzählbare Anzahl, ein System solcher elementarer notae gibt, ist eine der Grundthesen der Phonologie.

Was ich hinzu behaupte, ist: es muß ihr sofort eine zweite Grundthese an die Seite gestellt werden. Eine These des Inhaltes, daß diese notae genau dort, wo sie vorgefunden werden und fungieren, im Lautcharakter des Wortes, ihre Partner, Berufsgenossen und Gegenspieler haben in den genannten Komplexcharakteren. Sollte dagegen noch irgend ein Zweifel aufkommen, so wäre, wie ich glaube, schon der Hinweis auf die Tatsache, daß die bestimmte einsinnige Reihenfolge der Laute im Worte ein noli me tangere im Gesamtgepräge ist, geeignet, ihn zu entkräften. Diese Reihenfolge ist ein Komplexcharakter. Ihn und die übrigen, die wir aufgezählt haben, im unverblaßten Sinn des Wortes als „markante“ und darum diakritisch verwertbare Züge im Gesamtgepräge der sinntragenden Lautzeichen anzuerkennen, liegt durchaus in der Linie der Phonologie. Denn sie sieht sich heute schon, mehr und klarer am System der Konsonantenphoneme, das sie entwickelt, als an dem der Vokale zu der Erkenntnis geführt, daß die Phoneme *s y s t e m g e t r a g e n e*, durch Kontrast von einander abgehobene Einheiten sind. Nun,

exakteren Methoden wieder aufgenommen und fortgesetzt; ich hoffe, die Ergebnisse können bald in extenso veröffentlicht werden.

man braucht dasselbe Gestalt- und Abhebungsprinzip nur auf die aktuell in einem einzigen Wort versammelten Laute anzuwenden, und es wird die erwünschte Konkordanz von Theorie und Tatsachen sich einstellen.

Doch, nun zum Ausgleich die andere Seite der Sachlage. Verschärft werden die Ansprüche oder Bedingungen der Diakrise auf dem Gebiete der paar Tausend Einsilber, auf das wir uns im Interesse der Klarheit beschränken, durch alle Umstände, welche entweder die Gesamthlichkeit von Nachbarn in dieser Ordnung erhöhen oder aber den Inbegriff der als Diakritika verwertbaren Differenzen vermindern. Um mit dem letzteren zu beginnen, so scheidet der soziale Beruf der Lautzeichen eine ganze Reihe von Momenten, die an sich sehr wohl geeignet wären als Diakritika zu fungieren, von vornherein aus. Die Unterschiede der Männer-, Frauen-, Kinderstimmen z. B. sind sehr markant; sie entgehen uns nicht und dürfen doch nicht in dem uns hier interessierenden Sinne als Diakritika dienen. Der soziale Beruf der Wörter, als Münzen im Sprechverkehr zu dienen, fordert kategorisch einen bestimmten Grad von Uniformität. Ihr relevanter Lautcharakter, bildlich gesprochen ihre „Prägung“ muß unabhängig sein von vielen Individualumständen. Das muß eine Uniformität sein, welche durch die Individualdifferenzen der vielen Mäuler, die sich an ihrer Erzeugung hic et nunc beteiligen, nicht in Frage gestellt wird. Es wäre ermüdend, alles aufzuzählen, was außer den alters- und geschlechtsbedingten Klangunterschieden sonst noch diakritisch irrelevant bleiben muß.

Irrelevant bedeutet hier, wie man leicht sieht, keineswegs, daß sie aus psychologischen Gründen, aus Gründen des Nichtbeachtetwerdens z. B., im Sprechverkehr einfach unter den Tisch fallen; denn das passiert ihnen ja gar nicht. Ob ein Mann, eine Frau, ein Kind spricht, erfasse ich als Hörer sofort und mit den Diakritika, die dafür maßgebend sind, noch eine Menge von anderen Eigentümlichkeiten der gehörten Laute, Eigentümlichkeiten, auf die mein Ohr aufs feinste geschult ist, weil sie für den normalen Sprechverkehr von entscheidender Bedeutung sein können. Nein, irrelevant bedeutet nur, daß diese Differenzen aus guten Gründen in den Kapiteln der linguistischen Sprachbestimmung keinen Platz haben; sie kommen nicht in der Lautlehre, nicht im Lexikon, auch nicht in der Wortbildungslehre oder in der Syntax vor. Aus guten Gründen, der Linguist ist vollkommen im Recht, diesen Ausschluß durch die Regel zu krönen: *Quod non est in actis non est in mundo*. Er meint damit: *m e i n e* Welt ist einer und nur der eine von den großen Aspekten, unter denen man die Sprachtatsachen betrachten kann und betrachten muß, und im Rahmen dieser selbstge-

wählten Beschränkung werde ich mein Geschäft so rein und so vollständig als möglich erledigen. Linguistisch irrelevant also oder richtig verstanden auch s e m a n t i s c h irrelevant kann man die genannten Differenzen nennen. Daß wir sie hier überhaupt aufführen, geschieht nur, weil man an ihnen, mit ihnen am einfachsten das Ende eines Fadens aufgreift, der dann systematisch bis an sein wirkliches Ende aufgespult werden muß, die Trennung nämlich des Relevanten vom Irrelevanten, wie sie im Gebiet der Lautlehre durch die Phonologie zum Abschluß gebracht wird.

Wie also bringt die deutsche Sprache das Kunststück fertig, für die paar Tausend Einsilber, die in ihrem Wortschatz als auto- oder synsemantische Einheiten vorkommen, ebensoviele differente L a u t u n i f o r m e n herzustellen, von denen jede für sich wieder ungezählte Spielräume für all die zwar semantisch irrelevanten, aber für bestimmte Belange des konkreten Sprechverkehrs doch sehr wichtigen und faktisch ausgenützten personal- und situationsbedingten Eigenheiten offen läßt? Die Phonologie erklärt, das sei eine Aufgabe, welche die Sprache in sehr einfacher Weise mit Hilfe ihres Systemes einfacher Zeichen, der Laut-notae oder Phoneme, löst. Angenommen, ich habe statt der Silben drei tausend Eier hier vor mir und soll sie durch Anbringen von drei Farbtupfen auf jedem individuell „charakterisieren“. Wenn ich diese Tupfen jedesmal in eine Reihe bringe und auch die Reihenfolge (etwa von der Spitze weg) zur Charakterisierung mit verwerte, so kann ich ausrechnen, wieviele verschiedene Einzeltupfen, notae, dazu notwendig sind. Mit 16 Elementen kann man 3360 Dreierkombinationen bilden. Nun, die Anzahl der Zeichenelemente (Phoneme) einer Sprache wie der deutschen ist rund geschätzt vielleicht dreimal so groß wie die hier berechnete Zahl der Farbtupfen. Und was im Deutschen als eine Silbe gilt, kann weniger und kann mehr als drei Phoneme enthalten. Wenn man z. B. *spricht* und *spritzt* noch zu den Einsilbern rechnet und es nicht vorzieht, die von Sievers und anderen Phonetikern mit guten Gründen darin erkannten Nebensilben abzuscheiden,⁹ so käme man sogar auf sechs- oder sieben-notige einsilbige Wörter. Jedenfalls steht fest, daß der Reichtum an Elementarzeichen groß genug ist, um die diakritischen Anforderungen zu befriedigen.

Die Sprache kann sich bei solchem Reichtum sogar einige interessante Luxusleistungen gestatten, d. h. ihren Einsilbern morphologische und syntaktische Funktionen zur Miterledigung auferlegen. Serien vom Typus *sprich* — *sprach* — *Spruch* || *spreche* — *spräche* — *Sprache* — *Sprüche* sind vom Gesichtspunkte der Diakrise aus als Bildungen zu bezeichnen, die sich nur ein (relativ zum Schatz von Einsilbern) mit Pho-

nemen reich ausgestattetes System erlauben kann. Denn Leistungen, die sonst sowohl im Bereich der flektierenden wie vieler anderer Sprachen auf zwei oder noch mehr Sinnsilben verteilt werden, hat hier ein Einsilber zu vollbringen und muß es sich zu diesem Behufe gefallen lassen, daß das Ganze seines Phonembestandes abstraktiv in eine konstante und in eine variable Komponente gespalten wird. Es sind (rein logisch) zwei Schritte im Sinnaufbau dieser Wörter zu unterscheiden und das konstante Konsonantengerüst hat die Funktion, den ersten dieser Schritte, der variable Vokal die Funktion den zweiten lautlich zu repräsentieren. Die Dinge liegen (wieder rein analytisch gesehen) so, daß sie mit dem bekannten usuellen Verfahren der semitischen Sprachen verglichen werden können. Dort ist sehr häufig ein konstantes Gerüst von drei Konsonanten ebenso berufen, einen ersten und die wechselnde Vokalisation, einen zweiten Schritt im Sinnaufbau lautlich zu repräsentieren. Das arabische Konsonantengerüst *ktb* z. B., trifft exakt, soweit ich sehen kann, oder: es ist zugeordnet, es „bedeutet“ etwas, was auch die Denkpsychologen gefunden und mit dem Terminus „die Sphäre“ bezeichnet haben. Die Bedeutungen der arabischen Wörter, in denen das Konsonantengerüst *ktb* vorkommt, enthalten alle, drehen sich alle um die Sphäre, die menschliche Angelegenheit des Schreibens. Und die wechselnde Vokalisation ist berufen, einen in der Aktualgenese des Gedankens, wie die Denkpsychologen gezeigt haben, auch bei uns häufig vorkommenden Schritt, den Schritt von der (vageren) Sphäre zur (näher) determinierten Bedeutung lautlich zu repräsentieren: Arabisch *kátab* = er schrieb, *kātib* = Schreiber. *kitāb* = Buch. Nur sind das eben zweisilbige Wörter, die hier entstehen, während in der angegebenen Musterserie aus dem Deutschen die eine Stammsilbe allein schon Ähnliches, Vergleichbares zu leisten hat. Und das zeigt: die Sprache ist so reich an Phonemen, daß sie nicht alle Diakritika, die sie damit bilden kann, schon ausgeben muß, um nur schlechthin alle Sinnsilben von einander lautlich unterscheidbar zu machen. Vielmehr kann sie sich's wie ein Grandseigneur gestatten, den Inbegriff der für eine einzige Silbe vorgesehenen elementaren Diakritika so überreich anzusetzen, daß einer oder einige von ihnen, wie in unserem Fall der Vokal, variabel sein und durch seine Varianten morphologische oder syntaktische Nuancen lautlich repräsentieren kann.¹⁾

¹⁾ Man hat einen eigenen Namen vorgeschlagen für die Fälle, wo ein Phonem kurz gesagt eine morphologische Funktion erfüllt, nämlich das Kompositum „Morphonem“. Dahinter scheint mir eine logisch nicht ganz einwandfreie oder eine wenigstens nicht sehr zweckmäßige Begriffsbildung zu stecken. Denn der Gattungsbegriff „Phonem“ müßte dann nach der

Noch etwas: das Deutsche legt, wie viele andere Sprachen, keinen Wert darauf, maximal lautähnliche Wörter möglichst zu vermeiden, sondern verwendet ungezählte Nachbarn vom Typus *Guß — Kuß, Fall — fahl, Schurz — Schulz, balgen — Balken* usw. Derartige Nachbarschaften sind das Feld, auf dem die Phonologie bis heute ihre fruchtbarsten Entdeckungen gemacht hat; an ihnen wird auch objektiv immer erprobt, ob irgendeine phonetische Differenz phonologisch relevant ist oder nicht. Nun, zur Bestimmung der relevanten Dimensionen dürfte das bis heute geübte Verfahren, die maximalen Nachbarschaften, welche in einer Sprache möglich sind, aufzusuchen, in der Tat vollkommen ausreichen. Negative Befunde, die sich dabei ergeben, bedürfen einer weiteren Forschung, bevor die Relevanzfrage definitiv als beantwortet zu betrachten ist. Denn alles, was nicht als einziges, elementares Diakritikon fungieren kann, muß nun darauf hin untersucht werden, ob es schlechthin diakritisch irrelevant oder aber dazu berufen ist, an der Konstitution eines diakritischen Komplexmerkmals mitzuwirken. Um dies noch einmal an Momenten zu illustrieren, über die ein Zweifel kaum möglich ist: Die Differenzen der Männer-, Frauen- und Kinderstimmen sind semantisch schlechthin irrelevant, d. h. (wenn ich mich nicht irre) ist keine Sprache bekannt, in der „dasselbe“ Wort aus Männer-, Frauen- und Kindermund verschiedene Bedeutungen hätte. Wenn doch irgendwo etwas Derartiges vorkäme, so müßte der Linguist drei Lexika statt eines anlegen. Als schlechthin irrelevant muß nach demselben Kriterium wenigstens für den ersten Ansatz auch die komplexe Differenz der mit lauter Stimme und der mit Flüsterstimme erzeugten Lautgebilde angesehen werden. Dagegen war bei den Helligkeitsdifferenzen der Vokale im Adyghischen die Frage zu erheben, ob sie schlechthin phonologisch irrelevant sind oder nicht; und der Hinweis Jakovlevs und Trubetzkovs auf die gesetzmäßige Milieubestimmtheit dieser Helligkeitsdifferenzen führte uns auf die Vermutung, sie könnten vielleicht als mitbestimmende Komplexmerkmale phonologisch relevant sein. Wie, nach welchem Verfahren wäre das zu entscheiden? Nun, ich habe mir im Anschluß an die in der Anmerkung auf Seite 46 zitierte Arbeit über die Tragweite

speziellen Funktion zu einer ganzen Reihe von Artbegriffen determiniert werden; man müßte neben die „Morphoneme“ etwa „Lexikophoneme“ und „Syntacticophoneme“ stellen. Und das wäre nicht nur wegen der wenig erfreulichen Namen sondern aus logisch-systematischen Gründen eine wenig befriedigende Aufteilung. Die Vokalnota „u“ als solche ist ja in Wörtern wie *klug* und *schlug* genau dieselbe; und darauf allein sollte man bei der Definition des Begriffes Phonem achten. Ich fürchte, jene Komposita respektieren nicht genügend den Sondercharakter der Phonologie und sind geeignet, einer Verwischung ihrer Grenzen Vorschub zu leisten.

der menschlichen Sprachlaute einiges darüber zurechtgelegt, wie die diakritisch relevanten Komplexmomente am Lautbestande der Wörter bestimmt und damit der schon auf Seite 47 nachgewiesene andere Teil der Phonologie in Angriff genommen werden kann; darüber möchte ich an einer anderen Stelle berichten.

Aber auch damit dürfte der Aufgabenkreis der Phonologie, soweit er sich heute schon überblicken läßt, noch keineswegs erschöpfend angegeben sein. Wenn man z. B. die weitreichenden und scharfsinnigen Korrelationsuntersuchungen Jakobsons von ihrer methodischen Seite her durchdenkt, so scheint mir dort ein Verfahren notwendig und auch tatsächlich eingeschlagen zu sein, welches in der Sphäre der Phonologie der synoptischen Betrachtung der Phonetiker entspricht. Nur, daß die Synopsis des Phonetikers, wenn sie methodisch rein gehandhabt wird, auf statistischer Basis ruhen müßte und zu nichts anderem als statistischen Klassen oder Typen führen könnte, während die phonologische Synopsis zu anderem berufen ist und das Zeug hat. Wenn sie z. B. mit Jakobson die Eigenschaftskorrelation der Laute ganz systematisch und von höchsten Gesichtspunkten aus ins Auge faßt, dann ist es sehr wohl möglich, daß man dabei auf neue Probleme stößt, die nur mit neuen Methoden zu lösen sind. Im ersten Ansatz ist es gewiß nichts anderes, als ein statistisches Faktum, daß im Deutschen die Eigenschaften lang und geschlossen, kurz und offen bei Vokalen zusammen auftreten. Allein sobald diese Eigenschaftskoppelung als zum Wesen der einheitlichen Vokal-Notae, die das Deutsche verwertet, gehörig betrachtet wird, ist im Buch der Lautforschung ein neues Blatt aufgeschlagen.

Denn es gehört zu den Grundaufgaben einer jeden „Charakter“-Forschung, das Warum solcher Koppelungen und, was dazu gehört, das Warum bestehender Freiheitsgrade in anderer Richtung zu beantworten. Warum bestehen zwischen Körperbau und Charakter eines Menschen jene Koppelungen, die schon Shakespeares Cäsar mit dem bekannten Wort: „Laß wohlbeleibte Männer um mich sein, mit glatten Köpfen, und die Nachts gut schlafen etc.“ ins Auge faßt und die seither Kretschmer statistisch nachgewiesen hat? Die Charakterologie des Menschen begnügt sich nicht mit der nackten statistischen Korrelationstatsache. Die Phonologie, welche in den Phonemen einfachste Charaktere oder Charakterkonstituenten aufgedeckt hat, darf sich ebenso wenig mit nackten statistischen Korrelationstatsachen begnügen, sondern mag zusehen, ob sie Methoden findet, um auf ihrem Gebiet den Grund der bestehenden Koppelungen und Freiheitsgrade zwischen den rein stofflich betrachtet unabhängig von einander variablen Eigenschaften der Laute

aufzudecken. Nun, das sind Zukunftsaufgaben, die man sich im Rahmen der Phonologie stellen oder auch nicht stellen mag. Was hier zur Diskussion stand, war nicht die Zukunft, sondern die Gegenwart der Phonologie, d. h. ihre wissenschaftliche Legitimation, ihr Sinn und ihre systematische Stellung im Ganzen der Linguistik.

LAUT, PHONEMA, MORPHONEMA

Von Henryk Ułaszyn (Poznań).

Das Ziel meines Referates besteht in der Erklärung der oben angegebenen Termini — wie ich sie verstehe.

Ich erlaube mir auch den Ausdruck „Phonem“ nicht in dieser Form zu gebrauchen, da wir in der deutschen Sprache die griechisch-lateinischen Termini dieses Typus auch in anderer Form gebrauchen, z. B. *Schema*, *Thema*, *Plasma* usw. So auch im Französischen z. B. *schéma*, *cinéma*, *enéma* usw.

Die Bedeutung des Termins „Phonema“ ist den Sprachforschern der Schule Baudouins de Courtenay gut bekannt. Die polnischen und russischen Sprachforscher, die sich zu dieser Schule rechnen oder zu ihr gerechnet werden, gebrauchen diesen Terminus in der Bedeutung, die ihm Baudouin de Courtenay noch im vorangegangenen Jahrhundert gegeben hat. Das „Phonema“, ist nämlich nach Baudouin de Courtenay, die Vorstellung von einem Sprachlaute, die Vorstellung, die in der Seele des Sprechenden entstanden ist durch das Zusammenfließen der akustischen Vorstellung („Akusma“) des gehörten Lautes mit der Vorstellung der Bewegungen der Sprachorgane („Kinema“), die zur Ausführung des Lautes notwendig sind.

Was den Termin „Morphonema“ betrifft, so bemerke ich kurz, daß er von mir erfunden ist und daß ich darüber zum ersten Male im Jahre 1927 in dem XII. (S. 406) Band der Zeitschrift „Prace Filologiczne“ geschrieben habe.

*

Ich gehe jetzt zur Auslegung meiner Ansicht über. Ich beginne mit dem zentralen Terminus „Phonema“, indem ich mich im allgemeinen an die Anschauung Baudouins de Courtenay halte. Doch zergliedere ich die meiner Ansicht nach allzu weit aufgefaßte Vorstellung des „Phonemas“ in zwei Vorstellungen: „Phonema“ und „Morphonema“, indem ich gleichzeitig beide Vorstellungen der Vorstellung „Laut“ gegenüberstelle, als der Benennung einer objektiven Erscheinung, die mit Hilfe von Apparaten der experimentellen Phonetik versinnlicht werden kann.

Um die Sache kurz zu machen, gehe ich nicht vom Satz, sondern vom Wort aus.

Ich analysiere als Beispiel das polnische Wort *żaba* „Frosch“. Analysieren, in kleinere einheitliche Elemente zerlegen, kann ich es zweifach:

1. nach der lautlichen, phonetischen, und
2. nach der semasiologisch-morphologischen, eigentlich sprachlichen Seite.

Das Zerlegen nach der lautlichen Seite erfolgt, nachdem wir versucht haben zu vergessen, daß der zu zerlegende Wortkomplex ein Wort ist, d. h. ein Lautkomplex, welcher eine bestimmte Bedeutung und eine bestimmte (morphologische) Form besitzt. Wir teilen ihn also so, wie wir ihn auf Grund unserer akustisch-artikulatorischen (sensorisch-motorischen) Eindrücke empfinden.

So erhalten wir zuerst folgende Teilung:

za ba (zwei Silben) /
und weiter: *ż a b a* |.

Diese akustisch-artikulatorischen Vorstellungen sind als solche nicht weiter teilbar. Ich nenne sie „Phonemata“: *ż*, *b*, *a*. Aus ihnen ist der Komplex — also Phonemakomplex — *żaba* aufgebaut, welchen wir als von seiner semasiologisch-morphologischen Funktion losgelöst betrachtet haben.

Aber diesen einheitlichen nicht weiter zerlegbaren Phonemata, Erscheinungen unseres psychischen Lebens, entsprechen in der objektiven Welt gewisse Vibrationen der Luftwellen, die durch gewisse Bewegungen der Sprachorgane verursacht werden. Wir wissen auch, daß das sehr komplizierte Prozesse sind. Den Phonemata also, den nicht weiter zerlegbaren Vorstellungen (psychischen Erscheinungen) von Sprachlauten entsprechen mithin objektive, zerlegbare: physische und physiologische Erscheinungen. Die Analyse aber der letztgenannten Erscheinungen ist jedoch eine ganz andere Analyse, eine Zerlegung ganz anderer Art, die mit der vorigen nichts zu tun hat, z. B. die Analyse der mittels der aufzeichnenden Apparate (z. B. Kimograph) erhaltenen Kurven oder der komplizierten Akte der Artikulation. Diese Analysen kontinuierieren also nicht die vorige.

[A n m e r k u n g. Die Phonemata sind einfache, monophthongische und zusammengesetzte, diphtongische, z. B. *a* aber *au*, oder *d* aber *ż* d. h. *dz*; vgl. *t* aber *c* d. h. *ts*. Sie sind also nicht gleich *a + u*, *d + z*, *t + s*.]

*

Und nun analysieren wir dasselbe Wort vom semasiologisch-morphologischen Standpunkt aus.

Wir erhalten folgende Zergliederung:

žab a.

Und weiter können wir diese erhaltenen Elemente von dem oben angenommenen Standpunkt aus nicht teilen. *žab-* ist der Träger, ein Äquivalent, einer außersprachlichen Vorstellung; *-a* der Träger, Äquivalent, des morphologischen (sprachlichen) Typus. Das sind „Morphemata“. Ich kann aber das erste Morphem nur dann weiter teilen, wenn ich meinen Standpunkt ändere, wenn ich es also nicht als Morphem betrachte, sondern als einen von seinen semasiologisch-morphologischen Assoziationen oder Werten losgelösten Lautkomplex. Dann erhalte ich aber Phonemata. Das ist aber wieder nicht eine weitere Zerlegung der morphologischen Einheiten sondern eine andere.

Also die Zerlegung, die Teilung, der Morphemata oder Phonemata, ist nicht eine weitere Teilung größerer bzw. höherer Einheiten in kleinere Einheiten oder Elemente derselben Kategorie, desselben Wertes, sondern eine Teilung der Äquivalente dieser Kategorien, also eine Teilung von etwas anderem und eine andere Teilung oder Analyse.

*

Und jetzt analysiere ich in analoger Weise die Beispiele: *žabka* „kleiner Frosch“ und *mamka* „Amme“.

Im Resultat erhalten wir folgende phonetische Teilung: *ž-a-p-k-a* (Phonemata) und morphologische *žab-k-a* (Morphemata).

Im Vergleich mit der vorigen Analyse stellt sich die jetzige folgendermaßen dar:

Die phonetische Struktur der Komplexe *žaba* und *žabka* hat uns zu der Feststellung gewisser Unterschiede in der Abhängigkeit von der verschiedenen phonetischen Struktur der beiden Komplexe geführt:

ž-a-b-a, aber *ž-a-p-k-a*,

dort haben wir *b*, hier —*p*.

Die morphologische Struktur der Worte *žaba* und *žabka* hat aber keine Änderung des *b* als des gedachten, fungierenden Elementes verursacht:

žab-a : *žab-k-a*,

Also in beiden phonetischen Komplexen wurde nur *žab-* gedacht.

Und nun jetzt *mamka*.

Das Resultat der phonetischen Analyse für den sprechenden Nicht-Phonetiker ist:

m-a-m-k-a.

Es bedarf aber einer größeren Schulung und Übung, um festzustellen, daß wir hier vor *k* nicht *m*, sondern *ɱ*, d. h. stimmloses *m* haben:

m-a-ɱ-k-a

Nun frage ich, ob wir hier mit derselben Leichtigkeit die Stimmlosigkeit des *m* vor *k* feststellen, wie vorher des *b* vor *k*?

Meiner Ansicht nach — nein.

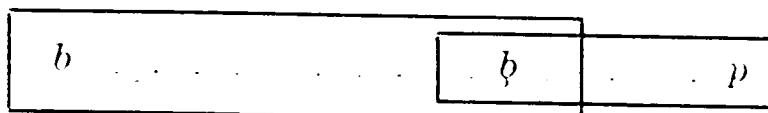
Und weiter: haben wir in *żabka* [*zapka*] wirklich ein gewöhnliches *p*, oder besser, haben wir immer ein solches gehabt? Meiner Ansicht nach nicht, oder wenigstens nicht immer. Wie wir in *mamka* ein *ɱ* haben, so haben wir, oder besser hatten wir hier ein *b*, d. h. stimmloses *b*, nicht aber ein *p*.

Kann ich also das Verhältnis in folgender Weise darstellen:

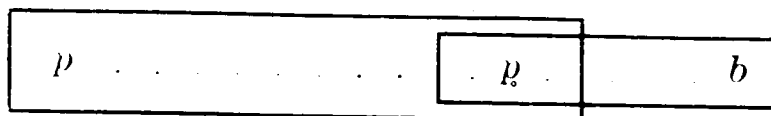
$b : ḅ = b : p$?

Meiner Ansicht nach nicht, wenigstens nicht immer, weil sich das *b* vom *p* nicht nur durch das Vorhandensein oder nicht-Vorhandensein der Stimmhaftigkeit unterscheidet, sondern auch durch Verschiedenartigkeit der labialen Explosion usw. Wir stellen hier also eine andere Innervation fest, andere motorische Prozesse. Wenn wir aber ein stimmloses *ḅ*, also eine Modifikation des *b*, als ein *p* perzipieren — und dann auch substituieren — so geschieht das aus dem Grunde, daß das stimmlose *ḅ* akustisch dem *p* näher ist und weil das *p* selbständig in der gegebenen Sprache existiert.

Graphisch stelle ich dies folgendermaßen dar:



Ähnlich stellt sich die Sache mit dem stimmhaft gewordenen *p*, d. h. *p̣* dar, welches aus den oben angeführten Gründen als ein *b* perzipiert wird.



Das P h o n e m a ist also die Vorstellung von einem aus Lautkomplexen abstrahierten selbständigen Laut, der seines semasiologisch-morphologischen Wertes entkleidet ist. Es sind dies Lauttypen, die in dem Bewußtsein desjenigen, der eine gewisse Sprache spricht, als solche (Lauttypen) vorhanden sind. Über den Typus des betreffenden Lautes entscheidet in erster Linie die Position der kleinsten Abhängigkeit des Lautes in der gegebenen Sprache — oder sagen wir, ein wenig übertreibend — die unabhängige Position.

Die Modifikation der Phonemata, ihre Mutabilität, als Folge der Assimilation, läßt sich nicht leicht ohne eine gewisse Schulung auffassen und feststellen. Das Unterscheidungsvermögen für diese Modifikationen ist ziemlich verschieden, die objektiv existierenden Äquivalente aber, von denen wir, dank den registrierenden Apparaten, eine Vorstellung haben können, sind unendlich verschieden. Wir können mit einer Übertreibung sagen, daß sie ∞ (unendlich) sind.

[Es ist auch, meiner Ansicht nach, ein großer Unterschied zwischen der Abgrenzung der Phonemata in Lautkomplexen und der graphischen Darstellung ihrer objektiven Äquivalente. Es ist nämlich nicht so leicht die Grenze zwischen zwei objektiven Äquivalenten zu finden, wie zwischen zwei subjektiven, d. h. Phonemata, z. B. *-i-o-*, *-k-t-*.]

Diesen objektiven Äquivalent der subjektiven Erscheinung — des Phonemas, nenne ich einfach „Laut“, weil er als objektive Erscheinung in das Gebiet derselben physikalischen Phänomene gehört, wie das Sausen des Windes, die Stimmen der Tiere — überhaupt die Naturlaute.

Das Gesagte erlaube ich mir in folgendem Schema darzustellen:

$$\text{Ph. } n^m \pm \text{L. } \infty,$$

wo Ph. = Phonema (subjektive Erscheinung); n = die Zahl der für jede Sprache festgestellten selbständigen Phonemata; m = mutabilis, subjektiv feststellbare Mutabilität der Phonemata; \pm = entspricht, korrespondiert; L. = Laut (objektive Erscheinung)¹⁾; ∞ = unendlich.

*

Die Phonemata bilden Systeme. Sie bilden Paare oder Reihen nach dem, was ich die äußere Verwandtschaft nenne. Dieses Gefühl der äußeren Verwandtschaft wächst auf Grund der größeren oder geringeren Ähnlichkeit der Eindrücke der akustisch-artikulatorischen Erscheinungen. Hier eben liegt die Aufgabe einer entsprechenden Systematisierung der charakteristischen Laute einer gegebenen Nationalsprache, eines Volksdialekts, einer Standessprache, oder einer Sprache eines Individuums.

Z. B.:

t d, k g ...

s ś, p p ...

¹⁾ Die Benützung dieses Termins („Laut“) veranlaßt Mißverständnisse, deshalb erlaube ich mir jetzt anstatt *L a u t — L a u t - K u r v e* (L.K.) zu gebrauchen. Die oben angeführte Formel wird nun folgendermaßen aussehen: $\text{Ph. } n^m \pm \text{I.K. } \infty$

In dieses System reihe ich die Phonemata ein, d. h. die Vorstellungen von den selbständigen Elementen, welche wir aus gewissen Lautkomplexen herausabstrahiert haben. Mit dem Moment der Herausabstrahierung dieser Phonemata ist der Zusammenhang dieser Phonemata mit diesen Komplexen kategorisch unterbrochen worden. [Es ist so, als wenn ich die Ziegel einer Mauer auseinendergenommen und auf einen Haufen geworfen hätte, und als wenn ich dann versuchte, diese Ziegel nach ihrer äußeren Ähnlichkeit zu klassifizieren, nicht aber nach ihrer Funktion.]

Ein Morphonema aber ist der Bestandteil eines semasiologisch-morphologischen Elementes der Sprache d. h. eines Morphemas. Ein Morphonema ist also ein Phonema in semasiologisch-morphologischer Funktion. Daraus geht hervor, daß die Systematik der Morphonemata nur in Verbindung mit den Morphemata möglich ist.

[Im phonetischen System haben wir $b \parallel b'$ nicht deshalb weil wir die Formen

żaba żabie d. h. [*żaba żabe*]

haben, sondern weil wir b und b aus verschiedenen phonetischen Komplexen resp. Silben herausabstrahieren können, z. B. *buda* \parallel *bieda* [*buda* \parallel *b'eda*] usw., welche dann auf Grund des erwähnten Prinzips das folgende System bilden:

$\underbrace{b \quad b}, \underbrace{p \quad p'}, \underbrace{k \quad k} \dots,$

das für die polnische Sprache charakteristisch ist, nicht aber für die deutsche.

[Auch $b \parallel p$ haben wir nicht deshalb, weil es in *żaba* \parallel *żabka*, d. h. [*żaba* \parallel *żapka*] vorkommt, sondern weil es aus vielen phonetischen Komplexen resp. Silben herausabstrahiert wird als b und p , was wieder folgendes System bildet:

$b \parallel p, g \parallel k \dots$

[In der polnischen Sprache ist in der Gruppe nk der erste Bestandteil im allgemeinen ein hinterlinguales v , z. B. *szynka* [*šynka*]. Nun haben wir aber auf gewissen Gebieten, z. B. in Warschau *szynka* [*šynka*], also nicht mit hinter- sondern mit vorderlingualem n . Das n also, das in der Sprache als selbständiges Phonema, d. h. in der unabhängigen Lage existiert, das also einen Typus bildet von dem das v nur eine Modifikation unter bestimmten Bedingungen ist, siegt, obwohl das v in den homogenen Bildungen an der Zahl nach überwiegt. So im ganzen Paradigma des *szynka* z. B. tritt nur in drei Kasus, nämlich im Dat. Locat. sg. und Gen. pl. das vorderlinguale n auf: *szynce*,

szynek. Doch siegt das typische Phonema, das aus der unabhängigen Lage herausabstrahiert worden ist.

[Ganz anders verhält es sich aber mit dem morphonematischen System. Die Aufstellung eines solchen Systems ist nur — wie gesagt — innerhalb der Morphemata, also innerhalb von homogenen Elementen möglich. „Innerhalb“, oder mit anderen Worten „im Zusammenhange“.] Wir haben es also hier mit einer inneren, funktionellen Verwandtschaft zu tun. Eben diese Verwandtschaft charakterisiert das morphonematische System:

Also:

žaba : žabie,

-daraus die Hauptmorphemata:

žab- : žab-,

also *b : ě*,

d. h. der Wechsel *b : ě* hat hier einen morphologischen Charakter; es ist ein Ausdruck der „inneren Flexion“. Das Morphemata *žab-* assoziiert sich in dem Gefühl des Sprechenden mit der funktionellen Möglichkeit nur einer gewissen Anzahl von Kasus, nämlich: alle *minus* zwei. Dagegen assoziiert sich das Morphemata *žab'-* mit der Möglichkeit von zwei Kasus (Dat. Loc. sg.).

Also *b : ě* als Morphonemata, sind Symbole gewisser morphologischer (bzw. etwas weiter gefaßt: syntaktisch-morphologischer) Beziehungen.

Oder z. B.:

paka „Kiste“ : *pace* : *paczka* „Päckchen, Kistchen“

wo die Hauptmorphemata:

pak- : pac- : pacz-

und endlich die Morphonemata:

k : c : ě (cz) sind.

Die Phonemata bilden also Systeme nach der äußeren Verwandtschaft, auf Grund der subjektiven Äquivalenz akustisch-artikulatorischen Prozesse, z. B. *s || ś*, die Morphonemata dagegen bilden Systeme nach der inneren, funktionellen Verwandtschaft auf Grund ihrer Homogenität innerhalb, bzw. im Zusammenhange mit den semantisch-morphologischen Einheiten, d. h. Morphemen. Hier also werden wir z. B. folgende Reihe haben:

s : ś : š : χ (ch);

kosa : kosić : koszenie; muszka : mucha.

Schematisch stelle ich alles Gesagte folgendermaßen dar (in dieser Tabelle führe ich statt L schon ein LK ein. Vgl. oben die Fußnote):

Ph. <i>n mut.</i> [Subjektives System auf Grund der äußeren Verwandtschaft (subjektive akustisch-artikulatorische Verwandtschaft)]	MPh. <i>n const.</i> [Objektiviertes System auf Grund der inneren, funktionellen Verwandtschaft (Homogenität)]
LK. ~ [Objektives System auf Grund der objektiven akustisch-artikulatorischen Verwandtschaft]	

Im Zusammenhange damit unterscheide ich:

- A: 1. Beschreibende Phonetik oder Phonematik (Phonemata);
 2. Experimentelle Phonetik (die objektiven Äquivalente der Phonemata); und
 B: 3. Funktionelle Phonetik oder Morphonematik oder Phonologie (Teil der Grammatik).

Kurz: A = Phonetik, B = Phonologie.

*

Und jetzt, zum Schluß, erlaube ich mir noch zwei kritische Bemerkungen, um zu zeigen, wie ich von meinem Standpunkt aus einige Fragen beantworte, die von anderen Forschern anders betrachtet werden.

Ein Phonetiker schreibt folgendes: „Das Wesen eines „Phonems“ (Lautfamilie) und der Unterschied zwischen ihm und einem einzelnen, empirischen „Laut“ wird am besten an einigen Beispielen erläutert. Die drei *k* in *Kiel*, *Kuh*, *Kopf* sind verschiedene „Laute“, aber für praktische Zwecke können sie als „Einheit“ angesehen werden, die man „Phonem“ (Lautfamilie) nennt. Die besondere Natur des in einem bestimmten Fall gebrauchten Lautes wird durch die Natur seiner Nachbarlaute bestimmt; so wird der eine Laut des *k*-Phonems immer angewendet wenn ein *i* folgt, ein anderer, wenn ein *u* folgt, usw.“ (D. Jones „Das System der Assoziation phonétique internationale“, in „Lautzeichen und ihre Anwendung in verschiedenen Sprachgebieten“. Berlin 1928, S. 19).

Es fehlen hier jegliche Vorbehalte, und deshalb tauchen hier verschiedene Zweifel auf.

Mit Recht wird der „empirische Laut“ dem „Phonema“ gegenübergestellt. Aber der Begriff Phonema ist hier, meiner

Ansicht nach, falsch aufgefaßt. Für den Verfasser ist das Phonema — wie er selbst in Klammern angibt — die „Lautfamilie“. Wir haben hier also eine künstliche Verallgemeinerung oder eine kollektive Vorstellung. Für mich ist ein Phonema ein psychisches Äquivalent eines „empirischen Lautes“ und zwar eines Lautes, der als Typus empfunden wird, der sich aber unter gewissen Bedingungen ändert. Für mich also besitzt z. B. die deutsche Sprache ein Phonema *k*, das für das geschulte Ohr in verschiedenen Varietäten antrifft, z. B. in Verbindungen *ku*, *ki* usw. Das Polnische aber besitzt selbständige unabhängige Phonemata *k* und *k̄* — und jedes von ihnen ist mutabel, z. B. *ka*, *ku* einerseits und *ki*, *k̄ie* andererseits. [In der Verbindung *ke* des deutschen *kennen* haben wir ein *k* (Phonema *k*), doch ist es, wie das Palatogramm zeigt, weit näher dem *k̄*. Vgl. T. Bennis Palatogramme in „Metoda Palatograficzna“. Warszawa, 1917, S. 12 und 26, auch 36—37 und 47.

Für einen anderen Forscher sind *ł* und *ɹ* in *ława* — *łapa* (*ława* — *ɹapa*) in der polnischen Sprache „phonetische Abarten eines und desselben Phonemas“ (W. Doroszewski „O definicje fonemu“ in „Prace Filologiczne“ XV, 227). Für mich stellt sich die Sache anders dar. Nach meinen Beobachtungen fällt einem jeden Polen aus dem *ł*-Gebiet (Osten) das *ɹ*-Phonema, und umgekehrt einem Polen aus dem *ɹ*-Gebiet (Westen) das *ł*-Phonema auf. Wir haben es hier also mit zwei verschiedenen selbständigen Phonemata zu tun. Sie bilden aber ein Morphonema, da die Funktion dieser beiden selbständigen Phonemata dieselbe ist. In der Systematik der Phonemata der polnischen Sprache stelle ich zwei Phonemata *ł* und *ɹ* fest, in der Systematik der Morphonemata aber ein *ł*.

*

Postscriptum. Die in eckigen Klammern stehenden Absätze wurden — um die vorausbestimmte Zeit für die Vorträge nicht zu überschreiten — beim Vortrage weggelassen. Die Fußnote (S. 57) ist später zugefügt worden.

H. U.

AUTOUR DU »PHONÈME«

Par Witold Doroszewski (Warszawa).

§ 1. Il est évident pour quiconque s'intéresse — ne fût-ce que d'une façon superficielle — à la linguistique que cette branche des connaissances humaines traverse actuellement une espèce de crise ou, du moins, une époque de certain déséquilibre.

Il apparaît plus que jamais que la linguistique n'est pas et ne peut être (aussi, au fond, elle ne l'a jamais été) une discipline exclusivement empirique, limitée à la recherche et l'étude des

faits de détails, car on ne réussit à comprendre un phénomène isolé que lorsqu'on parvient à le tirer de son isolement, à le projeter sur quelque plan général, à le situer dans le cadre d'un système. Rousselot a bien pu dire que c'est « l'infiniment petit » qui « contient la raison de tout »¹⁾ et il pouvait de son point de vue de phonéticien expérimental avoir raison. Pourtant ce qui nous intéresse surtout dans « l'infiniment petit », c'est la question de savoir, comment on peut procéder à l'explication du tout par cet infiniment petit, pourquoi le microcosme reflète-t-il le macrocosme, ou bien quelle autre est la forme de l'interdépendance entre les éléments et le tout qu'ils forment. Un détail n'a pour ainsi dire jamais de valeur par lui-même: il ne nous intéresse qu'en son rapport au tout auquel il est rattaché.

La tendance vers la synthèse et le système, de plus en plus nette aujourd'hui en linguistique, est en quelque sorte déjà une acquisition.

Il serait certainement désirable aussi que l'époque de révision des idées actuelle (je n'insiste pas sur le mot: crise) puisse aboutir à l'établissement d'un certain équilibre entre ce qu'on peut appeler « pensée logique » d'une part et « pensée linguistique » d'autre part.

Il faudrait en finir enfin avec l'exagération contre laquelle Schuchardt s'élevait déjà et qui semble prête à renoncer à l'analyse strictement logique de la langue pour cette raison soi-disant que le langage est mu par des facteurs affectifs et non par des facteurs d'ordre intellectuel — comme si, pour étudier le désordre des éléments, la condition première était d'amener au désordre la pensée même de l'homme qui cherche à se former une vue d'ensemble de la réalité.

Il serait heureux, si les linguistes parvenaient à trouver quelques définitions au sens strict de ce mot, quelques formules précises, rigoureuses et même — jusqu'à un certain point — rigides, car il ne peut y avoir de doute que ces espèces de formules constituent souvent, pourvu qu'on sache raisonnablement les respecter, d'utiles instruments de la pensée et contribuent d'une façon efficace aux progrès des recherches.

D'autre part, il vaudrait sûrement mieux ne pas faire de trop rapides progrès dans cette voie « logique » et il faudrait surtout se garder de tout excès de formules nouvelles et de définitions compliquées, du surrafinement terminologique, du creux des notions abstraites.

Ces quelques remarques précisent mon attitude à l'égard de certaines questions de linguistique générale, et aussi, bien qu'indirectement, à l'égard du problème dont j'ai à traiter ici spéciale-

¹⁾ *Revue des patois gallo-romans*, t. IV, p. 209.

ment, c'est-à-dire à l'égard du problème du *phonème* et des différentes définitions qui en ont été proposées.

§ 2. L'historique de la question n'est pas très long à faire.

On peut dire sans exagération : « in initio erat verbum » de Baudouin de Courtenay. C'est lui, Baudouin de Courtenay, qui dans son livre *Essai d'une théorie d'alternances phonétiques*²⁾ s'est servi du terme *phonème* en prêtant à ce terme un sens autre que celui de simple « son du langage ». Une note de l'auteur nous informe que quelques idées relatives à ce sujet lui furent suggérées par son disciple Kruszewski, homme remarquable et de grand talent.

Les idées « psychophonétiques » de Baudouin de Courtenay eurent un retentissement considérable en linguistique polonaise et russe. Certains de ses termes firent fortune et comme il arrive souvent, ce succès ne fut pas sans quelque influence fâcheuse sur les idées mêmes que ces termes étaient destinées à recouvrir. D'une part, les mêmes mots, employés par des auteurs différents, revêtaient de différents sens ce qui menait facilement à la confusion. D'autre part, quelques-unes des idées de Baudouin de Courtenay furent sujettes à la dogmatisation, à ce point que, dans les discussions, une simple référence au nom de l'initiateur était parfois appelée à trancher la question.

Maints auteurs ont cru se servir du terme *phonème* au sens « baudouinien » de ce mot, sans remarquer apparemment que ce mot avait, dans les écrits de Baudouin de Courtenay, des acceptions multiples et que l'on ne pouvait en aucun cas éviter de prendre une attitude personnelle, nettement définie, à l'égard de ce que le terme *phonème* signifiait et impliquait.

Pour illustrer la multiplicité des sens que Baudouin lui-même attachait au *phonème*, il suffit de passer en revue les définitions de ce terme, telles qu'elles ont été formulées par l'auteur dans le livre, déjà cité, *Essai d'une théorie d'alternances phonétiques*.

Voici l'une de ces définitions, qui peut être considérée comme principale et a été — en sa deuxième partie surtout — le plus souvent invoquée.

« Phonème = représentation homogène ressortissant au domaine (textuellement « monde ») phonétique, née dans l'âme par suite de la fusion psychique des impressions reçues de l'articulation d'un même son = équivalent psychique du son » (§ 19).

Cette définition — qu'on a quelque peine à traduire — est quelque peu touffue et encombrée de termes qui ne sont ni précis, ni clairs en eux-mêmes.

Remarquons que dans le passage cité le *phonème* est défini

²⁾ Dont l'édition polonaise parut en 1894 à Cracovie et l'édition allemande en 1895 à Strasbourg.

comme unité psychique se dégageant « des impressions reçues de l'articulation d'un même son ». Tout se trouve ainsi confiné dans le domaine, unilatéralement compris, du psychisme de l'individu : à force d'articuler diverses variantes d'un son, l'individu arrive à se faire une représentation générale de ce son : aucune mention n'est faite de ce que l'individu, en articulant, reproduit quelque chose qu'il a reçu du dehors. Les représentations motrices qui déterminent les articulations sont elles-mêmes déterminées par des impressions acoustiques, extérieures.³⁾ Indubitablement, Baudouin de Courtemay le savait : mais la formule traduit son attitude.

Quant à l'expression « équivalent psychique du son » qui a connu une grande vogue et a servi de base à maintes déductions, on ne saurait trop insister sur le fait que cette expression repose elle-même sur un malentendu. Il ne faut pas être psychologue pour se rendre compte qu'un son n'a d'autre existence qu'une existence psychique, que de même qu'« il faut un œil pour que le soleil brille », il faut une oreille (et un cerveau) pour qu'un son se réalise, car en dehors de l'appareil psychophysique de l'homme les sons n'existent pas : ce qui existe objectivement, ce sont les vibrations de l'air qui ne sont que des vibrations de l'air, tant qu'elles ne viennent pas frapper un organe auditif qui les transforme en sons. Le son est, par définition, une impression produite par la réaction de l'organe auditif à une excitation extérieure. Le son est donc essentiellement un « équivalent psychique » d'un facteur objectif et on ne peut qu'aboutir à la confusion en échafaudant au-dessus de cet « équivalent » un autre « équivalent » qui serait en quelque sorte encore plus psychique — ou autrement psychique — que le premier. Il faut cependant reconnaître que cette opposition, théoriquement injustifiable : *son* — *équivalent psychique du son*, était fondamentale pour Baudouin de Courtenay.⁴⁾

A côté de la définition citée le travail ou elle se trouve formulée en renferme encore d'autres. Ainsi, par exemple, il est dit dans le § 103 que le phonème est « la place phonétique du morphème » — formule dont on peut, à la rigueur, comprendre la tendance, mais qui n'est pas par elle-même irréprochablement claire.

³⁾ Cf. de Saussure: « C'est par l'oreille que nous savons ce que c'est qu'un *b*, un *t*, etc. » 2^{me} édition du *Cours* pp. 63—64; « le phonème est la somme des impressions acoustiques et des mouvements articulatoires... » ib. p. 65.

⁴⁾ Dans son dernier article consacré à ces questions — *Fakultative Sprachlaute, Donum Natalicium Schrijnen*, p. 39 — B. de C. a écrit: „In dem sprachlichen Denken haben wir keine Laute: wir haben da einzig und allein *Lautvorstellungen*“. C'est juste, mais qu'est-ce que l'auteur croyait pouvoir opposer à „sprachliches Denken“? C'est-à-dire où les sons existent-ils autrement que comme des représentations (impressions)?

Ailleurs les phonèmes sont appelés « éléments constitutifs phonétiques des morphèmes », ce qui est un peu plus précis, mais n'écarte pas toute possibilité d'équivoque. Car il faut souligner que l'auteur voulait dire par là qu'un son du langage n'est « phonème » qu'en tant qu'il est élément constitutif d'un morphème.

On est un peu surpris de voir l'auteur, après qu'il eût formulé les quelques définitions « psychologiques » que je viens d'analyser, employer le terme phonème au sens d'un simple son du langage — ce qu'il fait dans le § 181 de son *Essai* et aussi dans un *Programme* d'examen, imprimé à Pétersbourg (sans date, mais certainement à une époque postérieure à la publication de l'*Essai*), où les phonèmes sont appelés « éléments phonétiques les plus simples du langage ».

Les idées générales de Baudouin de Courtenay n'ont au fond, pour autant que je sache⁵⁾ jamais été soumises à une critique serrée et suivie, ni de la part des adversaires de l'auteur, ni de la part de ses adeptes, ce qui est certainement regrettable. Les objections que peuvent susciter les quelques définitions du phonème citées plus haut peuvent se résumer en ceci :

1. Les façons de s'exprimer de l'auteur n'ont pas toujours la clarté et la précision qu'exigerait le caractère particulièrement délicat des problèmes qu'il se proposait de résoudre. Il y a des questions que l'on peut ne pas aborder du tout ou bien, si on se décide de le faire, on doit être très sûr de son outillage pour pouvoir parer à tous les dangers que ces questions comportent. On n'a pas toujours l'impression que ceux des linguistes qui ont ou ont eu un penchant pour les problèmes de la psychologie du langage (la « Sprachpsychologie ») se soient toujours servis d'un outillage impeccable. A quoi il faut encore ajouter que la psychologie de Baudouin de Courtenay était une psychologie d'il y a soixante ans (la date 1893 — celle de la parution de l'*Essai* — n'infirme pas cette évaluation, car les idées fondamentales de Baudouin de Courtenay semblent avoir été à peu près formées vers — plus ou moins — 1870, lorsque l'auteur était encore très jeune et — ceci mérite d'être souligné — elles n'ont pas beaucoup évolué durant sa vie. — Baudouin de Courtenay semblait parfois considérer ses idées scientifiques comme des « convictions » qu'il s'attachait à garder intactes et immuables au milieu des flots d'idées et d'opinions d'autrui. Cette attitude était d'ailleurs chez lui dépourvue de toute nuance d'affectation « sacerdotale »).

2. Les définitions de l'auteur, abstraction faite de ce que renferme chacune d'elles prise isolément, ne sont pas toutes conci-

⁵⁾ Je ne connais malheureusement que le titre du livre de M. Ščerba paru en 1911, *Russkie glasnye v kačestvennom i količestvennom otnošenii*.

liables les unes avec les autres: les trois premières avec la quatrième, la première avec la deuxième et la troisième.

3. Les conceptions « psychophonétiques » de Baudouin de Courtenay constituent un legs très respectable, mais dont la valeur est aujourd'hui essentiellement historique.

Ayant défini le phonème comme « équivalent psychique du son » — et l'opposant par là même au son — Baudouin de Courtenay l'identifie ensuite à l'unité fonctionnelle du langage, car c'est ainsi que doit être comprise l'expression « élément constitutif du morphème ». Or, cette opposition est, nous l'avons vu, factice et cette identification n'est possible qu'à condition d'un élargissement illicite de l'extension sémantique du terme « psychique ».

Ces réserves faites, il faut aussi reconnaître ceci: les idées de Baudouin de Courtenay, énoncées à une époque où l'on n'avait pas le sentiment des problèmes de linguistique générale, nécessairement imparfaites, contenaient pourtant en germe tout ce qui s'est trouvé dit sur les mêmes sujets par les auteurs qui ont repris ces sujets depuis. Aucun de ces auteurs n'a, à ma connaissance, dépassé les deux pôles entre lesquels a balancé la pensée de Baudouin de Courtenay. Nous retrouvons sans difficulté chez tous ces auteurs l'opposition et l'identification déjà constatées dans le travail de Baudouin de Courtenay.

Sans pouvoir dresser un répertoire complet de toutes les modifications que divers auteurs ont fait subir aux idées baudouiniennes, je me contente de l'analyse de certains développements de ces idées tentés tout récemment par MM. Benni, Ułaszyn et Troubetzkoy.

§ 4. M. Benni semble être de ceux qui croient à ce que la définition baudouinienne du terme phonème est précise et satisfaisante, et surtout qu'elle pose la question d'une façon nette, sans donner lieu à des interprétations différentes.

« Nous prenons ce terme (celui de phonème), écrit-il⁶⁾, au sens établi, relativement longtemps déjà, par Baudouin de Courtenay et communément adopté, en linguistique polonaise et russe surtout, à savoir au sens du correspondant psychique d'un son concret du langage, au sens de la représentation d'un son du langage ».

On voit que ce n'est autre chose que l'opposition baudouinienne répétée. Il n'est pas clair, qu'est-ce qu'un son pour M. Benni, puisque, pour lui, les sons semblent avoir une autre espèce de réalité que celle qu'ont les phénomènes psychiques et puisque, selon lui, les sons et les phénomènes psychiques sont des élé-

⁶⁾ *De l'évolution du phonème* — Comptes rendus des séances de la Société des Sciences et des Lettres de Varsovie, Section I, t. XXII, 1929, p. 25.

ments (éléments de quoi?) qui peuvent et doivent être opposés l'un à l'autre.

Certains des qualificatifs que M. Benni ajoute aux termes dont il se sert, tout en donnant aux démonstrations une allure de précision, sont pourtant plutôt fortuits, tel l'adjectif « concret » rapporté au « son du langage ».

Voici de quelle façon encore M. Benni commente l'opposition du *son* à la *représentation du son*. En prenant comme exemples les mots allemands *Kiel*, *Kuh*, *Kopf*, il constate⁷⁾ : « zur Feststellung von drei verschiedenen Lauten gelangen wir erst durch eine exakte physiologische Analyse, als psychologische Lautvorstellung existiert in allen drei Fällen dasselbe *k*. Wir müssen das psychologische Moment, die Absicht ein *k* auszusprechen, und das physiologische Moment, die Ausführung, in Betracht ziehen. Je nach der Lautnachbarschaft erhalten wir drei nicht beabsichtigte⁸⁾ Abarten der Ausführung, welche normaler Weise unterbewußt sind und erst durch absichtliche Analyse zum Bewußtsein gelangen ».

Il y a ici opposition, très soulignée, entre l'intention (Absicht), qui serait un phénomène psychique, et la réalisation qui tiendrait exclusivement aux facteurs physiologiques. M Benni admet qu'il peut y avoir des réalisations qui s'écartent, pour ainsi dire, de l'intention du sujet parlant par suite du jeu mécanique des organes articulatoires : suivant que, dans les mots allemands cités *Kiel*, *Kuh*, *Kopf*, le *k* est suivi d'un *i*, d'un *u* où d'un *o*, il est réalisé avec une nuance plus ou moins forte de palatalisation. Ces variantes ne tiendraient à rien de psychique, elles ne seraient conditionnées que par l'entourage phonétique du *k*.

Cette façon de voir les choses me paraît inexacte. A quoi, tout d'abord, est due la prononciation palatale du *k* dans le mot *Kiel*? Synchroniquement, à deux choses, dont la première est l'usage. Les enfants allemands reproduisent ce mot tel qu'ils l'entendent, et ils l'entendent prononcé avec la consonne initiale palatalisée. Mais il n'est pas nécessaire qu'un enfant allemand fasse pratiquement l'expérience de tous les mots allemands contenant le groupe phonétique *ki*, avec un *k* palatalisé : il suffit que cette prononciation soit sentie comme un des traits constants de la base articulatoire⁹⁾ du langage que l'enfant est en train de s'approprier, et l'enfant reproduira, de lui-même, comme il reproduit les paradigmes de déclinaison, les combinaisons de

⁷⁾ *Zur neueren Entwicklung des Phonembegriffes*. Donum Natalicium Schrijnen, p. 35. (Nijmegen-Utrecht 1929.)

⁸⁾ Souligné par l'auteur.

⁹⁾ J'emploie ce terme de *base articulatoire* en tant que consacré par l'usage. Cependant *attitude articulatoire* vaudrait beaucoup mieux.

sons: *ki* avec un *k* palatalisé. A côté du premier facteur, social, cette tendance, jusqu'à un certain degré spontanée, à faire subir aux éléments phonétiques des changements d'un certain type établi, constitue le facteur psychique de l'évolution du langage.

Il se peut que dans la conscience, ou plutôt dans la subconscience, des sujets dont l'ensemble constitue la « masse parlante » les variantes occasionnelles d'un son, tel que ce son est réalisé en position isolée, soient automatiquement rattachées à ce son « principal ». Il se peut que ces quelques variantes ne représentent, pour ceux qui se servent du langage, qu'une seule unité. Mais cette unité ne correspond pas précisément à ce que M. Benni appelle « intention phonétique » (*Absicht*) et elle ne peut être opposée au « son » en ce sens que « son » serait un élément physiologique et l'« intention » — l'« équivalent » psychique du son. Car, pour dire *Kiel*, il faut bien avoir l'intention de dire *Kiel* et non autre chose, et de le dire comme on le dit couramment, et non d'une autre façon, c'est-à-dire avec un *k* initial palatalisé. Pour qu'il y ait des réalisations phonétiques, il faut qu'il y ait préalablement des représentations phonétiques auxquelles est soumis le fonctionnement des organes de la parole. Toute coordination des muscles articulatoires serait impossible, si ces muscles, dans leur activité, n'obéissaient pas fidèlement aux impulsions partant des centres nerveux. Ces impulsions ne sont autre chose que des représentations motrices des sons et ce sont elles justement qui font qu'un son est articulé d'une certaine façon. Une articulation traduit une représentation motrice et, entre les deux, il ne peut y avoir d'écart postulé par M. Benni. Quant à la façon dont certains individus peuvent se représenter certains sons, ceci n'a d'intérêt que pour ces individus mêmes: le mécanisme de la parole fonctionne régulièrement. M. Benni propose pour la désignation de cette « *Lautvorstellung* » le terme de « Psychophon », et pour la désignation de la réalisation articulatoire (*Ausführung*) — celui de « Physiophon » (il serait plus simple de dire « articulation »). Le terme de « son » (*Laut*), devant avoir un sens général et comprenant aussi bien le « psychophone » que le « physiophone », serait réservé, suggère M. Benni, aux cas où il ne serait pas nécessaire de faire distinction entre ces deux nuances.

Ces innovations terminologiques me paraissent inutiles, d'autant plus que les termes proposés recouvrent des notions en elles-mêmes douteuses.

Le « psychophone » de M. Benni est simplement un synonyme du phonème baudouinien, au moins du phonème dans une des acceptions de ce terme. Cette identité est reconnue par M. Benni lui-même qui écrit: « Ein Phonem, eine Lautvorstel-

lung, ein gedachter Laut, ein Psychophon . . . » (l. c. 36), v. aussi plus haut, p. 66.

Jusqu'ici, nous avons pu constater que M. Benni est resté, en principe, fidèle à l'opposition baudouinienne du *son* à la *représentation du son*. Nous retrouvons chez lui aussi l'identification baudouinienne du son en tant qu'élément psychique (= représentation) avec le son — élément fonctionnel du langage. « Es ist richtig, admet M. Benni, daß ein Physiophon nicht zur Unterscheidung von sonst gleichlautenden Wörtern verwendet wird, und daß nur ein Psychophon diese Rolle spielen kann » (l. c. 36).

Voici que le « psychophone » devient l'élément distinctif pouvant servir à la différenciation de deux mots au reste identiques : pour remplir cette fonction il faut bien qu'il soit autre chose qu'un « son pensé » (« ein gedachter Laut »), et c'était pourtant là, selon M. Benni, le trait essentiel du « psychophone », ce par quoi il s'opposait au « physiophone ».

On s'égare dans les détails de ces démonstrations.

En résumant : M. Benni, en développant les idées de Baudouin de Courtenay, n'apporte pas de considérations vraiment nouvelles et les quelques termes nouveaux qu'il propose ne se justifient pas.

§ 5. L'impression d'une certaine confusion terminologique se dégage aussi de la lecture de l'article publié par M. Ułaszyn dans le t. XII des *Prace Filologiczne*, pp. 405—415, sous le titre de *Quelques remarques terminologiques* (en polonais).

Voici quelques passages ayant trait, dans l'article cité, au problème du phonème et aux questions connexes : « Nous sommes arrivés aujourd'hui, croit pouvoir constater M. Ułaszyn, à traiter séparément, même dans les grammaires scolaires, des sons du langage en tant que phénomènes périphériques, physiologiques, acoustiques, phonétiques au sens propre du mot, et, séparément — des mêmes sons en tant que phénomènes cérébraux, psycho-phonétiques, proprement linguistiques. Les premiers constituent les éléments des unités supérieures (dites) syllabes, les derniers — des morphèmes » (p. 405).

L'opposition des phénomènes périphériques ou phonétiques aux phénomènes cérébraux ou psychiques est la même que nous avons déjà vue, sous des aspects différents, aussi bien dans les écrits de Baudouin de Courtenay que dans les articles, critiqués plus haut, de M. Benni.¹⁰⁾

On est surpris de voir M. Ułaszyn, continuateur des idées de Baudouin, se basant sur ce que celui-ci avait posé, prendre le terme de phonème en un sens point du tout « baudouinien »,

¹⁰⁾ L'article de M. Ułaszyn a d'ailleurs été publié avant ceux de M. Benni, mais cette chronologie n'a pas d'importance.

bien qu'avec une référence à Baudouin: « Conformément au terme « latin » mis en vogue en notre littérature par le prof. Baudouin de Courtenay, j'appelle phonème . . . le son (du langage) en tant qu'unité formant syllabe » (l. c. 406). C'est justement en ce sens que Baudouin de Courtenay n'employait que par exception le terme de phonème (v. ci-dessus p. 65) qui lui servait essentiellement à désigner non le son lui-même, ainsi que le fait dans le passage cité M. Ułaszyn, mais l'« équivalent psychique » du son. La différence entre les deux auteurs est pourtant purement extérieure et ne porte que sur le mot, M. Ułaszyn acceptant en principe l'opposition du son à l'« équivalent psychique ».

M. Ułaszyn a introduit un terme nouveau — celui de « morphonème », par lequel il entend « le son en tant qu'unité formant morphème ». Le « morphonème » n'est, on le voit, qu'une appellation nouvelle de ce à quoi pensait Baudouin de Courtenay en parlant des « éléments constitutifs des morphèmes ». Et puisque les morphèmes, selon M. Ułaszyn, se composent d'unités « psycho-phonétiques », « cérébrales » opposées aux unités simplement phonétiques, « périphériques », il en résulte que de même que le phonème pour Baudouin de Courtenay, de même le « morphonème » pour M. Ułaszyn est à la fois un élément psychique au sens « propre » du mot et un élément fonctionnel du langage. Opposition — identification que nous avons déjà rencontrées et au sujet desquelles on pourrait par conséquent répéter les objections déjà formulées plus haut.

§ 6. Le même terme de morphonème se retrouve dans certains travaux de M. Troubetzkoï. M. Troubetzkoï recourt, de même que les deux auteurs de qui j'ai jusqu'à présent exposé les idées, à l'opposition baudouinienne son — équivalent psychique du son. C'est en ce dernier sens qu'il emploie le terme de phonème en disant simplement: « Phoneme oder Lautvorstellungen »¹¹⁾ ou bien inversement: « . . . Lautvorstellungen oder Phoneme » (ib.). M. Troubetzkoï ne définit pas le terme *Laut*, mais il considère sans doute ce mot comme recouvrant une réalité objective par opposition au caractère essentiellement psychique du phonème — opposition à laquelle, au cours de ces considérations, nous avons déjà eu affaire.

Voici d'ailleurs un passage dans lequel M. Troubetzkoï met lui-même en évidence la différence entre le phonème et sa réalisation phonétique: « . . . dans le mot russe pyka, le son *k* est postpalatal, dans le mot pykы le son *k* est palatal, mais ces deux sons ne sont que deux réalisations phonétiques d'un seul et même phonème,¹²⁾ le choix de l'une ou de l'autre dépendant ex-

¹¹⁾ *Travaux du Cercle linguistique de Prague . . . I*, Prague 1929, p. 39 (Zur allgemeinen Theorie der phonologischen Vokalsysteme).

¹²⁾ C'est moi qui souligne.

clusivement de circonstances phonétiques extérieures . . . » (*Sur la « morphologie »* p. 85). Nous voyons à quel point ce passage ressemble aux raisonnements de M. Benni en rapport avec les mots allemands *Kiel, Kuh, Kopf*, v. ci-dessus, p. 67 (d'où je ne veux point conclure à une influence d'un de ces auteurs sur l'autre, les deux articles — celui de M. Benni et celui de M. Troubetzkoy — ayant paru à peu près à la même date).

Nous nous attendons en quelque sorte à retrouver dans les articles de M. Troubetzkoy, à côté de l'opposition: *son — équivalent psychique du son*, l'identification: *équivalent psychique du son — élément fonctionnel du langage*, identification revenant constamment dans les raisonnements des auteurs qui se sont basés sur les idées de Baudouin de Courtenay. En effet, M. Troubetzkoy ne manque pas d'identifier le phonème, tel qu'il l'entend, avec l'unité fonctionnelle du langage. Il diffère cependant des autres auteurs en ceci qu'il considère les phonèmes comme pouvant être des unités fonctionnelles même a v a n t leur réalisation phonétique. Telle est au moins l'impression que donne la phrase suivante: « à côté de la phonologie, qui étudie le système des phonèmes considérés comme étant les *idées acoustico-motrices, significatives dans une langue donnée* » etc.¹³) On peut ne pas insister, mais il y a certainement maladresse d'expression, car ce n'est pas une idée acoustico-motrice, mais ce n'est qu'une réalisation de cette idée (de cette représentation motrice) qui peut être significative dans une langue donnée.

Quant au terme « morphonème » auquel M. Troubetzkoy paraît attacher une certaine importance, je ne puis me faire une idée exacte de ce que ce terme est appelé à désigner. Si je veux me baser sur la définition qu'en donne l'auteur, j'éprouve presque le sentiment d'être invité à sortir au-delà des limites de la linguistique sans que l'attrait des nouveaux horizons fasse complètement taire mes scrupules. Il y a deux mots russes *ruka* et *ručnoj*. — Il y a, dans ces deux mots, deux phonèmes alternants: *k* et *č*. M. Trubetzkoy considère que ces deux phonèmes forment une « idée complexe » et il formule la définition suivante: « ces idées, complexes, de deux ou plusieurs phonèmes susceptibles, en fonction des conditions de structure morphologique du mot, de se remplacer l'un l'autre au sein d'un seul et même morphème, peuvent être appelées des „morpho-phonèmes“ ou des „morphonèmes“ ». Je ne vois aucune nécessité d'enrichir notre vocabulaire technique de ce terme nouveau, non seulement parce que, en principe, les termes nouveaux ne devraient être introduits que dans les cas de l'extrême nécessité, mais aussi parce que le terme proposé me paraît ne recouvrir aucune réalité linguistique. S'il

¹³) Travaux . . . I, p. 85 (*Sur la « morphologie »*). C'est moi qui sculigne.

y a deux phonèmes alternants, il y a alors, dans la conscience des sujets parlants, le sentiment du rapport de ces deux phonèmes, simplement, comme on l'a dit jusqu'à présent — alternance, mais il n'y a pas existence d'un « morphonème » qui n'est ni l'un, ni l'autre des phonèmes alternants, mais qui est une idée des deux. Je pense qu'élaborer la nomenclature de cette sorte d'idées n'est pas la tâche d'un linguiste.

Au surplus, M. Troubetzkoy, ayant posé que le morphonème est une idée de deux phonèmes alternants, en parle ensuite comme si ce terme désignait simplement chacun de ces phonèmes, ainsi lorsqu'il traite de « la place que peut occuper un morphonème donné à l'intérieur d'un morphème » — (p. 86). Un logicien, en face de ce flottement d'idées, se sentirait très mal à l'aise, et bien que le linguiste ait d'autres préoccupations que celles du logicien, il faudrait pourtant, me semble-t-il, pour garantir les méthodes linguistiques des objections faciles — et méritées — apporter à l'analyse des faits de langue un peu plus de rigueur, voire même de « pédantisme ».

M. Troubetzkoy souligne dans ses intéressants travaux la nécessité d'étudier non les phonèmes isolés, mais ce qu'il appelle les « systèmes phonologiques » des langues. Sans vouloir discuter ici les résultats auxquels aboutit M. Troubetzkoy dans ses recherches, je dois avouer que ses déclarations de principe me laissent non entièrement convaincu de leur absolue rigueur.

Voici par exemple la façon dont M. Troubetzkoy explique ce qu'il entend par « système phonologique » dans ses *Polabische Studien*:¹⁴⁾ « Die Erforschung... erlaubt bei Berücksichtigung gewisser allgemeiner psychologischer Gesetze auch die innere, psychische Seite des polabischen Lautsystems zu rekonstruieren, d. h. jene Lautvorstellungen oder akustisch-motorische Absichten zu ermitteln, die hinter den objektiv hervorgebrachten Lauten standen und sich in diesen Lauten realisierten: so gelangen wir zum phonologischen System des Polabischen » (p. 6).

On voit que ce n'est autre chose que l'opposition baudouinienne des sons à leurs « équivalents psychiques » — opposition que nous retrouvons chez divers auteurs avec une telle constance qu'elle finit par apparaître comme l'accompagnement naturel du « réalisme naïf » qui considère les sons comme réalités « objectives » nettement opposables aux représentations.

Il me semble certain que tant qu'on n'aura pas abandonné ce point de vue baudouinien, à la fois „naïvement réaliste“ et « psychologue » (ce qui n'est pas exactement synonyme de « psychologique »), on n'arrivera pas à clarifier les idées et à poser

¹⁴⁾ Akad. der Wissensch. in Wien. — Philos. hist. Klasse, Sitzungsberichte, 211, Band 4, Abt. Wien u. Leipzig, 1929.

solidement certains problèmes des plus essentiels de linguistique générale. Tel est mon sentiment.

§ 7. Le « psychologisme », dans certaines de ses réalisations, est un assemblage de notions disparates, empruntées — et, ce qui est le pire, le plus souvent mal empruntées — à une science autre que la linguistique, assemblage présentant un aspect de confusion et de désordre.

Opposer simplement au „psychologisme“ un autre « isme » quelconque serait trop facile, et un peu grossier. Il ne s'agit pas d'étiquettes.

L'essentiel est de préciser tout d'abord quelques notions fondamentales. Sans cela, on risque d'élever de grandes constructions sur des bases chancelantes. L'harmonie apparente de telles constructions ne pourrait les préserver de l'inévitable écroulement.

Je me contente, pour le moment, de quelques remarques élémentaires.

La différence entre le „phonème“ et le „son“ est simplement la différence entre l'unité autonome et l'unité non-autonome du système phonétique.

Parmi les sons du langage il y en a qui diffèrent les uns des autres à un degré que, en se plaçant au point de vue morphologique, on peut négliger. Ainsi, par exemple, le caractère palatal ou non-palatal d'un *k* ne peut jamais servir en polonais d'indice d'une catégorie morphologique, ni ne peut jouer le rôle d'un élément distinctif de deux mots au reste identiques. Autrement dit, la mouillure ou l'absence de mouillure d'un *k* ne peuvent être en polonais ni morphologiquement, ni sémantiquement utilisées. Nous sommes donc en ce cas en présence d'un seul élément fonctionnel — le *k* dont la variante palatale, dans le système morphologique de la langue, ne compte pour ainsi dire pas. On peut aussi envisager le *k* non-palatal et le *k* palatal comme deux manifestations d'une seule unité psychique d'ordre supérieur, d'un *k* « abstrait », ni dur, ni mou, ou bien, virtuellement, dur et mou à la fois. Mais je pense qu'il est plus simple de considérer comme « phonème » le son tel qu'il est réalisé en position isolée, en traitant de « variantes » les produits combinatoires. Bien entendu, le rapport du phonème à sa variante n'est pas le rapport du « psychique » au « physiologique », ni de l'intention à la réalisation et on risquerait de tout confondre en recourant à ces sortes d'oppositions qui bouleversent inutilement nos vues sur le fonctionnement du mécanisme de la parole et détournent notre attention du système de la langue. Pour se rendre compte de la différence entre « son » et « phonème », il ne suffit pas d'analyser, au moyen de la méthode introspective, le jeu des associations dans le cercle fermé du psychisme de l'individu. Un phonème

ne se révèle comme tel, c'est-à-dire comme unité fonctionnelle, que dans les cadres d'un système; ce n'est qu'en portant notre attention vers le système d'une langue, que nous sommes à même d'apprécier justement le rôle des éléments de ce système.

Un élément linguistique est ou n'est pas fonctionnellement utilisable; s'il l'est, il est alors une unité autonome dans le système de la langue et peut être appelé phonème (ou autrement); sinon, il n'est qu'une variante d'une unité autonome, variante d'un phonème. C'est la seule opposition qui me paraît intéresser directement le linguiste et c'est en tout cas celle qui l'intéresse avant les autres.

Cette opposition — qui, pour le moment, est en même temps une conclusion¹⁵⁾ est très simple. Elle peut même paraître d'une simplicité décevante. Mais ce n'est que parce qu'on y arrive par les sentiers tortueux de la « psychophonétique ». La simplicité est en elle-même un indiscutable avantage de toute conception théorique.

En prenant pour base une thèse bien établie et claire et en tenant compte du précepte vieux, mais sage qui recommande « de conduire par ordre ses pensées en commençant par les objets les plus simples » et « d'éviter soigneusement toute précipitation » (Descartes), on a chance de ne pas s'embrouiller dans les complications, auxquelles aboutissent fatalement les « faux départs » scientifiques.

ON PHONEMES

By Daniel Jones (London).

Definition.

1. A *Phoneme* may be defined as a family of sounds in a given language, consisting of an important sound of the language together with other related sounds, which take its place in particular sound-sequences.

Note. By a "language" is here meant the pronunciation of one individual speaking in a definite style. Phonemes do not include sounds made by more than one person or variant sounds used in different styles of speech. The terms "English", "French", etc., are used in this article to mean the pronunciation of an imaginary individual speaking the form of the language which it is convenient to take as the normal for practical teaching purposes.

¹⁵⁾ J'ai traité de cette question dans mon article *O definicje fonemu*. *Prace Filologiczne* XV, pp. 220—228 et aussi, incidemment, *ibid.* pp. 401—402. Cf. Karcevskij: Повторительный курс русского языка (Moscou—Leningrad, 1928), pp. 7—8 et 102.

Examples.

2. The following are examples to illustrate the grouping of the sounds of a language into phonemes.

3. In English the *k*-sounds in *keep*, *call*, *cool* are different. They constitute a single phoneme because the sound used in each case is determined by the nature of the adjacent vowel. The *k* of *cool* is always used before *u:* and never before *i:* or *ɔ:*, and so on.

4. In Southern English the *l*-sounds in *leaf* and *feel* are different, the first being a "clear" *l* and the second a "dark" *l*. But clear *l* and dark *l* should be considered as belonging to the same phoneme in Southern English since their use is entirely dependent upon their situation in relation to other sounds. (Clear *l* is used whenever a vowel follows. Dark *l* is used finally and whenever a consonant follows. Dark *l* never occurs before a vowel, and clear *l* never occurs finally or followed by a consonant.)

5. In English the *h*-sounds in *head*, *hard*, *hood* are very different sounds, but for similar reasons should be considered as constituting one phoneme.

6. In Southern English the *u:* in *music* is more "advanced" than that in *rule*, the usage being that a more advanced *u:* is always used when *j* precedes, but not otherwise. Hence the advanced and retracted *u:*-sounds should be considered as belonging to the same phoneme in Southern English.

7. In French, voiceless *l* (which occurs in such words as *peuple*, *oncle* when final) must be considered as belonging to the same phoneme as ordinary *l*. Its use is entirely dependent upon situation; for instance in French voiceless *l* can never begin a word as ordinary *l* can.

8. The sound *ŋ* is found in Italian, Spanish and Hungarian before *k* and *g*, but not I believe in any other situation. It is therefore to be considered as belonging to the same phoneme as *n* in those languages.

9. In conversational Dutch *g* occurs, but only before voiced consonants (e. g. before *b* in *hakbord*), where it may be said to replace *k*. *g* is therefore a member of the *k*-phoneme in that language.

10. The sounds *h*, *ç* and *φ* occur in Japanese. They belong, however, to one phoneme, their use depending entirely upon the nature of the following vowel. (*h*-sounds are used before *e*, *a* and *o* and not before *i* or *u*; *ç* is used before *i* and not before any other vowel; *φ* is used before *u* and not before any other vowel.)

11. In Arabic there occur several varieties of *a*-sound, rang-

ing from a kind of *æ* to a very "back" *a*, but they must all be regarded as members of a single phoneme. (The use of these different *a*-sounds depends upon the nature of the adjoining consonants; the principles are set out in Gairdner's *Phonetics of Arabic*, Chap. VII.)

12. In the Sechuana language of South Africa there exists a peculiar sound intermediate between *d* and *l*. It occurs before *i* and *u* but not in any other situation. There is also an ordinary *l* in the language which never occurs before *i* or *u*, but does occur before all the other vowels. It follows that the peculiar *d*-like sound must be regarded as belonging to the *l*-phoneme in Sechuana.

Differences of Usage in Different Languages.

13. Sounds which belong to separate phonemes in one language may belong to the same phoneme in another language.

14. Thus *h* and *ç* belong to different phonemes in German, but to the same phoneme in Japanese. Voiceless *l* is a separate phoneme from voiced *l* in Welsh and in Zulu but the two sounds belong to the same phoneme in French. *g* and *k* belong to separate phonemes in most languages, but to the same phoneme in Dutch. *æ* and *a* belong to separate phonemes in English, while similar sounds belong to a single phoneme in Arabic and in Russian. In the Efik language of Nigeria there exists an *i* (similar to the English vowel in *cat*) and an *ə* (similar to the *a* in *along*); in that language these sounds belong to the same phoneme, the rule governing their use being that *i* is used only in open syllables and *ə* only in closed syllables.¹⁾ But in English and in German the corresponding sounds belong to separate phonemes.

Acoustic Impressions.

15. The native speaker is not as a rule aware of the existence of subsidiary members of the phonemes of his language. If his attention is called to them, he regards them as unimportant variants of the principal member.

16. The differences between members of the same phoneme are, however, readily perceived by a foreigner when a different usage in regard to a similar phoneme prevails in his language. This is especially the case when the language he is studying

¹⁾ Examples of *i*: *di* (to come), *itie* (a seat); examples of *ə*: *efək* (the Efik language), *dəp* (to hide) *pəmmie* (to agree), *təbbi* (to dig). All the other vowels of the language (e, a, ɔ, o, u) can occur both in open and closed syllables.

contains in one phoneme two sounds which belong to different phonemes in his own language. For instance, a speaker of Urmian Syriac once observed to me that the *t*'s in *ten* and *letter* struck him as being quite different; it afterwards transpired that in his native language aspirated and unaspirated *t* occur as separate phonemes, so that the (to me) slight difference in the amount of aspiration between the English stressed and unstressed *t* was very apparent to him.

Semantic Function of Phonemes.

17. It will be seen that the different members of a phoneme are *mutually exclusive* as regards the situations in which they are used. In other words one member never occupies the same situation in regard to adjoining sounds as any other member. This is inherent in the definition of a phoneme.

18. If two sounds of a language can occur in the same position in respect to surrounding sounds, then *by definition* the two sounds belong to separate phonemes. *i* and *ə* are separate phonemes in English because (for instance) they can both occur initially before the same consonants, as in the words *illusion*, *allusion*. In Efik the *ə* cannot be followed by the same sounds as *i*, nor can *i* be followed by the same sounds as *ə*; they mutually exclude each other and therefore belong to the same phoneme.

19. It follows from the definition of a phoneme that phonemes have a semantic function in languages. By definition, one phoneme *can* occupy the same situation as another in a sequence; it is therefore possible to alter a sequence by changing one of the phonemes. Such an alteration may change a word into another word.

20. Conversely, by definition, two members of the same phoneme *cannot* occupy the same situation in a sequence. The language does not admit of a substitution of one member of a phoneme for another member of the same phoneme. Consequently the difference between members of the same phoneme cannot be "significant"; it cannot be made use of for the purpose of distinguishing words.

21. The fact that separate phonemes are capable of distinguishing words, while sounds belonging to the same phoneme are not, is not part of the definition of a phoneme. It follows from it. The phonemes of a language do not *necessarily* distinguish words, but they are capable of doing so and generally do so. It occasionally happens, however, that no pair of words can be found, which differ solely by the substitution of one phon-

eme for another. Thus I have not found any pair of English words differing by the substitution of *h* for *ɣ*.

Phonetic Transcription.

22. The main object of grouping the sounds of a language together into phonemes is to establish a simple and adequate way of writing the language.

23. In order that a system of alphabetic writing may be unambiguous for a given language, it is necessary and sufficient that each phoneme of the language should have a special letter assigned to it.

24. This condition is *necessary*, because if any less number of letters were used, words of different pronunciation might have to be written the same. (This is in consequence of the fact that distinctions between phonemes are or may be "significant".)

25. The condition is likewise *sufficient*. The introduction of additional letters to represent particular members of phonemes would merely convey information which can be gathered from the transcription without the aid of such special letters. Then native speaker does not require that information; he uses the correct members of his phonemes instinctively. The foreign learner can obtain the information by learning the rules which determine the use of the particular members of the phonemes.

26. Phonetic writing is defined as any notation which provides a separate letter for each phoneme of the language to be written (whether supplemented or not by special letters representing subsidiary members of phonemes).

27. Broad transcription is a notation which provides one letter for each phoneme of the language, without any additional signs to show subsidiary members of phonemes. The letter assigned to a given phoneme stands then both for the principal member of the phoneme and for every subsidiary member. Broad transcription is thus a system of writing which uses the minimum number of letters consistently with avoiding semantic ambiguity.

28. Narrow transcription is a notation which provides special signs for subsidiary members of phonemes in addition to the letters representing the phonemes.

Departures from the Principle "One Letter per Phoneme".

29. Although the condition "one letter per phoneme" is necessary and sufficient to ensure that a notation shall be un-

ambiguous, yet circumstances occasionally arise in which it is desirable to "narrow" the transcription and to introduce signs for particular subsidiary members of phonemes.

30. The chief cases are (1) in practical language teaching when different members of a phoneme are (from the learner's point of view) very different sounds, and especially if one of the sounds is particularly difficult for him to make or use,

(2) in practical language teaching when the rules governing the use of the various members of a phoneme are complicated or very different from those prevailing in the learner's mother tongue,

(3) sometimes when it is desirable to use the same notation for transcribing several languages or dialects.

31. Cases (1) and (2) are generally combined. The object of narrowing the transcription in these cases is to help the foreign learner to remember the rules governing the use of the various members of phonemes.

32. Examples of (1). Many teachers of French find that it helps their pupils if the French voiceless *l* is specially marked (*l*) in transcriptions of French. Some foreign teachers of English find it helpful to distinguish the English clear and dark *l* by writing them with *l* and *l* respectively. In *The Pronunciation of Russian* by Trofimov and Jones several subsidiary vowels are provided with special signs in order to help English learners to use the sounds properly.

33. Example of (2). It is of considerable assistance for English learners of Arabic to have two or three varieties of *a* distinguished by separate symbols (as is done in Gairdner's *Phonetics of Arabic* and Elder's *Arabic Phonetic Reader*).

34. Example of (3). Writers comparing Sechuana with the allied language Sepedi might find it convenient to represent the Sechuana *d*-like *l* by a special letter; in Sepedi this must be done because the sound is a separate phoneme from *l* in that language.

LA PERCEPTION DES SONS D'UNE LANGUE ÉTRANGÈRE

Par Evgenij Polivanov (Samarqand).

§ 1.

Les phonèmes et les autres représentations phonologiques élémentaires de notre langue maternelle (par exemple les représentations d'accent¹) en tant que non moins susceptibles, dans

¹) Non seulement d'accent expiratoire (par ex. en russe), mais aussi bien d'accent musical (par ex. en japonais).

une langue donnée, de différencier les mots que les représentations de voyelles et consonnes),²⁾ se trouvent si étroitement liés avec notre activité perceptive que même en percevant des mots (ou phrases) d'une langue avec un système phonologique tout différent, nous sommes enclins à décomposer ces mots en des représentations phonologiques propres à notre langue maternelle. En entendant un mot inconnu étranger (ou d'une manière générale un fragment de langue étrangère susceptible par son volume d'être saisi par la perception auditive), nous tâchons d'y retrouver un complexe de *nos* représentations phonologiques, de le décomposer en des phonèmes propres à *notre* langue maternelle, et même en conformité de *nos* lois de groupement des phonèmes. Ce faisant, les divergences entre la perception et la représentation phonologique d'un mot donné dans la langue du sujet parlant, peuvent s'étendre non seulement à la caractéristique qualitative des représentations phonologiques (phonèmes etc.) isolées, mais au nombre même des phonèmes contenus dans un complexe (un mot etc.) donné. Voici des exemples:

1^o En entendant la prononciation russe du mot *tak*, un Japonais perçoit ce complexe comme la somme *non pas de trois sons* (ainsi qu'il en est dans la conscience linguistique russe), mais *de quatre*: il perçoit ce « *tak* » russe comme un complexe dissyllabique *taku*, et, si on le prie de répéter le mot à notre suite, il prononce ¹*taku* ou ¹*taku*.

Presque toutes les consonnes russes³⁾ devront avoir le même sort en fin de syllabe (ou d'une manière générale en position non devant voyelle): la perception japonaise substituée à une consonne donnée une syllabe entière — composée de consonne + voyelle (la voyelle étant toujours *u* ou *i*, ou — plus rarement, et dans des conditions spéciales — *o*). De cette façon, le russe *tam* sera perçu, répété par un Japonais, comme ¹*tamu*, le russe *put'* comme *puéi* (¹*puéi* ou ¹*puéi*, — ¹*pu₁t'i* dans la prononciation d'un natif de Tosa), le russe *dar* comme ¹*daru*, le russe *kor'* comme ¹*kor'i*, etc.

²⁾ Cf., par ex., la différenciation de mots russes comme *zámok* et *zámók*, *strány* (nominatif plur.) et *straný* (génitif sing.), ou la différenciation analogue — mais reposant sur un accent musical — des mots suivants du japonais occidental, par ex.: *hana* « fleur » *hana* « nez »; *ka'sa* « bonnet », *ka'sa* « syphilis », *ka'sa* « volume »; *asa* « chanvre », *asa* « matin », etc.

³⁾ A l'exception uniquement de *j*- et de *n*-, lesquelles, — dans certains complexes tels que *daj*, *l'enta*, etc., — peuvent trouver une correspondance dans les représentations japonaises 1^o de *i* non syllabique, 2^o de la nasale en qualité d'élément final de diphtongue, et également de quelques autres consonnes, mais dans des conditions absolument particulières et rares; il n'y a pas nécessité pour nous de nous arrêter à des cas pareils, qui sont tout à fait exceptionnels.

Je me permettrai de m'arrêter sur l'un des cas de ce genre: le mot européen *d r a m a* a été admis et s'est enraciné dans le lexique japonais sous deux variantes: 1^o *dorama*, 2^o *zurama* ($\zeta = dz$). Dans l'une et l'autre variante on constate la présence d'un son (resp. d'une représentation phonologique élémentaire) de plus que dans le prototype européen de ce mot: il y a dans les formes japonaises 6 phonèmes au lieu de 5. Cela s'explique, naturellement, ainsi que tous les exemples précités, par la « loi des syllabes ouvertes », propre à la conscience linguistique japonaise: selon cette loi une consonne n'est pensée comme prononçable qu'en position devant voyelle. En conséquence, les consonnes d'une langue étrangère qui se trouvent à la fin d'une syllabe ou devant une autre consonne, sont perçues par les Japonais comme des syllabes séparées — composées de la consonne donnée et d'une voyelle. La conscience linguistique japonaise substitue ordinairement au zéro de voyelle ses phonèmes vocaliques les plus brefs, les voyelles fermées *u* et *i*: la voyelle *u* après consonne non mouillée, et la voyelle *i* après consonne mouillée. On s'attendrait à ce que le mot *drama* dût être perçu par un Japonais comme *durama*. Il en serait bien ainsi, si nous avions affaire à des représentants du dialecte japonais de Tosa, où, grâce au caractère relativement conservateur de ce dialecte par rapport à celui de Tokyo (standardisé), on voit se maintenir encore le groupe syllabique vieux-japonais *du* (ainsi que la syllabe avec consonne sourde correspondante — *tu*). Mais, dans la plupart des parlars japonais, y compris le japonais standardisé, la consonne *d* (et, de même, *t*) est devenue impossible en position devant *u*, — par suite du changement phonétique de l'ancienne syllabe *du* en *zu* (plus exactement *zu/zu*). Par conséquent, en entendant le mot *drama* le Japonais ne peut plus substituer à *d* initial la syllabe *du* (puisque la représentation de cette syllabe fait désormais défaut dans sa propre langue), et, de ce fait, il lui reste à choisir entre les deux complexes syllabiques les plus rapprochés du complexe *du*: 1^o *zu* — syllabe qui est le substitut historique de la syllabe *du* dans les mots japonais, ou 2^o *do* — syllabe renfermant la même consonne (*d*) qui figure dans le mot étranger perçu, mais par contre ne possédant plus la voyelle *u*, laquelle remplace ordinairement la voyelle zéro des mots étrangers après consonne « dure », mais la voyelle *o* plus longue. Par conséquent, chacun des deux doublets existants — *zurama* et *dorama* — a sur l'autre sa supériorité et, inversement, son infériorité: dans *zurama*, la consonne n'est pas adéquate au *d* européen, mais en revanche on a pris pour la voyelle zéro la plus brève des voyelles japonaises; dans *dorama*, la question de la consonne est heureusement résolue, mais par contre l'écart

y est trop considérable entre la voyelle *o* (l'une des voyelles japonaises les plus stables et irréductibles), et le vocalisme zéro du prototype européen. En 1916 un Japonais demanda à mon élève O. Pletner, « quelle était la prononciation la plus correcte (c'est-à-dire la plus proche du mot européen) : *jurama* ou *dorama*? » — « Ni *jurama*, ni *dorama*, mais *drama*, » répartit Pletner. — « Ah oui, c'est donc *dorama*, » trancha le Japonais, qui fut satisfait. Dans la prononciation de *drama*, il avait une fois de plus entendu l'un de ses doublets, puisqu'il était en tout état de cause impuissant à entendre ce qui est étranger à ses habitudes japonaises: le groupement de deux consonnes (*dr*) sans voyelle entre elles deux.

2^o Un Coréen, entendant des mots russes avec *s* initial devant une autre consonne, — par exemple les mots *star'ik*, *skazal*, les reproduit sans cet *s* — *tar'ik*, *kazal*, autrement dit, il perçoit les mots en question comme étant composés non pas de 6 phonèmes, mais de 5. Cela s'explique par le fait que les complexes « *s* + consonne » (*st*, *sk*, etc.) font en général défaut dans le coréen contemporain — non seulement au commencement du mot (comme c'est le cas en finnois ou en estonien), mais en quelque position que ce soit; les groupes *st*, *sk*, etc. du vieux-coréen ont donné dans la langue contemporaine une consonne longue: *t:*, *k:* (*tt*, *kk*), etc. N'ayant pas l'habitude d'entendre *s* devant consonne, le Coréen, en conséquence, tout simplement n'entend rien devant les sons *t*, *k* de *st a r i k*, *sk a z a l* etc.

3^o Un Ouzbeg,⁴⁾ en entendant des mots russes commençant par deux consonnes (en particulier, les mots dont la première consonne est une occlusive:⁵⁾ par ex. *grəm*, *pl'eť*, *pšeno* etc.), perçoit, au lieu de ces deux consonnes, des complexes de trois phonèmes (ouzbegs): consonne + voyelle fermée du type *i* (*i* dans le dialecte ouzbek de Tachkent, *i* dans celui de Samarqand) + seconde consonne. Autrement dit, il entend, dans les mots en question, un phonème de plus que n'en pense le Russe dans la structure de chacun de ces mots: dans le mot *grəm*, perçu sous la forme *girəm* (ou *girəm*), 5 phonèmes au lieu des 4 russes, etc. Il est vrai que si l'on prie l'Ouzbeg de répéter les mots en cause, on ne perçoit dans sa prononciation courante

⁴⁾ Nous admettrons que cet Ouzbeg emploie le parler de Tachkent ou celui de Samarqand (ceci admis, nous pouvons être plus ou moins exact dans la transcription des complexes russes perçus par la conscience linguistique ouzbek en question).

⁵⁾ Le sort fait au groupe initial russe « spirante + occlusive » (par ex. *Stalin* = ouzb. *istælin*) peut être (et est ordinairement) quelque peu différent. Au total, on voit encore figurer ici l'intercalaison d'une représentation vocalique.

(avec la rapidité habituelle) qu'une différence relativement insignifiante avec la prononciation russe: le *gʳəm* (Tachkent) ou le *girəm* (Samarqand) perçu par lui sera reprononcé sous la forme *gʳəm* (ou *gʳəm*), le *plet* ou *plet* aura le son de *pʳlet* ou *pʳlet*; l'élément vocalique figurant entre la première et la seconde consonnes est extrêmement réduit et bref; et, dans le mot de six phonèmes *pʳšino* ou *pʳšino*, on peut même ne pas du tout saisir — dans la prononciation rapide d'un Ouzbeg — l'élément vocalique (*ι* ou *i*) figurant entre *p* et *š*, si bien que ce mot sera reprononcé sous la forme $p[\downarrow]šino$ ou $p[\downarrow]šino$, non seulement avec une réduction quantitative maximum, mais en plus avec un assourdissement de la première syllabe. Néanmoins, la voyelle en question (*ι*, *i*), et, partant, la syllabe conditionnée par elle, seront présentes dans la conscience d'un Ouzbeg: les mots *grom* (*gʳəm*, *gʳəm*) et *plet* (*pʳlet*, *pʳlet*) seront sentis comme disyllabiques, et le mot *pšeno* ($p[\downarrow]šino$, $p[\downarrow]šino$) le sera comme trisyllabique; il n'est pas malaisé de s'en convaincre car dans une prononciation ralentie il est possible de clairement séparer les différentes syllabes: *gi + rəm* (ou *gi + rəm*), *pi + let* (ou *pi + let*), *pi + ši + no* (ou *pi + ši + no*). Si l'on confronte l'aperception du dernier des mots précités avec celle du mot ouzbek *piširməq* (ou *piširməq*) «cuire», on ne trouvera aucune différence ni dans la réalisation (phonation), ni dans la représentation des premières syllabes de ces mots: *piširməq* (ou *piširməq*) se prononce également — à la vitesse habituelle — sous la forme $p[\downarrow]širməq$ ($p[\downarrow]širməq$) avec une voyelle assourdie presque insaisissable dans la première syllabe (\downarrow , ou \downarrow), tandis que dans une prononciation ralentie et syllabique (par exemple lorsque un instituteur ouzbek dicte ce mot à ses élèves), il peut clairement se diviser en trois syllabes: *pi + šir + məq* (ou *pi + šir + məq*).

Le fait qui vient d'être considéré s'explique par la loi bien connue de la conscience linguistique turque (et en particulier ouzbek), loi qui exclue la possibilité de deux consonnes en commencement de mot. D'autre part, cette loi favorise la réduction de la voyelle *ι* (ou *i*) dans la première syllabe ouverte (rappelons que la voyelle *ι* ou *i*, est la voyelle la plus brève du vocalisme ouzbek): il n'y a aucun risque de confondre les groupes initiaux *gʳr*, *pʳl*, *pʳš* (ou *gʳr*, *pʳl*, *pʳš*) etc. avec *gr*, *pl*, *pš*, puisque ces derniers sont complètement impossibles pour la représentation ouzbek du commencement de mot.

Pour ne pas diversifier à l'extrême la transcription (en rendant les sons turcs correspondant à *ι* et *i* des parlers de Tachkent et de Samarqand), nous nous sommes borné ici à l'aperception *ouzbek* des mots *russes* commençant par deux consonnes,

mais le même phénomène (intercalaison d'une représentation phonologique vocalique entre les deux consonnes) pourrait être observé par nous à peu près chez tous les Turcs (par exemple, les Kazaks, les Kirghizs, les Azerbaïdjanis [en Perse] etc.) et, d'autre part, chez les Tadjiks de Samarqand, chez lesquels les normes générales de représentation du commencement de mot coïncident sous ce rapport avec celles de l'ouzbek: deux consonnes à l'initiale n'y sont pas admises.

Nous nous permettrons d'illustrer le phénomène, qui vient d'être décrit, de l'aperception ouzbek de deux consonnes initiales par une citation tirée d'un tableau mural expliquant la signification phonétique des lettres de l'alphabet latin des Ouzbeks et composé, ça va sans dire, par un Ouzbeg. Pour expliquer la signification des lettres *i* et *ь*,⁶⁾ le tableau dit: «*I* se prononce comme le son que l'on entend, mais qui ne s'écrit pas, entre *к* et *л* dans le mot *ключ*. *ь* se prononce comme le son que l'on entend, mais qui ne s'écrit pas, dans le mot *много* entre *м* et *н* » (remarques 4 et 11 à «*duwal əlifbesi*» — *əznəşr* — Samarqand s. a. [vraisemblablement 1928]).

Nous terminerons là les exemples de divergences *quantitatives* (c'est-à-dire concernant le nombre de phonèmes) existant dans l'appréciation d'un seul et même complexe phonique par deux consciences linguistiques différentes, quoiqu'il n'eût pas été difficile de citer encore plusieurs dizaines d'exemples analogues. Nous allons passer à des divergences d'observation encore plus fréquente, les divergences *qualitatives* dans l'appréciation phonologique d'un seul et même complexe phonique (par deux consciences linguistiques différentes).

§ 2.

¹⁰ Dans le système phonologique japonais (et ce dans tous les parlars), au lieu des deux phonèmes différents des langues européennes *l* et *r*, il n'y a qu'un seul phonème, qui se réalise dans l'écrasante majorité des cas sous la forme de *r* lingual, mais non vibrant et émis d'un seul coup; ce n'est que dans des cas tout à fait exceptionnels, que le phonème en question se trouvant dans le voisinage de voyelles labiales (*u* ou *o*), se réalise sous forme de *l*; j'ai eu l'occasion, personnellement, d'entendre cela dans les mots suivants, en parler de Tokyo:⁷⁾

⁶⁾ Dans les parlars non iranisés de la langue ouzbek, à la lettre *i* correspond une voyelle du type *i*, et à la lettre *ь* une voyelle du type *u* (*u*). Dans les parlars iranisés, à l'une et l'autre lettres correspond un phonème unique: *ı* (plus précisément: *ı* mutable).

⁷⁾ Je dois faire cette réserve, qu'ici je n'aurai pas en vue les faits propres aux parlars Nord-Est, en particulier l'Aomori, où, probablement,

1^o *hakulaykai* (pour *hakuraykai*) « exposition » — prononciation d'un enfant, 2^o *lo:le:* l'épithète de l'eau de mer — (pour *ro:re:*) dans la prononciation d'un habitant de Tokyo M. Odzak (le mot fut répété plusieurs fois au cours de la lecture d'un « tanka » et, presque à chacune de ces répétitions, je perçus le mot sous la forme *lo:le:* et non *ro:re:*); et enfin 3^o exemple recueilli sur les lèvres non plus d'un habitant de Tokyo, mais homme originaire de Nagasaki (du village de Mije), M. Tokunaga: *ko:lu* pour *ko:ru* (nom d'un héros de l'histoire de Chine); ici, *l* pour *r* a été perçue par moi au moins trois fois. Ainsi qu'il ressort de cette énumération les cas où j'ai eu l'occasion de percevoir *l* au lieu de *r* japonais, sont tellement rares que (à ne pas prendre en considération la prononciation particulière aux parlars du nord-est, cf. note 7) on peut absolument ignorer cette prononciation dans une caractéristique qualitative du phonème japonais en question (*r*).

Par suite de l'absence, de la distinction entre *l* et *r*, le Japonais, en règle générale, perçoit toute *l* d'un mot européen prononcé par un Européen, comme son *r*^s): par ex. *raion* pour angl. *lion* (*laiən*), *pas^urac'i* pour russe *poslat'*, etc. Parallèlement *l'* russe est perçu comme *r'* japonais.⁸⁾

Cependant, dans quelques conditions particulières tout exceptionnelles, on peut observer aussi une autre perception, à savoir la substitution d'autres sons à *r*, *r'* russes. Je citerai un cas. A Curuga, une Japonaise me demanda comment s'appelait le bateau que je devais prendre pour Vladivostok. — *S'imferopl'* (*S i m f e r o p o l'*) répondis-je, en prononçant ce mot — ainsi que c'est l'habitude dans la prononciation rapide — avec omission de la dernière voyelle (« *o* ») et assourdissement de *l'*. Mon interlocutrice répéta aussitôt ce nom sous la forme *s'imperopi*, et nous eûmes beau — mon compagnon de voyage, également russe, et moi — redire le nom, elle ne nous offrit jamais à choisir qu'entre deux doublets de sa perception de ce mot: ou bien 1^o *s'imperopi*, ou bien 2^o *s'imperopuri* (ce dernier doublet correspondant, certainement, à celle de ses perceptions où elle recon-

les cas d'emprunt sous la forme *l* seront beaucoup plus nombreux que dans les parlars « japonais normaux ».

⁸⁾ De là, pour le Japonais, la grande difficulté d'apprendre la répartition — sinon des sons, à tout le moins des lettres — *r* et *l* dans les mots européens. Cette circonstance a donné lieu même à l'édition, par exemple, de manuels tels que le « Manuel de langue allemande avec exercices spéciaux en vue de la distinction de *r* et *l* ».

⁹⁾ Outre le *r* non mouillé, il existe encore en japonais de même qu'en russe un phonème mouillé correspondant *r'*. Mais cette représentation phonétique correspond à son tour à deux phonèmes du russe, langue qui, comme le japonais, possède les catégories de couple — consonnes mouillées et consonnes non mouillées.

naissait déjà en notre *l'* son *r'i*; l'intercalaison de *u* entre *p* et *r'*, ainsi que l'addition de *i* après *r'*, découlaient naturellement de la « loi des syllabes ouvertes » dont nous avons parlé ci-dessus.¹⁰⁾

2^o En face des deux phonèmes du système vocalique français — *ɛ* (par ex. dans *l a i t*, *d a i s*, *j'a u r a i s*) et *e* (dans *l é*, *d é*, *j'a u r a i*). le système phonologique russe ne connaît qu'un seul phonème, à savoir *ɛ* (en dépit du fait que, suivant les conditions combinatoires, en particulier le voisinage de consonnes mouillées ou non mouillées, ce phonème russe puisse avoir plusieurs variantes combinatoires, par exemple dans *pl e t'*, *l e t*, *c e p'*, *c e p*). En raison de cela, la plupart des Russes n'ayant qu'une connaissance superficielle du français ne distinguent pas dans leur prononciation des mots français *ɛ* et *e*, et substituent à l'une et l'autre de ces voyelles leur phonème russe unique *ɛ*, c'est-à-dire prononcent, par ex. *d a i s* (*dɛ*) et *d é* (*dɛ*) indifféremment *dɛ*, etc.

A ce défaut s'ajoutent, chez ceux qu'il est convenu de compter comme « prononçant mal » le français, d'autres défauts encore plus grossiers: prononciation, devant *e*, des consonnes mouillées (palatalisées); substitution du phonème russe *ɛ* non seulement à *ɛ* et à *e* français, mais encore à *ø* et *œ* (ex. *p e* pour *p e u* (*pø*), *l e* pour *l e* (*lœ*), etc. . . .

3^o Les Tagals (peuple malais habitant l'île Luçon), parlant français — et certains possèdent cette langue d'une façon tout à fait courante — substituent leur représentation phonologique *u* à quatre phonèmes voyelles qualitativement différents du français: *u* (dans *l o u p*, *c o u p*), *y* (dans *t u*, *l u n e*), *ø* (dans *d e u x*), *œ* (dans *p e u r*). La même substitution a lieu dans la prononciation et les emprunts japonais de mots français. Ce fait s'explique par le système pauvre des vocalismes en cause (tagal et japonais), qui ne distinguent, au point de vue qualitatif, que les voyelles: *a*, *i*, *u*, *e*, *o*.

4^o Les représentants d'une langue où manque l'accent musical,¹¹⁾ les Russes par exemple, n'entendent absolument pas ni l'accent musical de syllabe du chinois (les « tons »), ni l'accent musical de mot du japonais. Les mots prononcés dans le parler de Pékin par exemple sous 4 tons différents, paraîtront à une oreille russe absolument pareils si les phonèmes (consonnes et voyelles) de ces mots sont pareils: ainsi, les premiers temps,

¹⁰⁾ Cf. § 1, exemple 1.

¹¹⁾ On a en vue ici, bien entendu, l'accent musical utilisé comme signe de différenciation de mots (et non l'intonation servant à des buts syntactiques et emphatiques, par ex. à l'expression du sens interrogatif ou d'émotions accompagnant une phrase donnée; semblable fonction de l'accentuation musicale a lieu aussi en russe).

un Russe n'entend absolument pas les différences entre des mots chinois comme ma¹ (« mère »), ma² (« chanvre »), ma³ (« cheval »), ma⁴ (« jurer »), et ce n'est qu'après une étude spéciale, ordinairement assez longue, qu'il peut s'assimiler ces différences; mais même alors cela ne lui aidera à reconnaître les « tons » (et par conséquent la signification des mots) que dans la prononciation isolée ou particulièrement distincte et ralentie des syllabes en question; dans le chinois courant un Russe n'apprend jamais à « entendre les tons » (sauf, bien entendu, de rares exceptions). Il y a lieu de redire la même chose, et à un degré encore plus considérable, touchant l'absence chez nous d'habitudes pour percevoir l'accent musical de mot en japonais. De telles différenciations de mots, qui pour la conscience linguistique japonaise sont aussi claires et aussi nettes que l'est pour les russes la différenciation des mots z á m o k (château) — z a m ó k (serrure) ou s t r á n y (les pays) — s t r a n ý (du pays), ont passé absolument inaperçues pour la perception russe ou anglaise. Du même coup sont restées imperçues (et, partant, inconnues de l'étude européenne du japonais) non seulement de telles différenciations — doublement difficiles — de types de mots à accent musical comme il en existe dans les parlars occidentaux du Japon, — a'sa-asâ¹²⁾ ou 'a,tui — 'atu¹³⁾, mais en outre des différenciations plus ou moins simples de types d'accent du parler de Tokyo, où l'on retrouve, au fond, la reproduction des mêmes faits d'accent musical, qui sont connus de la science européenne par le grec ancien et notamment le dialecte attique.¹⁴⁾

Il suffit d'indiquer qu'il « fallait faire la découverte » de l'accentuation musicale japonaise,¹⁵⁾ car, jusqu'à mes recherches spéciales dans ce domaine (et en particulier jusqu'à la publication de mon article intitulé « Accents musicaux dans le parler de Tokyo », et de ma brochure « Remarques psychophonétiques sur les dialectes japonais ») la conviction régnait chez les savants russes qu'« en japonais il n'y a pas du tout d'accent ».¹⁶⁾

12) Dans le parler de Kyoto ou par exemple à Hiogo.

13) Dans le parler de Tosa, mais non dans celui de Kyoto.

14) A savoir, le trait commun principal qui apparente le système actuel d'accentuation musicale du parler de Tokyo à celui du grec ancien attique, consiste en ce qui suit: dans un mot il ne peut y avoir qu'une seule syllabe brève ou une moitié de syllabe longue qui porte l'accent musical.

15) Plus exactement, de plusieurs systèmes d'accentuation musicale — dans les divers dialectes du japonais.

16) L'auteur de l'unique monographie de phonétique japonaise en langue européenne, Edwards dans son « Étude phonétique de la langue japonaise » (1903) a également ignoré l'existence d'un système d'accents musi-

A cela s'ajoutait ordinairement l'indication pratique suivante: « quoique il n'y ait pas du tout d'accent en japonais, cependant il faut prononcer chaque syllabe longue comme accentuée ». Il n'est pas difficile de comprendre d'où provient cette thèse: en russe l'accent d'intensité est accompagné indissolublement d'un allongement de la voyelle accentuée (à titre de signe secondaire de son accentuation); toute voyelle accentuée est environ 1 fois et demie plus longue qu'une voyelle atone. Et, comme le russe ne possède pas de représentation indépendante des voyelles longues et brèves, il se produit que dans la perception des voyelles longues japonaises leur valeur quantitative provoque, dans la conscience linguistique russe, justement la représentation de l'accent d'intensité de ladite voyelle.¹⁷⁾ D'où résulte que les Russes, ne saisissant nullement l'accentuation musicale du mot japonais, sont enclins habituellement à définir la voyelle longue du japonais comme pourvue d'un accent expiratoire. Pratiquement, nous observons en effet, qu'en apprenant des mots japonais avec une voyelle longue dans une syllabe, les Russes mettent ordinairement leur accent d'intensité précisément sur cette syllabe, sans tenir compte du fait si cette syllabe porte ou non un accent musical.¹⁸⁾

Il y a lieu de faire observer, d'ailleurs, que l'accentuation musicale du japonais (et pareillement du chinois) n'est pas pour tous les Européens aussi étrangère et inaccessible que par exemple pour les Russes, les Anglais, les Allemands et les Français. Pour un Letton, dont le système phonologique possède également des différences d'accentuation musicale,¹⁹⁾ l'assimilation des types d'accentuation du mot japonais offre incomparablement moins de difficultés que pour le Russe par exemple.

D'autre part, la perception et l'assimilation des types d'accent musical du tagal (présentant une certaine analogie avec ceux du japonais) ne constituait, pour un Japonais, que j'ai eu l'occasion de l'observer, aucune difficulté; mais, à côté de cela, le Japonais en question ne pouvait absolument pas — non seulement prononcer une seule fois, mais même entendre le « coup de glotte » du tagal en fin de mot, c'est-à-dire celui des éléments de la phonologie tagale qui, pour nous par exemple, aurait

caux dans le parler de Tokyo (sans parler d'autres systèmes), et il se borne à citer quelques couples de « quasi-synonymes », du type *asa — a'sa*.

¹⁷⁾ Car seul l'accent d'intensité est connu à l'oreille russe.

¹⁸⁾ Et cet accent peut reposer en japonais aussi bien sur une syllabe brève que sur une longue.

¹⁹⁾ Et notamment un accent musical de syllabe, en particulier des représentations de mélodie montante et descendante de syllabe longue (outre cela il y a encore en lette une sorte de syllabes longues avec accent dit « rude », qui n'a pas son parallèle dans le système linguistique japonais).

semblé incomparablement plus simple, plus net et plus facile que les particularités susdites d'accent musical des mots en cause (cela s'explique, encore une fois, certainement, par le fait que le « coup de glotte » manque complètement dans le système des moyens phonologiques du japonais, alors que dans les caractéristiques mélodiques des mots du tagal, le Japonais reconnaît quelque chose de très proche des moyens de différenciation des mots usités dans sa langue maternelle).

§ 3.

Des exemples semblables à ceux cités au § 2 (de divergence au point de vue qualitatif des perceptions de sons dans deux langues différentes) se laissent multiplier pour ainsi dire jusqu'à l'infini (puisque presque tous les cas concrets de rencontre de deux consciences linguistiques différentes peuvent en fournir); mais les exemples précités sont suffisants pour corroborer la thèse que la perception des sons porte un caractère subjectif, qui la rend différente chez les représentants de langues différentes. Cette différence est fonction non de particularités raciales, mais de l'ensemble des habitudes linguistiques acquises par chaque individu au cours de l'assimilation de sa langue maternelle.²⁰⁾

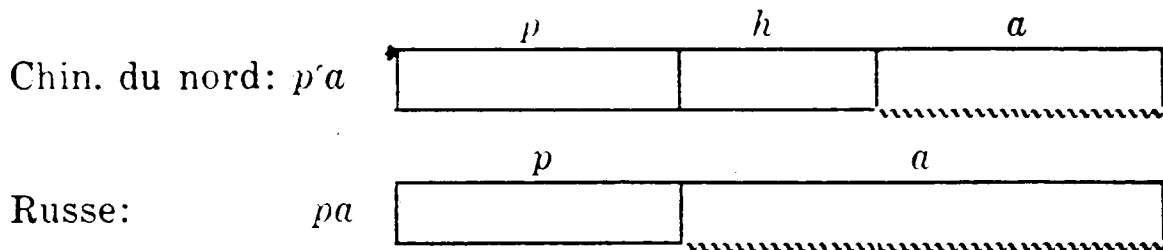
Les divergences entre la perception d'un groupe phonique par un individu de langue étrangère et la structure de ce groupe dans la conscience du sujet parlant ne s'expliquent pas seulement par l'absence de certaines unités phonologiques (en particulier de phonèmes) dans la conscience qui perçoit (comme on l'a vu par la perception japonaise des mots européens ayant le son *l*): dans toute une série de cas il arrive, au contraire, que le nombre des unités phonologiques d'une catégorie donnée est identique et dans la langue de l'individu qui perçoit et dans celle du sujet parlant, et que, néanmoins, la perception du groupe phonique en cause est fautive. Ceci peut avoir lieu lorsque malgré la coïncidence du nombre général d'unités phonologiques données dans deux langues les limites de distinction de ces unités ne coïncident pas.

Voici un des exemples se rattachant à cette rubrique. De même que le russe, le français, l'anglais, le japonais,²¹⁾ l'ouzbek, etc., le chinois du nord possède deux catégories d'occlusives formant couple de phonèmes et différenciées quant au travail

²⁰⁾ Et, jusqu'à un certain point, au cours de l'étude d'autres langues (appprises postérieurement à la langue maternelle), dans la mesure où l'individu en cause est plus ou moins bilingue (ou trilingue, etc.).

²¹⁾ On a ici en vue le japonais standardisé — la langue de Tokyo — et les parlars japonais centraux (mais non ceux du Nord-Est).

du larynx dans chacun des types de consonnes. Par exemple, dans la série des occlusives labiales non nasales, on trouve, en chinois du Nord, deux phonèmes (à savoir p^c , pb), auxquels correspondent en russe également deux phonèmes (à savoir p , b)²²⁾ (tout de même qu'en français, en anglais, japonais, etc.). Mais, en dépit de cete coïncidence du nombre général des phonèmes participant à la différenciation envisagée,²³⁾ la caractéristique qualitative, et en particulier les limites de distinction des deux phonèmes du chinois du nord (par ex. p^c — pb , ou t^c — td , etc.) ne seront absolument pas les mêmes que dans le couple correspondant de phonèmes russes (à savoir p — b , ou t — d , etc.). En effet, le p^c (ou le t^c , le k^c etc.) du chinois du nord, non seulement est toujours sourd, mais est aussi toujours accompagné d'une aspiration sourde consécutive à l'explosion, c'est-à-dire qu'entre la labiale sourde p comme telle et la voyelle suivante il existe ici encore une certaine période de temps occupée par l'élément h , et, partant, privé du ton de la voix; il en résulte que dans une syllabe du chinois du nord ayant la consonne p^c (ou t^c , k^c , etc.), la période d'absence du ton de la voix est sensiblement plus prolongée que dans une syllabe russe pa (ou ta , ka). ce qui peut se traduire sous la forme du diagramme suivant (où la ligne en dents de scie correspond à la vibration des cordes vocales, c'est-à-dire à la période sonore, et la ligne droite, au contraire, à l'absence du ton de la voix, c'est-à-dire à la période sourde).

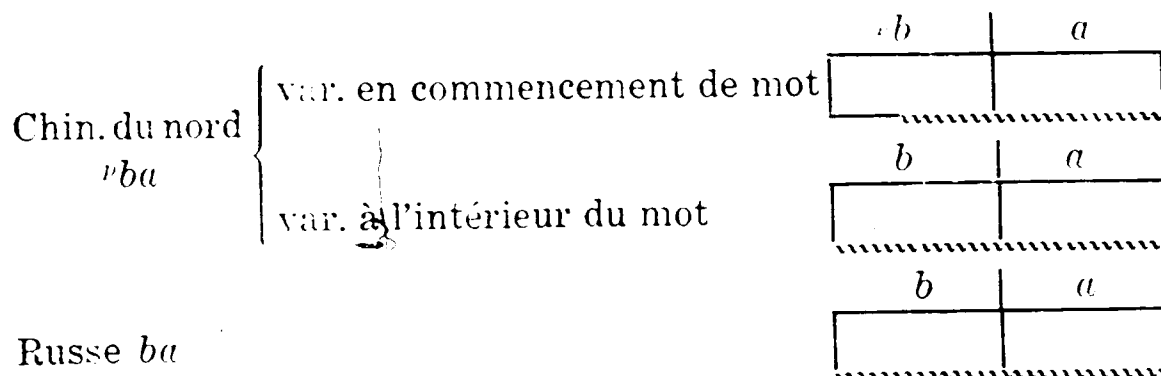


La relation existant entre les seconds termes du couple de phonèmes chinois septentrional et russe, c'est-à-dire entre pb et b (ou td et d , etc.) est plus complexe, puisque le phonème du chinois du nord (pb , ou td , etc.) possède deux variantes combinatoires: 1^o à l'intérieur d'un mot, c'est-à-dire entre deux voyelles, ou bien après un élément nasal de diphtongue et devant voyelle (par ex. $na-ba$, $k'an-ba$), le phonème sonore non aspiré du chinois (pb) devient sonore dans son intégralité (c'est-à-dire même dans sa période initiale), et se transforme, de

²²⁾ De la présence en russe des consonnes palatalisées p' , b' , nous pouvons ici ne pas tenir compte, vu que leur signe spécifique n'est pas pris au le travail du larynx, mais au travail déterminé de la bouche — le relèvement vers le palais de la partie médiane de la langue.

²³⁾ C'est-à-dire à la différenciation quant au travail du larynx.

cette manière, en *b*; 2^o en commencement de mot, c'est-à-dire en position indépendante, *ᵑb* est prononcé « demi-sonore » (et, bien entendu, sans aspiration), c'est-à-dire que le ton de la voix ne commence pas au début même de la consonne: on exprimera encore la relation de ces deux phonèmes, celui du chinois du nord et le russe, au moyen d'un graphique:



Partant de la caractéristique de chacun des quatre phonèmes en question (chinois du nord *p* et russe *p*, chinois du nord *ᵑb* et russe *b*), il ne nous est pas difficile de nous représenter qu'une seule et même consonne occlusive du type russe, anglais, ou français, peut être perçue par un Chinois comme semi-sonore (*ᵑb*), et par un Russe, au contraire, comme une consonne sourde (*p*), c.-à-d. que, en d'autres termes, elle sera rapportée à des termes différents du couple en question de phonèmes dans chacune des deux consciences linguistiques en cause. En fait, on observe que, dans la perception du russe, par exemple, un Chinois (appartenant au dialecte du nord), n'y trouve pas, dans l'immense majorité des cas, de sons susceptibles de rentrer dans sa catégorie des occlusives « sourdes aspirées » (c'est-à-dire des phonèmes du type *p^h*, *t^h*, *k^h*): les consonnes russes *p*, *t*, *k* — et au commencement, et à l'intérieur des mots — sont perçues par un Chinois comme ses « semi-sonores non aspirées » à lui, c'est-à-dire qu'elles sont assimilées aux phonèmes *ᵑb*, *ᵑd*, *ᵑg*. Ne peuvent faire exception, uniquement, que les sourdes du russe en fin de mot, où, effectivement, elles sont parfois susceptibles d'être rapportées par la conscience linguistique chinoise aux « sourdes aspirées » du chinois: par exemple le mot russe *sovet* (*sav'et*) est perçu par les Chinois du nord comme *sa-yæt a*.²⁴⁾ En conséquence, les

²⁴⁾ Le *a* final s'explique, naturellement, par ce fait que chez le Chinois, comme chez le Japonais, manque la représentation de la consonne occlusive en fin de syllabe (en termes rigoureux, on pourrait dire que manque en général toute représentation de quelque consonne que ce soit en fin de syllabe, après voyelle, car *n*, *ŋ*, qui figurent à la fin des syllabes chinoises du type *k'an*, *k'gaŋ*, etc., ne sont pas — du point de vue de la phonologie chinoise — des consonnes, mais des éléments terminaux de diphtongue).

mots russes *bal* et *pal*, ou *byl'* et *pyl'* (et, également, *lipa* et *libo*, etc.) paraîtront absolument identiques à une oreille chinoise, et, lorsqu'un Chinois parlera russe, il substituera à *p* et *b* du russe un seul de ses phonèmes, à savoir le phonème *ᵑb*, celui-ci se prononçant, en position initiale, semi-sonore, et, à l'intérieur des mots, entre voyelles, complètement sonore. — *b* en qualité — tout proche du *b* russe ou bien coïncidant plus ou moins avec lui (la même constatation se laisse faire, naturellement, pour les deux autres couples d'occlusives: *t* et *d*, *k* et *g*). Rappelons, par exemple: la prononciation, habituelle aux Chinois parlant russe, de *netu* comme *nedu* (du point de vue de la phonologie chinoise, cet ensemble phonique se décomposera en les phonèmes *n*, *iæ*, *ᵑd*, *u*, parmi lesquels le phonème *ᵑd* se réalisera, grâce à sa position intervocalique, sous forme de *d*).

Ainsi qu'il ressort des faits exposés, dans le système phonologique du chinois, les distinctions du type « *p* — *ᵑb* », « *t* — *ᵑd* », « *k* — *ᵑg* », etc., occupent la même place que les distinctions « *p* — *b* », « *t* — *d* », « *k* — *g* », etc. dans le système du russe, et, par conséquent, du point de vue de la position adéquate dans chacun des deux systèmes phonologiques considérés, le phonème du chinois du nord *p*^c correspond au phonème russe *p*, et le phonème du chinois du nord *ᵑb* au phonème russe *b*; le phonème du chinois du nord *t*^c correspond au phonème russe *t*, etc. Mais la caractéristique qualitative, et, partant, les critères de la distinction des deux phonèmes dans chaque couple donné (par ex. chinois du nord « *p* — *ᵑb* », russe « *p* — *b* ») ne coïncident pas en chinois du nord et en russe, et c'est ce fait qui est cause que le phonème russe — à savoir *p* — est perçu habituellement, dans la conscience linguistique du chinois du nord, non pas comme le phonème chinois (*p*^c) qui lui correspond, mais comme le terme à lui opposé du couple chinois de phonèmes (le couple « *p*^c — *ᵑb* »), à savoir comme le phonème chinois *ᵑb*.

Mais on peut ne pas s'en tenir à ce qui vient d'être dit: les mêmes faits de coudoisement des perceptions chinoises (du nord) avec les perceptions russes, anglaises, françaises, japonaises nous offrent la possibilité de déterminer une différence encore bien plus fine entre les « limites de distinction » des occlusives sourdes et sonores dans les consciences linguistiques différentes. C'est un fait bien connu que les Russes, en entendant la prononciation chinoise (du nord) attribuent à *p*^c chinois la valeur de leur *p*, à *ᵑb* chinois celle de leur *b*, ce que nous indique, entre autre, la transcription traditionnelle (communément admise chez les sinologues russes) de mots chinois en russe, d'une part, et les cas d'emprunt de mots chinois (par la population russe de

Mandchourie ou de Vladivostok).²⁵⁾ Mais les Anglais et les Français, perçoivent le *ʰb* du chinois du nord (au moins en commencement de mot) comme une consonne sourde, c'est-à-dire qu'ils l'assimilent à leur *p*, ce qui de nouveau est corroboré par les systèmes de transcription anglais et français.²⁶⁾ Les Japonais ont la même façon de percevoir *ʰb*, *ʰd*, *ʰg* chinois (au moins au commencement des mots) que les Anglais et les Français; on ne a la preuve entre autres dans les emprunts faits au chinois par le japonais, en particulier ceux de la catégorie, chronologiquement la dernière, à laquelle appartiennent les mots connus seulement aux parlers japonais du sud et « pris », sans conteste, au dialecte « mandarin » du chinois,²⁷⁾ tels que: par exemple, le mot japonais (du sud) *p'a: roŋ*, *peron*, ou enfin, *kʷ'a: doŋ* (dans les différents parlers du département de Nagasaki, et remontant à mandarin *ʰbai-luŋ* (Dragon Blanc): à la semi-sonore du chinois (*ʰb*) correspond ici une sourde du japonais (*p*, *p'* ou *kʷ'*, qui se développe de *p'* dans ces parlers japonais).

Ainsi, malgré le fait que l'on trouve en russe et, d'autre part, en anglais, en français et en japonais, des catégories de sourdes et de sonores (*p*, *t*, *k* — *b*, *d*, *g*) identiques de prime abord, il apparaît que les limites de distinction de ces catégories sont quelque peu différentes — en russe, d'une part, et en anglais, français, japonais d'autre part (quoique, bien entendu, il soit ici question de différences incomparablement moindres que celles qui existent entre les limites de distinction des catégories cor-

²⁵⁾ Il existe à la vérité ici quelques exceptions, mais tous les exemples de moi connus trouvent leur explication dans des raisons spéciales. C'est ainsi, par exemple, que chinois *tʂou-ba* est pris par les habitants russes de Vladivostok sous la forme *cuba*; de même, chinois *tʂi-ba-mau* donne, dans le milieu populaire russe qui se trouve en contact avec les Chinois, *t'ibamo*. Mais ici, il faut prendre garde que *tʂ* et *tʂ'* sont en chinois du nord des affriquées, et que la représentation des affriquées sonores (en particulier de *tʂ*, *tʂ'*) manque complètement en russe. Ce fait explique évidemment qu'ici on trouve les semi-sonores du chinois remplacées par des consonnes sourdes du russe (*c*, *t'*).

²⁶⁾ Et pour *p^c* on emploie la lettre *p* avec apostrophe. Les autres couples sont rendus naturellement de façon analogue: chin. *d* = en transcriptions anglaise et française *t*, en transcription russe *d*, mais chin. *t^c* = en transcriptions anglaise et française *t^c*, en transcr. russe *т*; etc.

²⁷⁾ C'est-à-dire au chinois (et à l'étape de son évolution) qui connaissait déjà la catégorie des consonnes semi-sonores non aspirées (*ʰb*, *ʰd*, *ʰg*, etc.), apparues par suite de la convergence de deux anciennes catégories: les sonores (**b*, **d*, **g*) et les sourdes non aspirées (**p*, **t*, **k*). Les deux plus anciennes catégories d'emprunts ne peuvent donner d'indications, naturellement, au point de vue qui nous occupe, puisqu'ils se rapportent à des époques et à des dialectes du chinois où la langue distinguait non pas 2, mais 3 catégories d'occlusives non nasales: **p*, **b*, **p^c* — **t*, **d*, **t^c* — **k*, **g*, **k^c*, etc.

respondantes en chinois et les mêmes limites dans n'importe laquelle des quatre langues ci-dessus mentionnées).

Je me permettrai d'ajouter que plusieurs particularités de la phonologie russe (statique, et, jusqu'à un certain point, historique)²⁸⁾ promettent de donner quelque fondement de fait à la différence précitée existant entre les catégories russes de sourdes et de sonores et les mêmes catégories de l'anglais, du français et du japonais.²⁹⁾ Rappelons que, en russe, les phonèmes sonores de couple subissent en fin de mot un assourdissement (c'est-à-dire une transformation en les sourdes correspondantes: comp. *b o b* = *bop*, *s a d* = *sat*, etc.), alors que, en français et en anglais, pareil assourdissement des sonores de couple finales n'existe pas (comp. angl. *l e a d* = *lijd*, franç. *v i d e* = *vid[œ]*).

Au point de vue envisagé, le japonais se montre dans une situation identique à celle de l'anglais et du français: il ne saurait y avoir dans cette langue d'assourdissement des consonnes sonores finales, puisque la représentation de consonne en fin de mot est absolument étrangère à la phonologie japonaise et que dans les cas où l'on observe (à un degré plus ou moins avancé) la chute de *u*, *i* finaux, les consonnes sonores qui précèdent ces voyelles sont encore parfaitement éloignées de coïncider avec les sourdes.

Ajoutons ici encore une analogie: les langues turques, en particulier celles du sud-est, l'ouzbek et le kachgar — assourdisent les sonores de couple finales, de même que le russe. Et dans ces langues on retrouve, comme en russe (à la différence de l'anglais, etc.) la perception des semi-sonores chinoises (du nord) précisément sous la forme de sonores (et non de sourdes); on peut prendre comme exemple un mot qui est répandu justement dans la partie sud-est de l'aire linguistique turque et qui, par son premier élément, se présente comme un emprunt fait au chinois: ouzbek écrit contemporain *d a m u l l a*, dans le parler de Tachkent *dɔmlæ*, dans celui de Samarqand *dɔmullɔ*, dans le

²⁸⁾ L'apparition des alternances de sonores avec les sourdes en fin de mot (par ex. *b-/p: lba/lop*) correspondant à une étape déterminée de l'évolution des syllabes finales (alors que, après l'époque de la chute des voyelles réduites finales — en russe — apparaît une réduction des consonnes précédentes: la première étape de cette « réduction des consonnes finales » consiste précisément dans la perte, par les consonnes sonores, de ce caractère sonore). Ni le français, ni l'anglais ne sont encore arrivés à cette étape, mais l'anglais a dépassé ici le français, car cette dernière langue n'a pas encore achevé le processus de la chute de la voyelle réduite finale (*e* muet).

²⁹⁾ C'est-à-dire différence des seuils de différenciation des sourdes et des sonores, différence qui se traduit, entre autre, dans les faits précités de perception différente (chez les Russes, d'une part, et chez les Anglais, Français, Japonais d'autre part) des « semi-sonores » du chinois du nord.

kazak *damolda*, et dans le kachgar *damulla* « maître d'école ». La seconde partie du mot est d'origine arabe — *mulla*; mais la syllabe initiale *da-* (d'où le *da-* de Tachkent et de Samarcand) est le chinois *'da* « grand »; par conséquent littéralement « grand mulla ».

§ 4.

Il est superflu, à notre avis, de citer ici d'autres exemples de non-coïncidence de « limites de différenciation ». Le lecteur peut lui-même trouver des matériaux rentrant sous cette rubrique, et ce de deux sortes de sources: premièrement, de ses propres observations sur tous les cas possibles de rencontre de deux consciences linguistiques différentes (assimilation par la conscience individuelle de mots isolés d'une langue étrangère, ou étude d'une langue étrangère, sans guide méthodique sous forme de professeur ou de manuel); l'analyse des faits de linguistique historique qui sont le résultat du coudoisement de deux consciences linguistiques collectives différentes: ici figurent, en premier lieu, les cas d'emprunts dits oraux,³⁰⁾ et, en second lieu, les cas de l'histoire des langues où l'influence d'une langue sur une autre prend un caractère authentiquement massif et systématique pour aboutir par la suite à tel ou tel degré de mélange des langues (par exemple le processus de l'iranisation des parlers dits « iranisés » de l'ouzbeg — ou la rencontre de l'élément aryen — principalement sous la forme du sanscrit — avec l'aire linguistique dravidienne en Inde, — le résultat de cette rencontre ayant été 1^o la dravidisation des langues indo-aryennes, surtout dans le domaine de la phonologie, 2^o la sanscritisation des langues dravidiennes, surtout dans le domaine du vocabulaire). On peut demander des exemples pareils, cela va de soi, également 1^o à l'influence arabe exercée sur les langues turques musulmanes et sur le perse, 2^o à l'influence du chinois sur le japonais (ou sur le coréen, ou sur l'annamite).

L'importance des différences existant dans la structure des systèmes phonologiques (et, partant, dans les « limites de dis-

³⁰⁾ A la différence des emprunts « écrits », où un mot passe dans une langue étrangère non pas avec sa prononciation, mais par l'écriture, par sa graphie livresque (dans la langue source de l'emprunt). Remarquons à ce propos que les emprunts de ce genre faits par le japonais au chinois, passés dans le japonais presque exclusivement par la littérature, peuvent être appelés, néanmoins, non pas « écrits », mais oraux, car leur aspect phonique a été assimilé non d'après les graphies (ces dernières ayant le caractère idéographique, et n'ayant à peu près aucunement pu indiquer au Japonais la structure phonique des mots chinois écrits ainsi), mais d'après leur lecture à voix haute par un Chinois (ou parfois un Coréen, les Coréens ayant eu leur part dans le transfert de la culture littéraire chinoise au Japon).

inction » des éléments de ces systèmes) est, pour les épisodes précités de l'histoire des langues, si considérable que l'on peut dire sans exagérer: la phonologie historique des langues prâcrites (en tant que dialectes aryens dans une aire dravidiennne par origine ethnique), ou celle des dialectes iranisés de l'ouzbek (en tant que histoire du turc sur les lèvres d'une population iranienne) peut être exposée précisément du point de vue susmentionné, c'est-à-dire comme l'ensemble des résultats dûs à la rencontre de deux systèmes phonologiques différents par le principe, et, partant, de critères différents de perception phonique.

Remarque: Comme sujet de recherche de phonologie historique, on peut déclarer particulièrement intéressante, par l'ampleur des divergences phonologiques existant entre les systèmes linguistiques qui se croisèrent, l'histoire de la compénétration réciproque des langues aryennes et dravidiennes, en particulier celle des emprunts faits par le sanscrit au tamoul et aux autres langues dravidiennes.³¹⁾ Un second sujet de recherches, presque aussi fécond, au point de vue ci-dessus indiqué, est l'histoire des emprunts chinois en japonais.

DIE PHONOLOGISCHEN SYSTEME

Von N. S. Trubetzkoy (Wien).

1.

Würden in einer Sprache nur disjunkte phonologische Gegensätze bestehen, d. h., würde jedes einzelne Phonem dieser Sprache zu allen übrigen Phonemen in demselben Gegensatzverhältnis stehen, — so würde eine solche Sprache kein phonologisches System besitzen. Das Aufstellen eines phonologischen Systems ist nur deshalb möglich, weil in Wirklichkeit die einzelnen Phoneme jeder Sprache zu einander nicht nur in disjunkten, sondern auch in korrelativen Verhältnissen stehen. Die Erforschung der Daseinsformen und Daseinsbedingungen der korrelativen Phonemenverhältnisse ergibt auch die Voraussetzung für die Aufstellung eines phonologischen Systems.

Über den Unterschied zwischen disjunktem und korrelativem Phonemenverhältnis ist in der letzten Zeit schon öfters geschrieben worden. Wir erwähnen bloß: „Premier Congrès International de Linguistes. Propositions“, S. 36 ff.; R. Jakobson „Remarques sur l'évolution phonologique du russe“ (= Tra-

³¹⁾ Il est bien plus difficile de répondre à la question: « En quoi consistent les ressemblances entre les systèmes phonologiques tamoul et sanscrit? » qu'à la question inverse: « En quoi consistent les différences entre ces deux systèmes? »

voux du Cercle Linguistique de Prague, 2) S. 6 f.; N. Trubetzkoy „Polabische Studien“ (= Sitzungsberichte der Akademie der Wissenschaften in Wien, Band 211, Abh. 4), S. 120 ff. Indem wir auf diese Literatur verweisen, wollen wir uns hier damit begnügen, einige Ergänzungen zur allgemeinen Theorie der phonologischen Gegensätze zu geben.

2.

Das Verhältnis zwischen zwei Phonemen wird nur dann als korrelativer Gegensatz empfunden, wenn dasselbe Verhältnis sich wenigstens noch in einem anderen Phonemenpaare wiederholt, wobei aber die an diesen Paaren beteiligten Phoneme durch keine anderen korrelativen Beziehungen miteinander verbunden sein dürfen.

Der Gegensatz von dentalen und palatalen Konsonanten besteht im Tschechischen in den Phonemenpaaren $t : t'$, $d : d'$ und $n : \dot{n}$. Da aber die an diesen Paaren beteiligten Phoneme noch in anderen korrelativen Gegensatzverhältnissen zu einander stehen (nämlich $t : d$ und $t' : d'$ — in demselben Stimmbeteiligungsgegensätze wie $p : b$, $k : g$, $ch : h$, $s : z$, $\dot{s} : \dot{z}$ und $f : v$; ferner $d : n$ und $d' : \dot{n}$ — in demselben Gegensatz wie $b : m$), so kann das Verhältnis von t , d , n zu t' , d' , \dot{n} nicht als korrelativer Gegensatz empfunden werden. „Dentale“ und „Palatale“ sind für das tschechische Sprachbewußtsein disjunkte Begriffe, und der Gegensatz von Dentalen und Palatalen liegt auf derselben Ebene, wie der Gegensatz von Dentalen und Labialen usw. Aber in den galizisch-ukrainischen Dialekten, wo t' , d' , \dot{n} ungefähr die gleiche palatale Artikulation, wie im Tschechischen aufweisen, ist der Gegensatz von Dentalen und Palatalen ein korrelativer, weil er hier nicht bloß in den Paaren $t : t'$, $d : d'$, $n : \dot{n}$, sondern noch in den Paaren $c : \acute{c}$, $\dot{z} : \dot{z}$, $s : \acute{s}$, $z : \acute{z}$, $l : l'$ auftritt die zu t , d , $n \sim t'$, d' , \dot{n} in keinem korrelativen Verhältnis stehen¹⁾.

3.

Die zwei Glieder eines korrelativen Gegensatzes sind nicht gleichberechtigt: das eine Glied besitzt das betreffende Merkmal (oder besitzt es in seiner positiven Form), das andere besitzt es nicht (oder besitzt es in seiner negativen Form). Wir bezeichnen das erste als merkmalthaltig, das zweite — als merkmалlos.

Schon aus den üblichen Bezeichnungen der korrelativen phonologischen Gegensätze, wie z. B. „stimmhaft : stimmlos“, „gerundet : nichtgerundet“ usw., ist ersichtlich, daß sie immer

¹⁾ Aus dem Gesagten geht hervor, daß korrelative Gegensätze nur in solchen Systemen vorkommen können, in denen auch disjunkte Gegensätze bestehen.

im Verhältnisse der aktiven Bejahung zur passiven Verneinung des betreffenden Merkmals gedacht werden. Wichtig ist aber festzustellen, daß es sich dabei nicht etwa um eine konventionelle oder willkürliche subjektive Wertschätzung handelt, sondern um eine objektive Tatsache. Es ist nicht einerlei, welches Glied der Korrelation als das merkmalthaltige, und welches als das merkmallose betrachtet wird. Es hängt von der individuellen Willkür gar nicht ab, und in jedem einzelnen Falle wird jedes normale Mitglied der betreffenden Sprachgemeinschaft das Urteil in derselben Richtung fällen. Sowohl das merkmalthaltige, wie das merkmallose Glied einer jeden Korrelation besitzen ganz spezifische und dabei ganz objektive Eigenschaften, durch die ihre positive oder negative Rolle in der gegebenen Korrelation bestimmt wird.

Als Symbol des Archiphonems (d. h. des einer Korrelation zugrunde liegenden, von den betreffenden korrelativen Eigenschaften abstrahierten allgemeinen Lautbegriffs) *dient für jedes normale Sprachbewußtsein immer das merkmallose, niemals das merkmalthaltige Glied der Korrelation.* Selbst bei phonetisch geschulten Individuen, deren phonologische Beurteilung der Sprachlaute ihre normale Urwüchsigkeit und Unmittelbarkeit schon verloren hat, drängt sich in solchen Fällen die Vorstellung des merkmallosen Korrelationsgliedes als Substitut für die ganze Korrelation vor. Bei den Worten „labialer Verschlusslaut“ denkt jeder auch phonetisch geschulte Russe unwillkürlich an ein *p*, — niemals an ein *p'* oder *b* (geschweige den *b'*), obgleich er ja sehr gut weiß, daß auch *p'*, *b*, *b'* labiale Verschlusslaute sind. Ebenso wird wohl auch jeder phonetisch geschulte Tscheche bei den Worten „ungerundeter Vokal vorderer Reihe oberer Hebung“ unwillkürlich an ein kurzes *i*, niemals an ein langes *í* denken. Folgende Erscheinung darf als Auswirkung dieses Umstandes betrachtet werden:

In den Stellungen, wo die korrelative Eigenschaft eines Phonems seine phonologische Gültigkeit verliert²⁾, wird dieses Phonem mit dem merkmallosen Korrelationsglied identifiziert, selbst wenn es objektiv mit dem merkmalthaltigen Korrelationsglied identisch ist. — Im Russischen besteht in den meisten phonetischen Stellungen der Gegensatz zwischen „mouillierten“ (palatalisierten) und „nichtmouillierten“ (nichtpalatalisierten) Konsonanten; in gewissen Stellungen verliert aber dieser Gegensatz seine phonologische Gültigkeit: das geschieht z. B. einerseits vor nichtmouillierten Dentalen, vor denen alle Konsonanten (außer *l*) objektiv immer nichtmouilliert sind, andererseits — vor mouillierten Dentalen und zum Teil auch vor mouil-

²⁾ Vgl. dazu Verf. „Polabische Studien“ S. 122 ff.

liertem *v'*, vor denen alle Konsonanten (außer *r, l, t, d*) objektiv immer mouilliert sind. Das russische Sprachbewußtsein empfindet aber das (objektiv mouillierte) *ś* in Wörtern wie свечка (phonet. *śvèč'kə*), стена (phonet. *śt'inà*), след (phonet. *śl'èt*) als nichtmouilliert. Dies ist wenigstens der unmittelbare Eindruck. Allerdings wird bei aufmerksamer Selbstbeobachtung jeder normale Russe sich von diesem ersten Eindrucke befreien. Er kommt aber dann zu einem schwankenden Urteil („nicht ganz hart, nicht ganz weich“), — zu der eindeutigen Feststellung, daß hier ein mouilliertes *ś* vorliegt, gelangt nur der phonetisch geschulte, d. h. der in seiner phonologischen Lautbeurteilung nicht mehr „normale“ Russe. Demgegenüber wird das (objektiv nichtmouillierte) *s* in стол (phonet. *stòl*), слон (phonet. *slòn*), сон (phonet. *snòp*) vom unbefangenen Sprachbewußtsein sofort als nichtmouilliert erkannt, und ein Schwanken in der Beurteilung seines Eigentons tritt überhaupt gar nicht ein, — obgleich die Eigentonvorstellung selbstverständlich abgeschwächt ist und bedeutend schwächer auftritt als im Auslaute oder vor Vokalen. Diese Erscheinung erklärt sich dadurch, daß in der russischen Korrelation „hart : weich“ (= nichtmouilliert : mouilliert) der nichtmouillierte Konsonant das merkmallose Glied ist. Bei der phonologischen Ausschaltung der Eigentonvorstellung (d. i. des Merkmals der Korrelation „nichtmouilliert-mouilliert“) verwandelt sich das Phonem in das entsprechende Archiphonem, das im Sprachbewußtsein durch das merkmallose Glied der betreffenden Korrelation symbolisiert wird. Daher die Identifizierung des phonetisch-weichen *ś* in *śt'inà* und des phonetisch-harten *s* in *stòl* mit dem phonologisch-harten *s* in *son*.

Bei der Aufstellung eines phonologischen Systems muß man immer genau angeben, welche Glieder der in diesem System vorhandenen korrelativen Gegensätze als die merkmalhaltigen, und welche als die merkmallosen betrachtet werden sollen. Diese Aufgabe ist nicht immer leicht. Man darf sich hiebei nicht durch die übliche Terminologie irreführen lassen. So kann ich als gebürtiger Russe versichern, daß für das normale russische Sprachbewußtsein nicht die unbetonten, sondern die betonten Vokale die merkmallosen Glieder der vokalischen Intensitätskorrelation sind.

4.

Durch die Teilnahme an einem korrelativen Verhältnis wird ein Phonem für das Sprachbewußtsein in seine Eigenschaften zerlegt. Ein Phonem, das an mehreren korrelativen Gegensätzen beteiligt ist, erscheint immer als eine Verbindung von Eigenschaften. Diese Eigenschaften sind jedoch nicht alle

gleichwertig, sie stehen zueinander in verschiedenen Verhältnissen, auf verschiedenen *Stufen der Wesensverwandtschaft*. Dasselbe gilt auch von den korrelativen Gegensätzen, die den Eigenschaften der Phoneme zugrunde liegen. Im Französischen z. B. sind die Gegensätze *o : u* (*peau : pou*) und *o : ö* (*peau : pew*) nicht gleichartig, sie liegen aber doch auf *derselben Ebene*, während der Gegensatz *o : õ* (*peau : pont*) auf einer ganz anderen Ebene liegt. Ebenso empfindet das deutsche Sprachbewußtsein die Gegensätze *u : o* und *u : ü* als zwei verschiedenartige, aber doch auf derselben Ebene liegende Gegensätze, während der Gegensatz von betonten und unbetonten Vokalen offenbar außerhalb dieser Ebene liegt.

Diese Fähigkeit des Sprachbewußtseins, verschiedene phonologische Gegensätze je nach dem Grade ihrer Wesensverwandtschaft entweder auf eine Ebene oder auf verschiedene Ebenen zu projizieren, hat für die Errichtung von phonologischen Systemen eine entscheidende Bedeutung. Es ergibt sich daraus eine natürliche Einteilung der phonologischen Gegensätze nach ihrer Wesensverwandtschaft. Jene Gegensätze, die vom Sprachbewußtsein auf dieselbe Ebene projiziert werden, müssen zu besonderen Wesensverwandtschafts-Gruppen vereinigt werden.

Wir wollen hier versuchen, die Umrisse einer solchen natürlichen Einteilung der hauptsächlich phonologischen Gegensätze zu skizzieren.

5.

Die phonologischen Gegensätze, die bei den *Vokalphonemen* vorkommen, verteilen sich auf folgende drei Wesensverwandtschafts-Gruppen:³⁾

I. Die *qualitativen Gegensätze*. Zu ihnen gehören: A) die *Schallfüllegegensätze* (z. B. *i : e, u : o* usw.), die nicht korrelativ, sondern disjunkt sind und in einigen Sprachen (z. B. in den westkaukasischen) die einzigen vokalischen Qualitätsgegensätze sind; — B) die *Eigentongegensätze*, die aus zwei Korrelationen bestehen: — a) die *Rundungskorrelation* und b) die *Palatovelare Korrelation*, — in vielen Sprachen sind diese zwei Arten der vokalischen Eigentongegensätze miteinander verbunden, es gibt aber auch solche Sprachen, wo nur die eine von

³⁾ Die in diesem Kapitel entwickelten Ansichten bilden gewissermaßen eine Ergänzung zu meinem Aufsätze „Zur allgemeinen Theorie der phonologischen Vokalsysteme“ (Travaux du Cercle Linguistique de Prague I S. 39 ff.). Nach dem Erscheinen dieses Aufsatzes habe ich über die darin berührten Probleme mit einigen Fachgenossen mündlich und brieflich viel diskutiert, und vieles von dem, was ich heute ausspreche, ist mir erst im Laufe dieser Diskussionen klar geworden. Besonders viel verdanke ich R. Jakobson und Ed. Sapir.

diesen zwei Arten allein besteht;⁴⁾ — c) als dritter vokalischer Qualitätsgegensatz darf vielleicht der *Spannungsgegensatz*, d. i. der Gegensatz zwischen gespannten und nichtgespannten Vokalen, betrachtet werden, — falls er wirklich als unabhängige Korrelation auftritt (in den uns bekannten Fällen ist der Spannungsgegensatz nur eine Begleiterscheinung anderer phonologischer Gegensätze). — Die Tatsache, daß alle diese Qualitätsgegensätze vom Sprachbewußtsein auf eine Ebene projiziert werden, ermöglicht die Erfassung der verschiedenen Vokalqualitäten unter einem einfachen geometrischen Schema („Dreieckssysteme“ und „Viereckssysteme“, — vgl. *Travaux du Cercle Lingu.* I S. 45 ff.).

II. Die *Resonanzgegensätze*, zu denen vor allem der in vielen Sprachen bestehende Gegensatz zwischen nasalierten und nichtnasalierten Vokalen zu rechnen ist,⁵⁾ ferner auch der Gegensatz zwischen Preßstimmvokalen und Reinstimmvokalen, bzw. zwischen Vokalen mit heiserem Knorpelglottisgeräusch und Vokalen ohne denselben, — eine besondere Korrelation, die z. B. in gewissen ostkaukasischen Sprachen (z. B. im Aghulischen) beobachtet werden kann. — In allen Sprachen, wo solche Resonanzgegensätze vorhanden sind, bilden sie eine besondere Schicht und lassen sich mit den Qualitätsgegensätzen auf eine Ebene nicht projizieren. Da, wo nasalierte und nichtnasalierte Vokale einander gegenüberstehen, bilden sie besondere Systeme (Dreieck- oder Viereckssysteme), die einander nicht gleich sind wobei gewöhnlich das System der nasalierten Vokale an Vokalphonemen ärmer ist. Typisch ist in dieser Hinsicht die von Anton Pfalz beschriebene deutsche Mundart des Marchfeldes,⁶⁾ wo der Gegensatz von nasalierten und nichtnasalierten Vokalen systematisch durchgeführt ist: die nichtnasalierten Vokale bilden ein Dreieck von fünf Öffnungsgraden und drei Eigentön-

⁴⁾ Wie R. Jakobson festgestellt hat, gehört zu solchen Sprachen z. B. das Russische. Die russischen Vokalphoneme zerfallen in gerundete („u“, „o“) und ungerundete („i“, „e“, „a“); zwischen zwei mouillierten Konsonanten gehören sie alle zur vorderen Reihe (*l'üd'i, t'öt'ä, p'it', p'et', p'ät'* - phonolog. *l'ud'i, t'ot'ä, p'it', p'et', p'at'*) nach nichtmouillierten Konsonanten gehören sie teils zur hinteren Reihe (u, o, a), teils zur mittleren („i“ = phonet ɣ , „e“ = phonet æ). in den übrigen Stellungen gehören u, o, a zur hinteren i, e zur vorderen Reihe. Somit ist bei den russischen Vokalen nur die Lippenstellung (und der Öffnungsgrad!) phonologisch gültig, die Zungenstellung hängt dagegen ausschließlich von der phonetischen Umgebung ab. Ein ähnliches Bild bietet auch der polnische Vokalismus.

⁵⁾ Auf die Notwendigkeit, die nasalierten Vokale als besondere Kategorie zu betrachten, hat mich Ed. Sapir aufmerksam gemacht.

⁶⁾ Vgl. „Berichte der Phonogram-Archiv-Kommission der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien, Nr. XXVII, Deutsche Mundarten IV, Dr. Anton Pfalz: Die Mundart des Marchfeldes“.

klassen, die nasalierten— ein Dreieck von bloß vier Öffnungsgraden und zwei Eigentonklassen:

		a				ã		
		au	ä	ü	ai		aũ	ãĩ
nichtnasaliert:	ɔ	ö	e	*	+	nasaliert:	õ	ẽ
	o	ö	e				ũ	ĩ
	u	ü	i					

Ähnliche Verhältnisse bestehen auch in anderen Sprachen mit Resonanzgegensätzen.

III. Zu den *prosodischen Gegensätzen* gehören: — A) die *Intensitätsgegensätze* in ihren zwei Aspekten, a) dem *dynamischen* („betont : unbetont“, bzw. „geschwächt : nichtgeschwächt“) und b) dem *quantitativen* („lang : kurz“); ferner — B) die *Melodiegegensätze*, die in a) *Tonverlaufgegensätze* („steigend : fallend“ usw.) und b) *Tonlagegegensätze* („hoch : tief“) zerfallen. — Als dritte Art der prosodischen Gegensätze darf wohl — C) der *Silbenschnitt- oder Gipfelstellungsgegensatz* genannt werden, d. h. der Gegensatz zwischen „scharfgeschnittenem“ und „schwachgeschnittenem“ Akzent, z. B. im Deutschen oder Niederländischen. Es muß dabei besonders hervorgehoben werden, daß dieser Gegensatz kein Intensitätsgegensatz ist. Wenn die scharfgeschnittenen Vokale kürzer als die schwachgeschnittenen sind, so ist dies eine sekundäre Folgeerscheinung, wesentlich vom phonologischen Standpunkte aus ist hier nur die verschiedene Stellung des Silbengipfels, die bei scharfgeschnittenen Vokalen mit dem Ende der Vokalartikulation und dem Beginn (der Implosion) des folgenden Konsonanten zusammenfällt, bei schwachgeschnittenen Vokalen dagegen *nicht* mit dem Ende der Vokalartikulation zusammenfällt.⁷⁾

Daß die Intensitätsgegensätze auch ohne Melodiegegensätze bestehen können, die Melodiegegensätze dagegen ohne Intensitätsgegensätze nicht vorkommen, — haben wir in unserem oben zitierten Aufsätze (S. 44) dargelegt. Hier möchten wir nur darauf hinweisen, daß die Intensitäts- und Melodiegegensätze da, wo sie beide vorkommen, auf einer ganz anderen Ebene als die Qualitäts- und Resonanzgegensätze liegen, selbst aber eine gemeinsame Ebene einnehmen. Sie gehören ebenso eng miteinander zusammen, wie Eigenton- und Schallfüllegegen-

⁷⁾ Daher ist der scharfgeschnittene Akzent das merkmalthaltige, der schwachgeschnittene — das merkmallose Glied der Korrelation. — Diesen ganzen Passus über die Silbenschnittkorrelation habe ich erst nach der Prager phonologischen Konferenz eingetragen, wo dieses Problem dank einer interessanten und für mich sehr lehrreichen Diskussion mit Professor J. van Ginneken sich geklärt hat.

sätze. Dasselbe darf auch von dem Verhältnis von Intensitäts- und Silbenschnittgegensätzen gesagt werden.

6.

Die *konsonantischen Phoneme* sind viel manigfaltiger als die vokalischen und ihre Einteilung bietet daher auch viel größere Schwierigkeiten. Die wichtigsten Gegensätze, die die phonologischen Konsonantensysteme beherrschen, können in folgende Wesensverwandtschaftsgruppen eingeteilt werden:

I. Die *Lokalisierungsgegensätze*, d. h. die Gegensätze der verschiedenen Artikulationsstellen, sind nicht korrelativ, sondern disjunkt. Vom motorischen (artikulatorischen) Standpunkte könnte man vielleicht eine gewisse Anzahl korrelativer Lokalisierungsgegensätze aufstellen, — etwa Kehlkopflaute und Mundlaute, letztere zerfallend in Lippenlaute und Zungenlaute, letztere zerfallend in Zungenrückenlaute und Zungenspitzenlaute usw., — aber vom akustischen Standpunkte läßt sich das nicht durchführen. Akustisch betrachtet, entspricht jeder einzelnen Artikulationsstelle ihr spezifisches Geräusch, das als solches nicht speziell irgendeinem anderen, sondern allen anderen spezifischen Geräuschen gegenübersteht. Und da für die Phonetik die akustische Betrachtung weit wichtiger als die motorische ist, so bleiben die Lokalisierungsgegensätze in ihrem phonologischen Wesen immer disjunkt.

II. Die *Artikulationsartgegensätze* sind ziemlich mannigfaltig; wir rechnen zu ihnen — A) die *Stimmbeteiligungskorrelation* („stimmhaft : stimmlos“); — B) die *Exspirationsartkorrelation* in ihren zwei Aspekten a) „aspiriert : nichtaspiriert“ und b) „mit Kehlkopfverschluß (= supraglottal); ohne Kehlkopfverschluß (= infraglottal)“; — C) die *Annäherungskorrelation* (d. h. der Gegensatz zwischen Spiranten und Verschlußlauten).⁸⁾ — Hierbei muß man aber bemerken, daß der letzte von den hier genannten Gegensätzen durchaus nicht immer korrelativen Charakter trägt, und daß er da, wo er als disjunkt empfunden wird, nicht als Artikulationsartgegensatz, sondern als Lokalisierungsgegensatz betrachtet werden muß, — d. h. in diesem Falle werden der Verschlußlaut und die Spirans als zwei verschiedene Stellungen der artikulierenden Organe und nicht als zwei Grade der gegenseitigen Annäherung dieser Organe empfunden.

III. Die *Eigentongegensätze* sind ziemlich mannigfaltig. Am häufigsten kommen folgende Typen der korrelativen Eigenton-

⁸⁾ Dabei verstehen wir unter Verschlußlauten sowohl die Explosivae, als auch die Affrikatae, da der Begriff des „Verschlusses“ sich nur auf den Ansatz (die Implosion) des Konsonanten bezieht.

gegensätze vor: — A) „palatalisiert (mouilliert) ~ nichtpalatalisiert (nichtmouilliert)“ z. B. im Russischen, Ukrainischen, Polnischen, Polabischen, Ostbulgarischen, Mordwinischen, Votjakischen, Zyrjänischen usw.; — B) „gerundet ~ nichtgerundet“, z. B. im Adyghischen, in vielen Daghestansprachen (namentlich, im Tsachurischen, Rutulischen, Artschinischen, Kürinischen, Aghulischen, Darginischen und Kubatschinischen). Seltenere sind die Eigentongegensätze, die vom artikulatorischen Standpunkte durch eine kombinierte Arbeit der Hinterzunge und des Kehlkopfes bedingt sind, so daß das merkmalthaltige Glied der Korrelation außer dem spezifischen Eigenton noch eine spezifische Kehlkopfresonanz aufweist: das sind die korrelativen Gegensätze — C) „emphatisch-palatalisiert ~ nichtpalatalisiert“ (z. B. im Lakkischen und Tschetschenischen), — D) „emphatisch-velarisiert ~ nichtvelarisiert“ (z. B. im Arabischen). — Endlich muß vielleicht auch der Gegensatz — E) „cerebral (kakkuminal) ~ dental“, soweit er nicht disjunkt, sondern korrelativ ist (z. B. im Altindischen, aber nicht im Mittelindischen) als Eigentongegensatz betrachtet werden. — Bei allen diesen Gegensätzen muß bemerkt werden, daß sie eben nur dann als von den Lokalisierungsgegensätzen verschiedene *Eigentongegensätze* empfunden werden, wenn sie korrelativ sind (über die Bedingungen der Korrelativität s. oben Absatz 1 und 2). Im Tabasaranischen z. B. bestehen besondere „Labiosibillanten“, die objektiv mit den gerundeten Sibillanten der anderen nordkaukasischen Sprachen identisch zu sein scheinen; da aber im Tabasaranischen der Gegensatz „gerundet : nichtgerundet“ bei anderen Konsonantenphonemen nicht besteht, so müssen die tabasaranischen Labiosibillanten als selbständige Phoneme betrachtet werden, deren Verhältnis zu den *s*- und *š*-Lauten ein disjunkter Lokalisierungsgegensatz ist. Im Altindischen bestand der Gegensatz „cerebral : dental“ nicht nur bei den Verschlusslauten und Nasalen, die zueinander in korrelativen Verhältnissen standen, sondern auch bei den Spiranten (*ś : s*), die weder mit den Verschlusslauten, noch mit den Nasalen durch irgendwelche Korrelation verbunden waren, — und daher mußte hier der Gegensatz „cerebral : dental“ als Korrelation (und zwar als Eigentonkorrelation) gelten (vgl. oben Kap. II). Aber nachdem im Mittelindischen die Gegensätze *ś : s* und *n : n* aufgehoben wurden, blieb der Gegensatz „cerebral : dental“ nur noch bei den korrelativ miteinander verbundenen Verschlusslauten (*t : th : d : dh ~ t : th : d : dh*) bestehen, — und wurde somit zu einem disjunkten Lokalisierungsgegensatz (vgl. oben Abs. 2).

IV. Die *Intensitätsgegensätze* kommen in zwei Aspekten vor — A) in *dynamischer* Gestalt („fortis : lenis“ oder „gedrängt : locker“, „stark : schwach“) z. B. in allen Dagestan-

sprachen mit Ausnahme des Rutulischen, ferner in oberdeutschen Mundarten, — und B) in *quantitativer* Gestalt („lang : kurz“ oder „geminert : nichtgeminert“) z. B. im Italienischen, Ungarischen, Finnischen, Tschuwaschischen, Ossetischen, Tschetschenischen usw.

Außer diesen vier Gruppen phonologischer konsonantischer Gegensätze gibt es noch einige, deren Wesensverwandtschaft für uns vorläufig noch nicht ganz klar ist. Unklar sind z. B. die Verhältnisse bei den sogenannten „Sonorlauten“. Ist der Gegensatz „Nasal : nichtnasalierter Verschußlaut“ (*n* : *d*, *m* : *b*, *ŋ* : *g* usw.) zu den Artikulationsartgegensätzen zu rechnen, oder muß für ihn eine besondere Gruppe der „Resonanzgegensätze“ (wie oben bei den Vokalphonemen) aufgestellt werden? Daß die Liquidae sich im Sprachbewußtsein zu einer engeren Gruppe vereinigen, ist unverkennbar, es fragt sich aber, durch welchen Gegensatz diese Wesensverwandtschaftsgruppe bedingt ist, und welchen anderen Phonemen die Liquidae als solche im Sprachbewußtsein entgegengesetzt werden. Obgleich wir diese und einige andere ähnliche Fragen vorläufig unbeantwortet lassen müssen, so glauben wir doch, daß die Grundsätze der hier skizzierten Einteilung der phonologischen Gegensätze aufrechtzuerhalten sind.

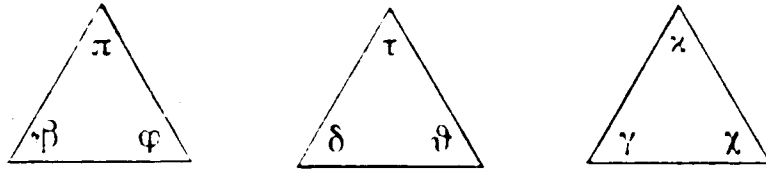
7.

Da, wo ein Phonem an mehreren Korrelationen derselben Wesensverwandtschaftsgruppe teilnimmt, vereinigen sich alle an diesen Korrelationen beteiligten Phoneme zu *mehrgliedrigen Korrelationsbündeln*. Die Struktur solcher Bündel ist ziemlich mannigfaltig und hängt nicht nur von der Zahl der beteiligten Korrelationen, sondern auch von ihrem gegenseitigen Verhältnis ab.

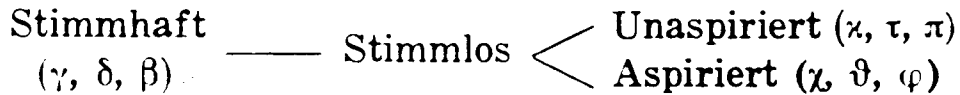
Am häufigsten kommen Bündel mit zwei wesensverwandten Korrelationen vor. Dabei sind zwei Fälle möglich: entweder beteiligen sich beide Glieder jeder Korrelation auch an der anderen Korrelation, oder besitzen die zwei Korrelationen nur ein gemeinsames Glied. Im ersten Falle entsteht ein *viergliedriges*, im zweiten — ein *dreigliedriges* Korrelationsbündel. Dieser Unterschied kann am besten am Altindischen und Altgriechischen illustriert werden. In beiden Sprachen nahmen die Verschußlaute gleichzeitig an der Stimmbeteiligungskorrelation und an der Expirationsartkorrelation teil. Dabei entstanden aber im Altindischen viergliedrige Korrelationsbündel:

p	ph	t	th	k	kh	* usw.,
b	bh	d	dh	g	gh	

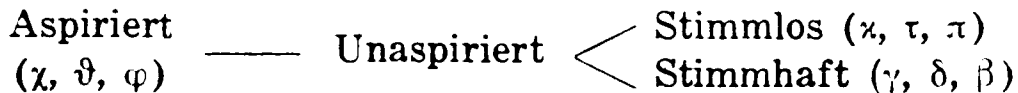
im Altgriechischen dagegen — dreigliedrige Korrelationsbündel:



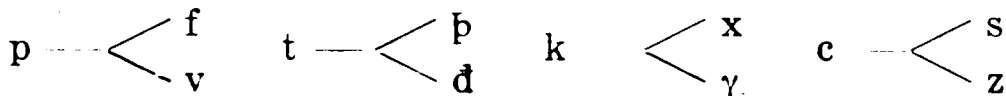
Dabei sind beide Korrelationen im Altgriechischen (sowie im Altindischen) ganz gleichberechtigt und jedes Glied eines Korrelationsgliedes ist vom Standpunkte der beiden beteiligten Korrelationen ausdrücklich charakterisiert: γ, δ, β sind „stimmhaft“ und „unaspiriert“, χ, θ, φ — „stimmlos“ und „aspiriert“, κ, τ, π — „stimmlos“ und „unaspiriert“. Somit läßt sich dieses Korrelationsbündel auf beide Weisen zerlegen, entweder:



oder:



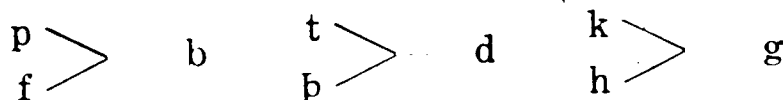
und diese zwei Auffassungen sind beide gleichberechtigt. Es gibt aber auch solche dreigliedrige Korrelationsbündel, die nur eine einzige Art der Zerlegung zulassen. So steht es z. B. mit den Korrelationsbündeln der neugriechischen Geräuschaute. Diese setzen sich aus der Stimmbeteiligungskorrelation und der Annäherungskorrelation zusammen, wobei die Stimmbeteiligungskorrelation nur bei den Spiranten besteht ($f \sim v, p \sim d, x \sim \gamma, s \sim z$), während die entsprechenden Verschußlaute (p, t, k, c)⁹⁾ hinsichtlich der Stimmbeteiligung phonologisch neutral sind, — d. h. ihre Stimmhaftigkeit oder Stimmlosigkeit hängt ausschließlich von der äußeren phonetischen Umgebung ab (nach Nasalen sind sie stimmhaft, in den übrigen Stellungen — stimmlos). Diese Bündel können also nur auf eine einzige Weise zerlegt werden:



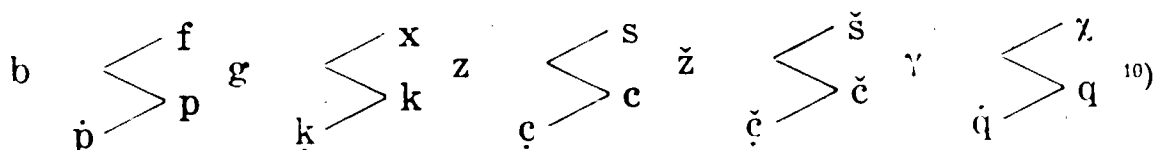
Im Gotischen, wo dieselben Korrelationen sich zu Bündeln vereinigten, scheint die Verteilung eine gerade entgegengesetzte gewesen zu sein: der Gegensatz „Verschußlaut : Spirans“ besaß nur bei Stimmlosigkeit phonologische Geltung, während die

⁹⁾ Das Phonem c ($\tau\sigma$ geschrieben) kommt nur in Fremdwörtern vor, diese sind aber sehr zahlreich und werden zum Teil nicht mehr als solche empfunden, so daß c als eigenes Phonem aufgefaßt werden muß.

stimmhaften Geräuschlaute in dieser Hinsicht neutral waren, und zwar wurden sie (wenigstens, nach der üblichen Auffassung) nach Vokalen als Spiranten, nach Nasalen und *r* als Verschußlaute, in den übrigen Stellungen wahrscheinlich ebenfalls als Verschußlaute phonetisch realisiert. Also:



Bei der Verbindung von drei wesensverwandten Korrelationen sind theoretisch viergliedrige, fünfgliedrige und sechsgliedrige Korrelationsbündel möglich. Viergliedrige Korrelationsbündel dieser Art bestehen in den meisten ostkaukasischen Sprachen, wo die Annäherungskorrelation („Verschußlaut : Spirans“) nur bei Stimmlosigkeit phonologisch gültig ist, die Exspirationsartkorrelation („Infraglottal : Supraglottal“) nur bei Verschußlauten auftritt, und die stimmhaften Phoneme hinsichtlich des Annäherungsgrades der artikulierenden Flächen phonologisch neutral sind (im Tschetschenischen z. B. werden *z*, *ž* im Anlaute als die Affrikaten *dz*, *dž*, in übrigen Stellungen als Spiranten *z*, *ž* realisiert, im Kubatschinischen besteht zwischen *g* und *g*, *d* und *d*, *b* und *b* ein fakultatives Variantenverhältnis). So entstehen z. B. im Rutulischen die Korrelationsbündel:



Mit gewissen Abweichungen bestehen diese Bündel in den meisten Daghestansprachen und im Tschetschenischen (wobei wir von den Eigentonkorrelationen und Intensitätskorrelationen vorläufig absehen). In anderen nordkaukasischen Sprachen, sowie in den südkaukasischen, ferner im Ossetischen und Ostarmenischen kombinieren sich dieselben Korrelationen zu fünfgliedrigen Korrelationsbündeln, da die Annäherungskorrelation (Verschußlaut : Spirans) nicht nur bei stimmlosen, sondern auch bei stimmhaften Geräuschlautphonemen phonologisch gültig ist: z. B.

z — — — *ž*

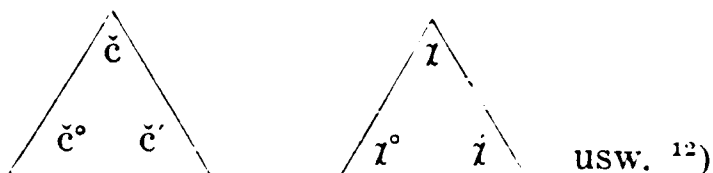
s — — — *c*
 \ *c* usw.

¹⁰⁾ Hier und weiter unten, wo von kaukasischen Sprachen die Rede ist, bezeichnen wir die „supraglottale“ (d. h. mit Kehlkopfverschluß verbundene) Expiration durch einen Punkt; *γ*, *q*, *ʎ* sind „hintervelar“; *g*, *k*, *x* — vordervelar; *d*, *b*, *g* sind Spiranten.

Im Kjachischen (Tscherkessischen), wo der Gegensatz „mit Kehlkopfverschluß: ohne Kehlkopfverschluß“ nicht nur bei Verschlußlauten, sondern auch bei Spiranten auftritt, besteht ein sechsgliedriges Korrelationsbündel:

ž	š	ṣ̌	¹¹⁾
ẓ̌	č	č̣	

Alle bisher besprochenen konkreten Beispiele bezogen sich auf konsonantische Artikulationsartgegensätze. Man kann aber leicht Beispiele aus den anderen konsonantischen und vokalischen Wesensverwandtschaftsgruppen anführen. So vereinigen sich im Abchazischen bei gewissen konsonantischen Phonemen die konsonantischen Eigentonkorrelationen „gerundet : ungerundet“ und „mouilliert : nichtmouilliert“ zu dreigliedrigen Korrelationsbündeln, z. B.



Bei den Spiranten ž, š besteht im Abchazischen vielleicht sogar ein viergliedriges Eigentonkorrelationsbündel: freilich scheint es, daß die abchazischen mouilliert-gerundeten ž, š als gerundete z, s aufzufassen sind. Ein sicheres Beispiel eines viergliedrigen Eigentonkorrelationsbündels liegt (nach Polivanov) in gewissen japanischen Mundarten vor, nämlich:

k	ḳ
ḳ°	ḳ'°

Was die vokalischen Phoneme betrifft, so sind ja die in unserem Aufsätze „Zur allgemeinen Theorie der phonologischen Vokalsysteme“ (Travaux I) behandelten Systeme von Intensitäts- und Melodiegegensätzen doch nichts anderes als prosodische Korrelationsbündel.

8.

Betrachten wir die phonologischen Lautsysteme (besonders die Konsonantensysteme), in denen Korrelationsbündel auf-

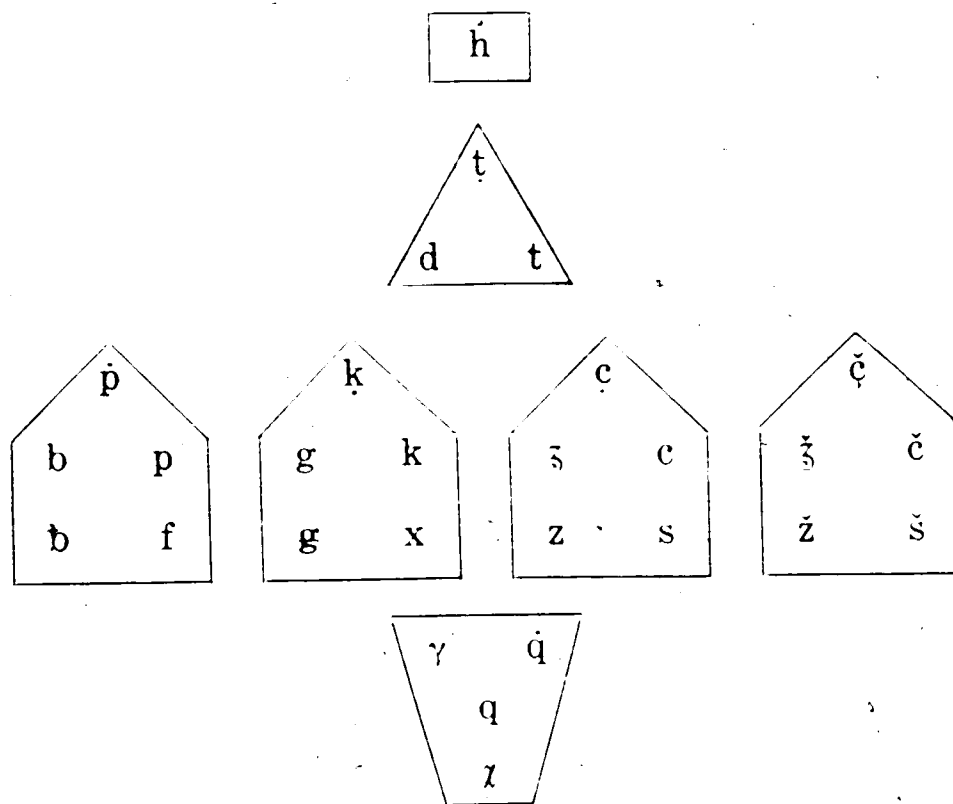
¹¹⁾ Das Zeichen ° bedeutet „palatal“ (als disjunkte Lokalisierungsvorstellung).

¹²⁾ Durch ° bezeichnen wir die Rundung, durch ' die Palatalisierung (beide — als korrelative Eigenschaften).

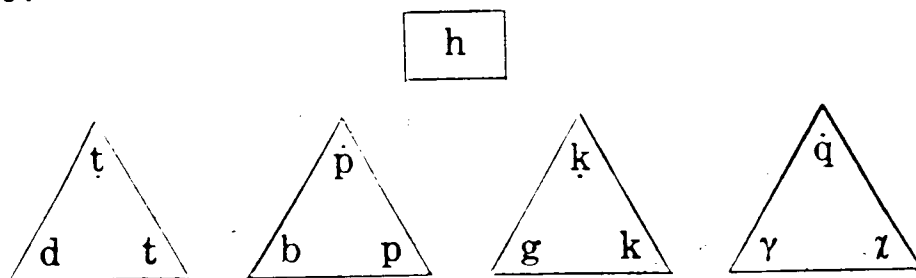
treten, so bemerken wir, daß in den meisten Fällen diese Korrelationsbündel nur einen Teil der theoretisch in Betracht kommenden Phoneme umfassen. Bei einem Teile der Phoneme bestehen nur einzelne Korrelationen, ohne sich miteinander zu Bündeln zu verbinden, so daß man sie als nicht voll ausgebildete Korrelationsbündel betrachten möchte; andere Phoneme bleiben überhaupt ganz außerhalb der Korrelationen. Im Altindischen und Altgriechischen, wo, wie wir oben gesehen haben, alle Mundverschlußphoneme sich in Korrelationsbündel nach Stimmbeteiligung und Exspirationsart gruppierten, stand die Spirans *s* (die im Altindischen in drei Eigentongestalten, — der cerebralen, der dentalen und der palatalen, — auftrat) außerhalb des Korrelationssystems und die Laryngalphoneme („Vokaleinsätze“) kannten nur die Exspirationsartkorrelation („aspiriert : unaspiriert“), aber nicht die Stimmbeteiligungskorrelation.¹³⁾ Im Gotischen boten die Sibilanten nur die Stimmbeteiligungskorrelation (*z ~ s*), aber keine Annäherungskorrelation (d. h. es bestand kein entsprechender Verschlußlaut *c*). In den kaukasischen Sprachen, deren komplizierte konsonantische Artikulationsart-Korrelationsbündel wir oben erwähnt haben, bieten die Laryngalen bloß die Annäherungskorrelation (*ç : h*), die *t*-Laute dagegen besitzen gerade die Annäherungskorrelation nicht (*d : t : t̥*), und oft fehlt sie auch bei den Labialen (z. B. im Awarischen, Andischen, Lakkischen, Darginischen, Artschinischen); manchmal fehlt bei den Labialen auch die Exspirationsartkorrelation, so daß sie eigentlich nur die Stimmbeteiligungskorrelation (*b : p*) besitzen (z. B. im Awarischen, Andischen, Lakkischen); außerdem zeigen die lateralen Konsonanten im Awarischen, Andischen usw. keine Stimmbeteiligungskorrelation (sie sind alle stimmlos). In jenen kaukasischen Sprachen, die fünf- und sechsgliedrige Korrelationsbündel aufweisen, sind solche „Lücken“ des Konsonantensystems, nicht voll ausgebildete Korrelationsbündel, isolierte Korrelationspaare und alleinstehende Phoneme auch ziemlich zahlreich. Betrachten wir z. B. das Geräuschlautsystem der schapsughischen Mundart des Kjachisch-Tscherkessischen (wobei wir einstweilen von den Eigenton- und Intensitätsgegensätzen absehen), so finden wir: ein sechsgliedriges Korrelationsbündel (nämlich die palatalen Sibilanten — $\hat{s} : \hat{c} : \hat{ç} : \hat{z} : \hat{s} : \hat{\hat{s}}$), ein fünfgliedriges — (die einfachen Sibilanten, — $\check{s} : c : \check{c} : z : s$), ein viergliedriges — (die Hinterdorsalen, — $q : \check{q} : \gamma : \lambda$), vier drei-

¹³⁾ Im Devanagari-Alphabet bestand keine einheitliche Bezeichnung für den ungehauchten (unaspirierten) Vokaleinsatz, er wurde aber sicher als besonderes konsonantisches Phonem empfunden, wie aus den Sandhi-regeln und aus der weiteren indischen Lautgeschichte (vgl. z. B. den praktischen Wandel $g > ç$ usw.) hervorgeht.

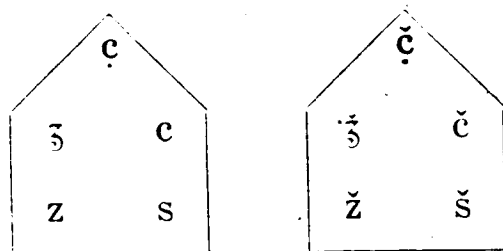
gliedrige (die Labialen — $b:p:\dot{p}$, die Dentalen — $d:t:t$, die Vorderdorsalen — $g:k:k$ und die lateralen Spiranten — $l:\eta:\dot{\eta}$), zwei isolierte Korrelationspaare (das eine mit Stimmbeteiligungsgegensatz — $g:x^{14}$), das andere mit Annäherungsgegensatz — $o:h$) und drei alleinstehende Phoneme (\dot{h} , \dot{s} , f). Freilich ist dieses Geräuschlautsystem besonders unregelmäßig gebaut. Aber auch die anderen konsonantenreichen Systeme der kaukasischen Sprachen zeigen, freilich in geringerem Maße, dieselben Eigentümlichkeiten. Man vergleiche z. B. das Geräuschlautsystem des von Baron P. K. Uslar beschriebenen Dialektes der kürinischen Sprache (mit Ausschaltung der Eigenton- und Intensitätsgegensätze):



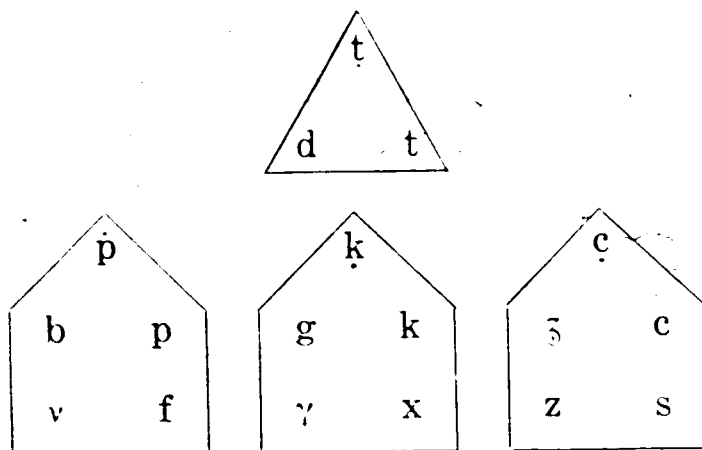
Oder das Geräuschlautsystem der georgischen Schriftsprache:



¹⁴⁾ Diese Phoneme werden immer als ungerundete Vordervelare realisiert, während die vordervelaren Verschlusslaute bald als Palatale, bald als gerundete Vordervelare auftreten; daher kann im Sprachbewußtsein für diese Phoneme die Annäherungskorrelation nicht bestehen.



Oder das Geräuschlautsystem des digorischen Dialektes des Ossetischen (mit Ausschaltung der Intensitätsgegensätze):



Auch bei den Eigentonkorrelationsbündeln läßt sich dieselbe Erscheinung beobachten. Im Abchazischen, wo die Vorder- und Hinterdorsalen, die š-Laute und die s-Spiranten in drei Eigentongestalten (palatalisiert, gerundet und neutral) auftreten, besteht bei h und bei den dentalen Verschußlauten nur der Gegensatz „gerundet : ungerundet“, bei den s-Affrikaten — nur der Gegensatz „palatalisiert : nichtpalatalisiert“ und bei den Labialen — überhaupt gar keine Eigentonkorrelation.

Solche Inkonsequenzen in der Durchführung des Korrelationsbündelgrundsatzes haben für das Verhältnis zwischen den einzelnen Gliedern des Lautsystems eine sehr große Bedeutung. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Verbindung zwischen Verschußlauten und Spiranten im georgischen Sprachbewußtsein eine viel losere sein muß, als im Neugriechischen, wo das ganze Geräuschlautsystem restlos in gleichgebauten Korrelationsbündeln aufgeht; ferner, daß im Gotischen, wo die Stimmbeteiligungskorrelation auch isoliert vorkommen konnte ($z \sim s$), diese Korrelation viel schärfer ausgeprägt sein mußte, als im Neugriechischen, wo sie nur in Bündeln auftritt (vgl. das phonetische Schwanken der Stimmbeteiligung der neugriechischen Verschußlaute).

Bei der Erforschung und Aufstellung phonologischer Systeme müssen alle diese Umstände sorgfältig beachtet werden.

9.

Von den Korrelationsbündeln sind die *Korrelationsschichtungen* streng zu unterscheiden. Die Korrelationsbündel bestehen aus Korrelationen derselben Wesensverwandtschaftsgruppe und verdanken ihr Dasein dem Umstande, daß solche Korrelationen vom Sprachbewußtsein auf eine Ebene projiziert werden. Daher bilden die Korrelationsbündel für die unmittelbare Wahrnehmung eine organische Einheit, die nur bei näherer Beobachtung in ihre Teile, d. i. in die einzelnen Korrelationen zerlegt werden kann. Die Korrelationsschichtungen dagegen bestehen aus Korrelationen verschiedener Wesensverwandtschaftsgruppen, die vom Sprachbewußtsein auf verschiedene Ebenen projiziert werden. Daher zerlegen sich diese Korrelationsschichtungen mit großer Leichtigkeit schon bei der ersten unmittelbaren Wahrnehmung.

Beispiele für Korrelationsschichtungen bei Vokalphonemen sind die Verbindungen der Qualitätskorrelationen mit den Intensitätskorrelationen, die in unserem schon öfters erwähnten Aufsätze „Zur allgemeinen Theorie der phonologischen Vokalsysteme“ (S. 50 ff.) besprochen wurden. Eine Korrelationsschichtung entsteht auch durch die Verbindung von Qualitätskorrelationen mit den Resonanzkorrelationen, wie sie z. B. im Französischen beobachtet werden kann. Die vokalischen Intensitäts- und Resonanzgegensätze kommen überhaupt nur als Glieder von Korrelationsschichtungen, d. h. nur in Verbindung mit Qualitätskorrelationen vor. Sie bilden immer einen Überbau, ein oberes Stockwerk des Vokalsystems. In unserem oben erwähnten Aufsätze haben wir festgestellt, daß die „minimale“ und „maximale“ Intensität (d. h. — die zwei Glieder der Intensitätskorrelation) sich oft auf ganz verschiedene Vokalqualitäten verbreiten, mit anderen Worten, das die maximalintensiven und minimalintensiven Vokalsysteme oft ungleich sind. Eine ähnliche Beobachtung kann auch bei den Resonanzkorrelationen gemacht werden (vgl. oben, Abschnitt 5, II).

Bei den Konsonantenphonemen kommen die mannigfaltigsten Korrelationenschichtungen vor. Im Italienischen und Ungarischen wird die Stimmbeteiligungskorrelation durch die Intensitätskorrelation („lang : kurz“) überschichtet, aber diese Intensitätskorrelation greift auch über den Bereich der Anwendung der Stimmbeteiligungskorrelation hinaus und verbreitet sich auch auf die Sonorlaute. In oberdeutschen Mundarten (z. B. in der oben erwähnten Mundart des Marchfeldes) wird die Annäherungskorrelation ($ds \sim s$, $d\check{s} \sim \check{s}$, $bf \sim f$, $kh \sim \chi$) durch die Intensitätskorrelation („fortis : lenis“) überschichtet, die sich aber auch auf die außerhalb der Annäherungskorrelation

stehenden Phoneme *d, b, g* ausbreitet und somit fast das ganze Geräuschlautsystem (mit Ausnahme von *h, w, j*) umfaßt. Korrelationsschichtungen aus Stimmbeteiligung- und Eigentonkorrelation kommen in sehr vielen Sprachen vor, z. B. im Russischen, Polnischen, Mordwinischen usw. Dabei stimmen die Anwendungsbereiche beider Korrelationen gewöhnlich nicht miteinander überein, indem einerseits viele Phoneme nur an der Stimmbeteiligungskorrelation, andere wieder nur an der Eigentonkorrelation, und nur einige an beiden Korrelationen gleichzeitig teilnehmen. Das Tschuwaschische bietet das Beispiel einer Sprache, wo die konsonantische Eigentonkorrelation („palatalisiert : nichtpalatalisiert“) sich direkt mit der konsonantischen Intensitätskorrelation („lang : kurz“) verbindet, — ohne Stimmbeteiligungskorrelation oder irdgendwelche andere Artikulationsartgegensätze.¹⁵⁾

Somit scheinen die möglichen Typen der Korrelationsschichtungen bei den Konsonantenphonemen mannigfaltiger als bei den Vokalphonemen zu sein. Allerdings haben alle diese Korrelationsschichtungen immer dieselbe Grundlage, indem sie immer über den disjunkten Lokalisierungsgegensätzen liegen. Das hängt damit zusammen, daß korrelative Gegensätze — nur in solchen Systemen bestehen können, in denen auch disjunkte Gegensätze bestehen (vgl. oben Fußnote 1). Da aber dieser Satz keine Umkehrung zuläßt, so muß es auch solche Sprachen geben, in denen die Konsonantenphonemen keine korrelativen, sondern nur disjunkte Lokalisierungsgegensätze kennen. Zu diesem Typus gehören z. B. einige Indianersprachen der Zentralalgonkinischen Gruppe: so besitzt die Sprache der Fox-Indianer (westlich vom Michigansee) nur die Konsonanten *p, t, č, k, š, s, h, m, n, w, y*, die miteinander durch keine Korrelationen verbunden sind.¹⁶⁾ Die Konsonantenphoneme solcher Sprachen bieten das Mindestmaß von phonologischem Gehalt: sie sind sozusagen „eindimensional“.

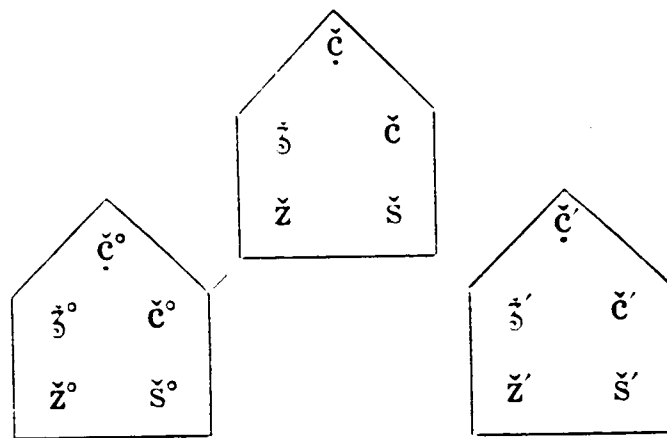
Auch ganze Korrelationsbündel dürfen von Korrelationen anderer Wesensverwandtschaftsgruppen überschichtet werden. Das altgriechische Konsonantensystem, das, wie wir oben bemerkt haben, drei Korrelationsbündel umfaßte, bot außerdem noch eine quantitative konsonantische Intensitätskorrelation.

¹⁵⁾ Alle „kurzen“ Geräuschlaute des Tschuwaschischen werden in intersonantischer Stellung als stimmhafte, in den übrigen Stellungen als stimmlose Laute phonetisch realisiert. Aber dieser phonetisch bedingte Gegensatz ist phonologisch ungültig und wird auch in der nationalen Schrift nicht berücksichtigt.

¹⁶⁾ Vgl. Leonard Bloomfield „On the sound-systems of Central Algonquian“, *Language I* (1925), p. 130—156, besonders die Tabelle auf S. 143; von Konsonantenverbindungen kennt das Fox nur *hp, ht, hk, hč, šk*, und zwar nur im Inlaute.

Dasselbe darf vom Altindischen und insbesondere vom Mittelindischen (Pali, Prakrit) gesagt werden. Von den nordkaukasischen Sprachen, die, wie oben erwähnt, an konsonantischen Korrelationsbündeln besonders reich sind, weisen alle ostkaukasischen mit Ausnahme des Rutulischen auch Intensitätskorrelationen auf, die die Artikulationsartgegensätze überschichten: diese Intensitätskorrelation (meistens dynamischer Art) besteht in allen diesen Sprachen bei den stimmlosen Verschlußlauten ohne Kehlkopfverschluß, außerdem in allen mit Ausnahme des Kürinischen und des Darginischen auch bei den Spiranten, in einigen (namentlich im Tsachurischen, Artschinischen und in allen awaroandischen Sprachen) auch bei den Lauten mit Kehlkopfverschluß, in einigen Sprachen auch bei Liquidis und Nasalen. In gewissen kjachisch-tscherkessischen Mundarten und im Ossetischen tritt der Intensitätsgegensatz bei stimmlosen Verschlußlauten ohne Kehlkopfverschluß (im Kjachisch-Tscherkessischen auch beim *š*) auf. Sehr viele nordkaukasische Sprachen bieten auch neben den Artikulationsart-Korrelationsbündeln eine konsonantische Eigentonkorrelation, meistens „gerundet : nichtgerundet“ (so das Kjachisch-Tscherkessische, Qabardinische, Darginische, Tschachurische, Artschinische, Rutulische, Kürinische, Aghulische und Kubatschinische), seltener „emphatisch-palatalisiert : nichtpalatalisiert“ (das Tschetschenische und Lakkische).

Manchmal überschichten einander zwei wesensverschiedene Korrelationsbündel. Im Abchazischen werden die aus Stimmbeteiligungs-, Expirationsart- und Annäherungskorrelationen bestehenden Bündel durch den konsonantischen Eigentonkorrelationsbündel („gerundet : palatalisiert : neutral“) überschichtet, so daß komplizierte Korrelationsschichtungen entstehen wie z. B.



Im Altindischen bestand das konsonantische Eigentonkorrelationsbündel „cerebral : palatal : dental“ nicht bloß bei *ṣ : s : ś* und *ṇ : n : ṅ*, sondern auch bei den Verschlußlauten, die ein Artikulationsart-Korrelationsbündel bildeten. Bei den

Vokalphonemen kann eine Schichtung aus zwei wesensverschiedenen Korrelationsbündeln in allen Sprachen mit sogenanntem „musikalischen Akzent“, oder „Polytonie“ beobachtet werden. da die Melodie-(bzw. Verlaufs-)Gegensätze immer nur in Verbindung mit Intensitätsgegensätzen auftreten und prosodische Korrelationsbündel bilden, die immer qualitative Korrelationsbündel („Dreieck- und Viereckssysteme“) überschichten. Was für komplizierte Korrelationsschichtungen dabei entstehen können, haben wir bereits in unserem Aufsätze „Zur allgemeinen Theorie der phonologischen Vokalsysteme“ (S. 63 f.) angedeutet.

10.

Die phonologische Systematik darf sich nicht mit der gesonderten Erforschung der Vokalsysteme und Konsonantensysteme begnügen. Es müssen auch die Beziehungen beider Systeme zueinander, die Arten ihrer Verbindung erforscht werden. Intensität und Eigentön (in geringerem Maße auch die Resonanzqualität) sind Elemente, die in beiden Systemen eine Rolle spielen können. Es können aber dabei die verschiedensten Kombinationen eintreten. Im Ungarischen bieten sowohl die Vokalphoneme als auch die Konsonantenphoneme einen quantitativen Intensitätsgegensatz, wobei die Vokale und die Konsonanten in hinsichtlich der Quantität von einander unabhängig sind. In gewissen oberdeutschen Mundarten (z. B. in der obenerwähnten Mundart des Marchfeldes) ist die Quantität der betonten Vokale durch den konsonantischen dynamischen Intensitätsgegensatz bedingt: vor einer „Fortis“ ist jeder betonte Vokal (und Diphthong) kurz, in allen übrigen Stellungen ist er lang. Im Russischen sind alle Vokale nach „nichtmouillierten“ (nichtpalatalisierten) Konsonanten velar, zwischen zwei „mouillierten“ (palatalisierten Konsonanten alle Vokale palatal, so daß der „velarpalatale“ Eigentöngegensatz hier ausschließlich als Eigenschaft des Konsonanten betrachtet wird; im Deutschen ist umgekehrt dieser Eigentöngegensatz ausschließlich die Eigenschaft des Vokals, in den meisten Türksprachen (aber nicht im Osmanischen!) ist der „velarpalatale“ Eigentöngegensatz sowohl den Vokalen, wie den Konsonanten eigen, so daß es unmöglich ist zu entscheiden, ob in dieser Hinsicht der Konsonant durch den Vokal oder der Vokal durch den Konsonant infiziert wird. Diese tiefen „Unterschiede im Sprachdenken und in der Lautauffassung können aber nur dann richtig erkannt werden, wenn man das Konsonantensystem und das Vokalsystem nicht gesondert, nicht isoliert, sondern in Verbindung miteinander erforscht. Gewisse phonologische Erscheinungen lassen sich nicht in die Grenzen des Vokalismus oder des Konsonantismus einschließen. Im Li-

tauischen bestehen die Verlaufsgegensätze („Stoßton : Schleifton“) nicht nur bei langen Vokalen und echten Diphthongen, sondern auch bei den Verbindungen „Vokal + Liquida“ und „Vokal + Nasal“, und ähnliche Fälle können auch anderswo beobachtet werden. Vokalismus und Konsonantismus sind eben Glieder einer höheren Ganzheit, — des Lautsystems.

Hier kommt der allgemeine Satz zur Geltung, daß eine phonologische Betrachtung immer vom Ganzen ausgehen muß und jede Erscheinung als Glied einer höheren Ganzheit, nämlich des Lautsystems aufzufassen hat. Die Aufstellung eines phonologischen Systems ist als eine Ausgliederung der in der Sprache gegebenen Ganzheit zu betrachten.

Diese universalistische, ganzheitliche Einstellung der Phonologie im Gegensatz zur individualistischen, atomistischen Einstellung der Phonetik und der auf der Phonetik gegründeten landläufigen Lautlehre ist vielleicht einer der wesentlichsten Züge unserer Wissenschaft. Dadurch stellt sich die Phonologie in die Reihe der modernen, ganzheitlich eingestellten wissenschaftlichen Richtungen.

PHONOLOGIE UND PHONETIK ALS FUNKTIONSWISSENSCHAFTEN

(Über phonologische und andere Lautsysteme)

Von A. W. de Groot (Amsterdam).

Es gehört zu den vielen Verdiensten der neueren phonologischen Forschung, den Unterschied zwischen funktionellen und nichtfunktionellen Klangelementen aufs nachdrücklichste betont zu haben: einen Unterschied, der sehr wohl bekannt war, aber immer wieder vergessen wurde. Die Phonologie ist wesentlich Funktionswissenschaft. Sie beschränkt sich auf diejenige Klangelemente, deren Funktion rein gewohnheitsmäßig ist, d. h. ohne daß es einen natürlichen oder sogar notwendigen Zusammenhang¹⁾ zwischen dem betreffenden Element und seiner Funktion gibt. Sie ist die funktionelle Klangwissenschaft der „Sprache“ im engeren Sinne. Für die phonologische Funktion der Klangelemente kommt es darauf an, daß sie wiedererkennbar sind und nötigenfalls voneinander unterschieden werden können. Das wesentliche ist aber die Wiedererkennbarkeit, weil Unterscheidung ohne Wiedererkennung für die Sprache keinen Wert hat.²⁾

¹⁾ F. de Saussure, *Cours de linguistique générale*, 1922, S. 100 flgg.

²⁾ Vgl. des Verfassers Aufsatz „Zum phonologischen System des Nordniederländischen“, in *Donum Natalicium Schrijnen*, 1929, 549—550. Herr Jakobson macht mich mit Recht darauf aufmerksam, daß nach der Terminologie de Saussures und des Cercle linguistique de Prague *Phono-*

Es zerfällt die Phonologie natürlicherweise in zwei Teile: die allgemeine Phonologie, welche sich mit solchen Phänomenen beschäftigt, welche nicht kraft ihrer Art, d. h. ihres rein gewohnheitsmäßigen Charakters, auf eine einzige Sprache oder auf eine gewisse Anzahl von Sprachen beschränkt sind, und die spezielle Phonologie, die sich gerade für die übrigen Phänomene interessiert. Die allgemeine Phonologie gehört der allgemeinen Sprachwissenschaft, die spezielle Phonologie der speziellen Sprachwissenschaft an.³⁾

Ich werde hier nur einige Fragen der allgemeinen Phonologie berühren, namentlich die Frage nach der Regelmäßigkeit im gleichzeitigen phonologischen Gebrauch derselben Eigenschaft in verschiedenen Funktionen, verschiedener Eigenschaften in derselben Funktion und verschiedener Eigenschaften in verschiedenen Funktionen. „Gleichzeitig“ soll hier heißen: in einer bestimmten Periode einer bestimmten Sprache, rein synchronisch also im sprachwissenschaftlichen Sinne. Die Kenntnis solcher Regeln ist für das Verständnis sowohl der Sprachzustände sowie der Sprachveränderungen unentbehrlich; es haben sich denn auch schon die Arbeiten Jakobsons und Trubetzkoy's eingehend damit beschäftigt. Einige Beispiele mögen diese Probleme vorläufig illustrieren.

Es werden in vielen Sprachen gewisse Klangelemente oder „Eigenschaften“ der Klangreihen mehr als einmal in je derselben Weise zur Mitcharakterisierung eines Phonems verwendet: eine gewisse Art der Explosion, der Stimmhaftigkeit, ein gewisses Maß der Kürze oder der Länge, Stimmlosigkeit, labialer, dentaler, velarer, usw. Charakter, usw. Die Sprache läßt also diese Möglichkeit zu. Es handelt sich dabei um die gleichzeitige Verwendung derselben Eigenschaft in verschiedener Funktion.

Es können zur Bildung des niederländischen Wortakzents Lautstärke, Dauer oder (und) Ton verwendet werden. Hierbei handelt es sich um die gleichzeitige Verwendung verschiedener Eigenschaften in derselben Funktion.

Es werden in einer Sprache mit stark energetischem und phonologisch funktionierendem Wortakzent nur ausnahmsweise, oder vielleicht gar nicht, reine Dauerunterschiede zur Mitcharakterisierung von Vokalen verwendet; es stehen dagegen oft Variationen der Dauer und solche der Tonhöhe in derselben Sprache in verschiedener Funktion, z. B. im Griechischen Dauer

logie die ganze funktionelle Phonetik umfaßt, das Wort *phonologisch* dagegen nur die Elemente der Phonetik *de la langue* andeutet. Von dieser Terminologie weich ich ab, weil ich sowohl *Phonologie* wie *phonologisch* nur für die Phonetik *de la langue* gebrauche.

³⁾ Vgl. des Verf. „La métrique générale et le rythme“, Bull. soc. linguist. 30, no. 90, 1930, 202—203.

für die Vokale, Ton für den Wortakzent. Hier handelt es sich also um die gleichzeitige Verwendung verschiedener Eigenschaften in verschiedener Funktion.

Dasjenige, was ich über diese drei Punkte zu sagen habe, kann ich am besten am Vokalsystem des jetzigen Nordniederländischen, der sog. allgemeinen Sprache der Gebildeten („het algemeen beschaafd“) zeigen. Eine kurze Beschreibung dieses Systems, nur soweit ich sie für meinen Zweck brauche, werde ich deshalb vorangehen lassen.

DAS VOKALSYSTEM DES NIEDERLÄNDISCHEN. Die wichtigsten Eigenschaften, welche zur Mitcharakterisierung eines Vokals mehr als einmal verwendet werden, sind die Homogenität oder der Monophthong-Charakter und die Veränderung während des Verlaufs des Vokals oder der Diphthongcharakter. Für die Monophthonge gibt es weiter zwei Eigenschaften, deren mehrfache Verwendung das System beherrscht: die Klarheit und die Dumpfheit. Klare Vokale sind *u, o, y, a, e, i*, z. B. in *boet, boot, leut, bruut, baat, beet, biet* (die Anordnung ist nach der Helligkeit, d. h. nach der Höhe des Oberformanten). Für die dumpfen Vokale kommen als mehrfach verwendete Mitcharakteristika in erster Linie in Betracht Kürze und Länge. Nicht verlängert werden können, ohne undeutlich oder als stilistische Variante gefühlt zu werden: *ó, ɔ* (diese zwei können, in der Sprache der meisten Niederländer nicht dazu dienen, zwei Wörter zu unterscheiden; sie bilden also nach der üblichen Auffassung ein Phonem; sie bilden aber zwei verschiedene Wiedererkennungstypen; in wie weit dieser Zustand als vorübergehend zu betrachten ist, geht uns rein synchronisch nicht an), *a, ü, ə, ε, E*, z. B. in *om, pot, man, put, bode* (in der zweiten Silbe), *bed, bit* (Anordnung nach demselben Prinzip wie vorher). Nicht gekürzt werden können (ohne dasselbe Resultat zu ergeben), die dumpfen Vokale in den Lehnwörtern *rose, freule, serre*, welche Vokale nach meiner Meinung nicht als außer dem System liegend betrachtet werden können.

Diphthonge gibt es drei: *ou, ui, ei*, z. B. in *kou, lui, lei* (oder *bij*). Die anderen phonetischen Diphthonge sind phonologisch keine Einheiten, sondern bestehen einfach aus je zwei Phonemen: *loei, mooi, duw, kaai, eeuw, nieuw*. Es werden vielleicht auch *ou, ui, ei*, wenigstens *ou* und *ei*, als Kombinationen von je zwei Phonemen gefühlt. Aber der erste Teil von *ui* (phonetisch etwa *æy*) ist nicht selbständig wiedererkennbar, und *ou, ui* und *ei* hängen offenbar auf genau dieselbe Weise zusammen, wie oft Elemente eines phonologischen Systems zusammenzuhängen pflegen, nämlich dadurch, daß in ihnen eine gleiche charakteristische Eigenschaft in je derselben Weise verwendet wird: in diesem Fall eine ähnliche Weise der Veränderung des

Klanges während des Verlaufs des Vokals. Anfangs ist er dumpf und hat einen mäßig hohen Unterformanten; dann geht er über in einen etwas helleren Klang, nähert sich aber gleichzeitig dem nächstliegenden hellen Vokal der niedersten Unterformantenreihe. Also phonetisch etwa:

ou = (ó oder o) + (o oder u)

ui = æ + (ø oder y)

ei = (ε oder E) + (e oder i)

Die Frage, welche uns hier angeht, und die wir schon teilweise, aber noch nicht ganz, beantwortet haben, war diese: werden gewisse Eigenschaften mehr als einmal in je genau derselben Weise zur Mitcharakterisierung eines Phonems verwendet, und wenn das tatsächlich der Fall ist, welche?

Deutlich ist das für den Charakter der Monophthonge als solche, der Diphthonge als solche, für die Länge und die Kürze der langen und kurzen dumpfen Vokale, auch für die Klarheit und die Dumpfheit. Auf die zwei letzten Qualitäten werde ich später einmal näher eingehen; hier werden wir nur das Verhältnis der klaren Vokale zueinander, und dasjenige der dumpfen Vokale zueinander betrachten.

Werden innerhalb der Gruppe der klaren Vokale gewisse charakteristische Eigenschaften mehr als einmal verwendet? Charakteristisch ist eine Eigenschaft, welche unentbehrlich, also auch unveränderlich, ist, d. h. welche praktisch nur gewisse Schwankungen um das Optimum herum zuläßt.

Introspektiv kommen dafür im Prinzip Kieferabstand, Öffnungsgrad, Schallfülle, Sättigungsgrad einerseits, Helligkeit oder Dunkelheit andererseits, in Betracht.

Einen gewissen Grad des Kieferabstands, der Öffnung, der Schallfülle oder der Sättigung kann man m. E. nicht als charakteristisch für je einen klaren Vokal im Ndl. betrachten. Solche Eigenschaften sind zwar gewissermaßen charakteristisch für das Optimum eines jeden Vokals, nicht aber für den Vokal als solchen, sie sind nicht unentbehrlich für die Wiedererkennbarkeit, für die gute Funktion. Jeden Vokal kann man mit einem Bleistift oder einer Pfeife zwischen den Zähnen gut, wenn auch nicht optimal, hervorbringen.⁴⁾ Je nach dem Kieferabstand variiert auch die Schallfülle und der subjektive Sättigungsgrad (wir betrachten hier Sättigungsgrad als psychisches Phänomen, nicht etwa als dasjenige, was durch die Tonhöhe des Unterformanten genau bestimmt ist; sonst würden wir das Gebiet des rein Phänomenologischen verlassen haben). Es würden uns übrigens sowohl Kieferabstand, wie Schallfülle oder Sättigung im Bezug auf die vorliegende Frage wenig weiter bringen. Der Kiefer-

⁴⁾ Vgl. Eykman u. Zwaardemaker, Leerboek der Phonetiek, 1928, 103.

abstand ist, nach den Messungen Eykmans, je nach dem Vokal verschieden; die Proportionszahlen sind (Eykman en Zwaardemaker, Leerboek der Phonetiek, 158) : $a\ 8\frac{3}{4}$, $e\ 5\frac{3}{4}$, $o\ 4\frac{3}{4}$, $i\ 3\frac{1}{4}$, $u\ 2\frac{1}{4}$. Es läßt sich weiter durchaus nicht mit Sicherheit sagen, ob z. B. des e und o (oder etwa das a und das ε) wirklich genau denselben oder einen etwas verschiedenen Schallfülle- und Sättigungsgrad haben, nicht z. B. mit derselben Sicherheit, mit der man sagen kann, daß in p , t und k dieselbe Art der Explosion oder Implosion in (mutatis mutandis) je genau derselben Weise verwendet wird.

Wir können also nicht umhin, das Gebiet des rein Phänomenologischen zu verlassen. Dann stellt sich heraus, daß für einen jeden Vokal ein gewisser Oberformant und ein gewisser Unterformant wirklich charakteristisch sind. Diese Formanten sind innerhalb gewisser Grenzen unveränderlich. Sie können nicht, wie z. B. der Kieferabstand, beträchtlich geändert werden, ohne daß der Vokal verändert, oder gleich bleiben, indem ein anderer Vokal hervorgebracht wird. Schon Rousselot (Principes de phonétique expérimentale, 812) spricht von ihrer Unveränderlichkeit (fixeté). Die Formanten sind nicht eigentlich introspektiv gegebene Töne, sondern Klangelemente, welche durch die Wahrnehmung von Luftschwingungen entstehen, die unter andern Umständen (namentlich ohne das begleitende Vokalgeräusch) als Töne wahrgenommen werden können. Das Verhältnis der (klaren und hellen) Vokale zueinander bezüglich der Ober- und Unterformanten habe ich (Figur I, II und IV) graphisch darzustellen versucht.

Was lehren uns diese Figuren?

Erstens wohl, daß wir mit Recht die klaren Vokale einerseits, die dumpfen andererseits als zu verschiedenen Systemen gehörig betrachtet haben. Die Regelmäßigkeit der Figuren II und IV ist evident, die Figur I ist kaum auf irgend eine Weise regelmäßig gebildet. Auf den ersten Anblick zeigen die Figuren II und IV folgende Schemata:



Wie sind die Verhältnisse der Phoneme zueinander, wie sie in den Figuren zutage treten, zu erklären? Wie ist z. B. die teilweise Übereinstimmung von einzelnen Phonemen, etwa diejenige von u , y und i , oder von a , \varnothing und y zu erklären? Wie die teilweise, aber doch auffallende Übereinstimmung der Unter-

schiede zwischen u und o , y und \emptyset , i und e ; oder zwischen o und a , \emptyset und a , e und a ; oder zwischen u und y , o und \emptyset , usw.?

Die am meisten auf der Hand liegende Hypothese ist wohl diese, daß eine Tendenz zugrunde liegt, die Unterschiede zwischen Phonemen möglichst groß zu machen (daher werden die äußersten Ecken des verfügbaren Gebietes benützt, und zwar durch die Vokale u , i , a) und die Unterschiede zwischen je zwei nächstliegenden Phonemen (z. B. u und o , u und y , o und a , o und \emptyset , usw.) subjektiv gleich zu machen, „für das Gefühl“ gleich. Man könnte hier von einer *Tendenz zur größten Wirksamkeit* reden.

Eine zweite Hypothese ist diese, daß versucht wird, gewisse mitcharakterisierende Phonemeigenschaften mehr als einmal zu verwenden: man könnte hier von einer *Tendenz zur Ökonomie* reden.

Auch ist es prinzipiell nicht ausgeschlossen, daß beide Tendenzen zusammenwirken, und daß das graphische Bild, welches uns die Figuren bieten, die Resultante von zwei Gruppen von Kräften ist.

Prüfen wir jetzt diese zweite Hypothese (Tendenz zur Ökonomie). Die mehrfache Verwendung derselben Ober- und Unterformanten im ndl. Vokalsystem ist jedenfalls keine bewiesene Tatsache. Es gibt eine gewisse Übereinstimmung der Unterformanten von u , y , i , von \emptyset , o , e , von $ó$, $ü$, E , von a und ϵ . Auch eine gewisse Übereinstimmung der Oberformanten von a , \emptyset , y , und von ∂ und $ü$. Es ist aber der Unterschied der Unterformanten von e und \emptyset , welche gleich sein sollten, ungefähr derselbe wie derjenige der Unterformanten von e und u , welche verschieden sein sollten. Einen derartigen allmählichen Übergang weisen übrigens auch die Kieferabstände der hellen Vokale e , o , i auf, wie sie von Eykman berechnet wurden: e $5\frac{3}{4}$, o $4\frac{3}{4}$, i $3\frac{1}{4}$ (Eykman en Zwaardemaker, Leerboek der fonetiek 158). Es scheinen sich also die gefundenen Zahlen sehr wohl aus einer Tendenz zur Wirksamkeit allein, ohne Annahme einer Tendenz zur Ökonomie, erklären zu lassen.

Ein zweiter Punkt ist aber dieser. Die Verbindungslinie von i und u , und diejenige von e und o sind nicht horizontal, wohl aber gehen sie ungefähr parallel. Genau dasselbe gilt mutatis mutandis für die dumpfen Vokale. Es ist weiter die Verbindungslinie von a und y nicht vertikal, sondern sie liegt etwas nach der Seite der Linie, welche die oberste Ecke des Dreiecks in zwei gleiche Teile teilt. Von den dumpfen Vokalen scheint das $ü$ die „offene Stelle“ in der Mitte des Dreiecks aufzusuchen. Diese Tatsachen lassen sich eher als die Folge einer Tendenz zur Bildung von subjektiv gleichen Unterschieden zwischen Phonemen,

als aus einer Tendenz zur mehrfachen Verwendung gewisser charakteristischer Qualitäten erklären.

Ein dritter Punkt kommt hinzu. Es ist offenbar nicht leicht, immer genau zu bestimmen, ob das System die Form des Dreiecks oder des Trapeziums aufweist. Es nimmt z. B. Trubetzkoy für die dumpfen Vokale des Englischen ein Trapezium an,⁵⁾ während sich das Bild, das ich nach den Messungen Pagets entworfen habe, sehr wohl als ein Dreieck auffassen läßt (Figuren VI u. VII).

Es läßt sich also sehr wohl die Auffassung verteidigen, daß im Vokalsystem des Ndl. keine Tendenz zur mehrfachen Verwendung gewisser charakteristischer Vokalformanten ersichtlich ist, oder jedenfalls nur als die indirekte Folge einer Tendenz zur Gleichmachung der Unterschiede zwischen je zwei nächstliegenden Phonemen.

In diesem Fall würde ein wesentlicher Unterschied vorliegen zwischen dem System der Konsonanten einerseits und demjenigen der Vokale andererseits. Im System der Konsonanten ist die mehrfache Verwendung gewisser Eigenschaften auffallend: es werden z. B. explosiver und durativer Charakter, labialer, dentaler, velarer Charakter, Nasalität und Nichtnasalität, Stimme und Stimmlosigkeit oder Dumpfheit und Klarheit öfters verwendet:

p	t	k
b	d	
m	n	ng
f	s	ch
v	z	g

Ein derartiger wesentlicher Unterschied zwischen Vokalen und Konsonanten würde sich leicht erklären lassen: ein Vokal ist im allgemeinen viel weniger deutlich als ein Konsonant eine Kombination von je zwei, drei oder mehr Eigenschaften. Ein Vokal ist im allgemeinen in höherem Maße eine qualitative Einheit, deren Ganzes mehr ist als einfach die Summe der Teile (vgl. meinen Aufsatz in *Donum Natalicium Schrijnen* 1929 über die ndl. Phoneme). Ein Vokal läßt sich vergleichen mit einer grünen, orangen oder lila Fahne: darin lassen sich die Komponenten gelb, blau, rot, schwer voneinander trennen, es läßt sich auch nicht ohne weiteres auf Grund der bloßen Wahrnehmung sagen, ob gegebenenfalls eine gewisse grüne Fahne genau soviel gelb enthält wie eine gewisse orangenfarbige Fahne. Ein Konsonant dagegen läßt sich mit einer gelb-blauen, gelb-roten, oder blau-roten Fahne vergleichen, deren einzelne Komponenten so gleich klar ersichtlich sind. Von einem gewissen *e* und einem

⁵⁾ *Travaux du Cercle lingu. de Prague* I, 1929, 53.

gewissen *o* läßt sich schwer ohne weiteres sagen, ob der Unterformant in beiden Fällen derselbe ist, oder ob der Schallfüllegrad derselbe ist; von einem gewissen *t* und einem gewissen *p* läßt sich aber ohne weiteres sagen, daß die Art der Explosion in beiden Fällen *mutatis mutandis* dieselbe ist.

Dennoch glaube ich nicht, daß wir die Hypothese Trubetzkoy's, daß jedes Vokalsystem nur eine beschränkte Anzahl von Schallfüllegraden hat, ohne weiteres aufgeben müssen: man braucht sie nur etwas zu modifizieren.

Es ist möglich, daß es, lediglich infolge der Tendenz zur subjektiven Gleichheit von Unterschieden zwischen nächstliegenden Vokalen, Gruppen von Vokalen, gibt, welche subjektiv *relativ* denselben Unterformanten oder denselben Oberformanten haben, oder, um mich graphisch auszudrücken, daß es Verbindungslinien zwischen Vokalen gibt, welche zwar nicht beide horizontal sind, aber doch subjektiv vollkommen parallel gehen, und daß es eine Verbindungslinie zwischen Vokalen gibt, welche zwar nicht rein vertikal ist, aber subjektiv genau die Mitte bildet zwischen zwei Linien, welche darin vollkommen übereinstimmen, daß sie beide äußerste Grenzen der verfügbaren Fläche sind. Die Frage, ob gegebenenfalls ein Vokaldreieck oder ein Vokaltrapezium vorliege, würde dann nicht davon abhängen, ob die Verbindungslinie der zwei Vokale, welche den höchsten Unterformanten aufweisen, vollkommen horizontal ist, sondern davon, ob sie der Verbindungslinie des *u* und des *i* subjektiv parallel liegt. In diesem Fall wäre es zutreffender von Schallfülle- oder Unterformantschichten als von solchen Graden zu sprechen.

Es gibt aber auch die Möglichkeit, daß wirklich irgend eine Eigenschaft in subjektiv derselben Weise mehr als einmal verwendet wird. Es kann sich nämlich um einen motorisch-akustischen Eigenschaftenbündel, oder eine motorisch-akustische Komplexqualität handeln, von der wir vorläufig nur einen Komponenten, den Unterformanten oder den Oberformanten, genau zu beschreiben wissen, in der aber auch andere Komponenten (Kieferabstand? Schallfülle? andere Faktoren?) eine Rolle spielen, derart, daß die verschiedenen Komponenten sich gelegentlich kompensieren können, und gelegentlich eine Übereinstimmung wiederherstellen, die von dem Formanten gestört worden ist. Ich mache in diesem Zusammenhang darauf aufmerksam, daß der Unterschied des Kieferabstands zwischen *i* und *u*, und derjenige zwischen *e* und *o*, geringer ist, als derjenige zwischen *i* oder *u* einerseits und *e* oder *o* andererseits (bezw. 1, 1, und $1\frac{1}{2}$ bis $3\frac{1}{2}$). Daß beim Sprechen und Hören die motorischen und die akustischen Elemente manchmal eine mehr oder weniger undifferenzierte Einheit bilden, ist ja ganz sicher.

PHONOLOGISCHE UND NICHT-PHONOLOGISCHE FUNKTIONSELEMENTE. Wenn wir die Regelmäßigkeit feststellen wollen, welche im gleichzeitigen Gebrauch derselben Eigenschaft für verschiedene Zwecke und im gleichzeitigen Gebrauch verschiedener Eigenschaften für denselben Zweck und für verschiedene Zwecke vorhanden ist, können wir uns nicht auf die rein phonologische Funktion dieser Eigenschaften beschränken. Wir können nämlich nicht umhin, erstens auch solche *Zusammenhänge zwischen Funktion und Funktionselement* in Betracht zu ziehen, welche nicht rein gewohnheitsmäßig sind, z. B. den Zusammenhang zwischen Variationen der Lautstärke oder solchen der Dauer einerseits und ihrer Funktion im Rhythmus andererseits, oder den Zusammenhang zwischen relativer Lautstärke oder Dauer einerseits und Hervorhebung andererseits. Zweitens können wir nicht umhin, solche *Zusammenhänge zwischen Klangelementen* festzustellen, welche, und zwar nicht rein gewohnheitsmäßig, in irgend einer Sprache vorhanden sind: ich meine z. B. den natürlichen Zusammenhang von Lautstärke und Dauer.

Wir brauchen also für die Lösung der Probleme der allgemeinen Phonologie eine *Übersicht über die gewohnheitsmäßigen und nicht-gewohnheitsmäßigen Funktionen aller phonologischen und nicht-phonologischen Klangelemente*; einerseits der Phoneme usw., andererseits der Variationen der Lautstärke, der Dauer, des Tons, des Timbre, der Silben, der betonten und unbetonten Silben, der Hebungen und der Senkungen des Rhythmus, usw., und zwar nicht nur im Sprechen, sondern auch zum Beispiel im Musizieren. Weiter brauchen wir eine *Übersicht über den natürlichen Zusammenhang oder Nicht-Zusammenhang der verschiedenen Klangelemente*. Wir werden mit dem ersten Punkt anfangen.

I. Die Funktion phonologischer Klangelemente. Es verteilen sich die Funktionen der phonologischen Elemente in zwei Gruppen: die Funktionen der Symbole und die Funktionen der Symbolmerkmale (dieses Wort wurde in diesem Zusammenhang wohl zuerst von K. Bühler gebraucht). Symbol ist z. B. das Wort „mein“, Symbolmerkmal das *m* von „mein“. In analoger Weise ist in der Morseschrift das Zeichen — Symbol für ein *a*, der Punkt . und der Strich — sind Symbolmerkmale ohne Symbolwert.

Es gibt weiter mehr und weniger selbständige Symbolfunktionen. Selbständig ist die Symbolfunktion von *m e i n*, *H a u s*, usw. Unselbständig ist die Symbolfunktion des *a* in *g a b e n*. Van Ginneken bemerkte hier mit Recht, daß „beim *a* das ganze System mitvibriert“. Vibriert aber das System nicht mit, wie vielleicht beim *a* von *w a r e n* (jedenfalls nur schwach in diesem

Beispiel), so hat das *a* keine Symbolfunktion, sondern ist nur Symbolmerkmal.

Andererseits gibt es auch mehr und weniger selbständige Symbolmerkmalfunktionen. Die Funktion des Phonems ist eine selbständige, das Phonem kann nötigenfalls selbständig wiedererkannt werden. Wortgrenzen, Phonemfolge, Anordnung von akzentuierten und nicht-akzentuierten Silben innerhalb eines Wortes, haben eine weniger selbständige Funktion, weil sie das Vorhandensein von Phonemen voraussetzen.

Diese Einteilung der phonologischen Funktionen scheint mir für die *Einteilung der allgemeinen Phonologie* wichtig zu sein. Wortgestalten, Morpheme, Wortfolge und Intonation (im weiteren Sinne des Wortes) können phonologische Symbole sein. Phoneme, Anordnung von Phonemen, die Art der Verteilung von Phonemen auf einzelne Silben, Anordnung von akzentuierten und nicht-akzentuierten Silben, Grenzen von Wörtern, von Wortgruppen und von Sätzen, können phonologische Symbolmerkmale sein.

Das Phonem ist also ein phonologisches Symbolmerkmal mit selbständiger Funktion. Die wesentliche Funktion des Phonems ist: dadurch, daß es wiedererkannt, identifiziert wird, nötigenfalls die Wiedererkennung, Identifizierung von Wörtern oder von Wortteilen, welche Symbolwert haben, zu ermöglichen oder zu erleichtern. Man kann *Phoneme definieren als kürzeste Teile von Klangreihen, welche diese Funktion haben.*

Die Wiedererkennung des Phonems setzt das Vorher-Vorhandensein von einer beschränkten Anzahl von Wiedererkennungstypen voraus. Es kann die Zahl der Phonemfunktionselemente in einer Sprache größer sein als diejenige der selbständigen Wiedererkennungstypen; es kann z. B. das *u* (phonetisch *œ*) im ndl. *ui* nicht selbständig wiedererkannt werden, weil es nur in *ui* (phonetisch etwa *œy*; phonologisch eine unteilbare Wiedererkennungseinheit, deren zweiter Teil aber mit *i* phonologisch identisch ist) vorkommt, es hat dieses *u* aber eine selbständige Charakterisierungsfunktion, es kann z. B. dieses *u* das Wort *ui* von *ei*, oder das Wort *lui* von *lei*, *loei*, *laai*, usw., unterscheiden. Umgekehrt kann die Zahl der Wiedererkennungstypen größer sein als die Zahl der Phonemfunktionselemente; es bilden z. B. ndl. *ó* und *o* zwei verschiedene Wiedererkennungstypen, verschiedene Phonemfunktionselemente sind sie aber nur in Dialekten und Individualsprachen (Van Haeringen unterscheidet *pop* mit *ó* in der Bedeutung „Puppe“ von *pop* mit *o* in der Bedeutung „Gulden“; Nieuwe Taalgids 18, 80, Anm. 1).

II. Die Funktion nicht-phonologischer Klangelemente. Ich verzichte darauf, diese Funktionen alle zu behandeln, und beschränke mich darauf, sie einzuteilen

zu versuchen und auf die Funktion von drei Funktionselementen: Wortakzent, Rhythmus, Struktur nach der kleinsten Dauereinheit in der Musik, etwas näher einzugehen.

Es lassen sich die Funktionen der nicht-phonologischen Klangelemente der Sprache (im weiteren Sinne), also die Elemente mit nicht-willkürlicher Funktion, folgendermaßen, wie mir scheint, erschöpfend einteilen.

(1) Entladung. Diese kann den Sprechenden betreffen, aber auch den Hörenden (Entladung von Affekten, einschläfernde Wirkung, usw.).

(2) Stimulierung. Diese geht oft der Entladung voran (vgl. Wundt, Die Sprache I, 271). Hierzu gehört auch die „Auslösung“ im Sinne K. Bühlers (Krise der Psychologie, öfter). Auch hier läßt sich die Wirkung auf den Sprechenden oder Musizierenden von der Wirkung auf den Hörenden unterscheiden.

(3) Kundgabe, d. h. Ausdrucksbewegungen und Ausdrucks-laute im Sinne Wundts.

(4) Ökonomisch-ästhetische Funktionen: es gehört z. B. eine der Funktionen des Rhythmus hierhin.


* * *





Der Wortakzent. Ich finde in der betreffenden Literatur, soweit sie mir bekannt ist, keine Antwort auf die einfache Frage, was die wesentliche Funktion des Wortakzents ist. Die Form des Wortakzents, oder die Akzentstruktur der Wörter, ist je nach der Sprache verschieden: entweder handelt es sich um eine tonische, oder um eine gemischt-energetische Struktur der betreffenden Silbenreihe. Die Funktion des Wortakzents muß aber in allen Sprachen wohl dieselbe sein, und auf irgendeine Weise mit der Wortbedeutung, mit dem Symbolwert der Wortgestalt, zusammenhängen. Es handelt sich offenbar, wie öfters gesagt wurde, um eine „Gruppenbildung“; diese Tatsache hilft uns aber nicht weiter, wenn nicht gesagt wird, was die Funktion der betreffenden Gruppen ist.

Wenn ich richtig sehe, ist die Funktion der betreffenden Gruppen die Konzentration der Aufmerksamkeit. Die Gestalt einer Silbenreihe, welche Symbolwert hat, ist vorzugsweise eine solche, daß sie unwillkürlich als eine motorisch-akustische Einheit wahrgenommen wird, um auf diese Weise die Aufmerksamkeit unwillkürlich ein Moment auf den Symbolwert dieser Silbenreihe konzentrieren zu können. Gewisse Strukturen sind in dieser Hinsicht *ceteris paribus* besser als andere: in einer vorwiegend tonischen Struktur soll der Gipfel vorzugsweise nicht am Ende, aber auch nicht zu weit vom Ende liegen, in einer vorwiegend energetisch-variierenden Struktur soll der Hauptgipfel vorzugsweise am Anfang oder am Ende liegen. Im Griechischen, Tsche-

chischen und Französischen sind diese Optima mehr oder weniger vollständig realisiert (Bull. soc. lingu. XXX, 90, 1930, 209—210).

Die Dauervariationen in der Musik. Auch die Frage, was die Funktion des Innehaltens einer kleinsten Dauereinheit in der Musik ist, auf welchem Prinzip das System

...  ...beruht, finde ich nirgends befriedigend beantwortet. Die Antwort, welche Von Kries in seinem schönen Buch: *Wer ist musikalisch?* 1926, S. 49, gibt, daß es sich nämlich um das Gefühl einer übersehbaren Ordnung handle, scheint mir zu sehr intellektualistisch zu sein, jedenfalls nur einen Teil der Funktion zu berühren.

Wenn ich richtig sehe, ist die Funktion der kleinsten Dauereinheit einfach die „Korrespondenz“ oder Wiederholung⁶⁾. Es kann z. B.  als die Wiederholung von  gefühlt werden, und umgekehrt,  als die zweifache Wiederholung von , usw. Die Korrespondenz oder Wiederholung aber gehört zu den frequentesten und wichtigsten Funktionen von Klang- und Bewegungselementen; ihre Wirkung ist eine vielseitige ökonomisch-ästhetische; gelegentlich gehört dazu auch das mehr oder weniger intellektuell gefärbte Gefühl der übersehbaren Ordnung.

Der Rhythmus. Unter Rhythmus verstehe ich das Aufeinanderfolgen von mehr und von weniger Energieaufwand erheischenden oder (und) die Aufmerksamkeit auf sich ziehenden Elementen („Hebungen“ und „Senkungen“), mit Hebungsabständen von etwa $\frac{3}{4}$ Sekunde (oder etwa zwischen 0·4 und 2·0 Sekunde) (dieser Abstand bildet das formelle „optimum“).

Der Rhythmus ist in diesem Zusammenhang deshalb interessant, weil er alle oben aufgezählten Funktionen haben kann und tatsächlich fast immer hat: Entladung, Stimulierung, Kundgabe, Ökonomie, Schönheit.

Wie jedes Funktionselement hat auch der Rhythmus ein funktionelles Optimum, das je nach der Funktion verschieden ist. Wie jedes ästhetische Funktionselement hat auch der Rhythmus ein ästhetisches Optimum. Zum ästhetischen Optimum des Rhythmus gehört u. a. ein Hebungsabstand von etwa $\frac{3}{4}$ Sekunde, eine gewisse motorisch-akustische Einheit der Elemente (wie sie z. B. in den Silben der Sprache, den Tönen der Musik und in Tanzbewegungen zutage tritt), eine starke Korrespondenz aufeinanderfolgender Perioden (besonders von Hebungen und Hebungsabständen) und ein gewisses Energieaufwands- oder (und) Auffälligkeitsverhältnis der Hebungen zu den Senkungen.

⁶⁾ Über diesen Begriff Bulletin de la soc. lingu. de Paris XXX, no. 90, 1930, 211 Flgg.

Das optimale Verhältnis der Hebungen zu den Senkungen kann auf verschiedene Weise zustandekommen. Der Unterschied zwischen den Hebungen und den Senkungen kann ein reiner Dauerunterschied sein, wie er es wohl im Griechischen war; er kann aber auch ein rein energetischer sein, wie er es oft in unserer Musik ist; er kann auch gemischt-energetisch sein, und zwar entweder mit einem vorwiegenden Lautstärke-Einschlag, wie im ndl. Versrhythmus, oder vorwiegend tonisch, wie im Französischen. Wenn es sich um mehr als eine Eigenschaft handelt, ist die charakterisierende Eigenschaft der Hebungen (und auch der Senkungen) eine Komplexqualität (über diesen Begriff s. unten).

Zu der ökonomisch-ästhetischen Wirkung des Rhythmus trägt besonders die subjektive Gleichheit aufeinanderfolgender Hebungsabstände bei. Daß diese Gleichheit nicht unentbehrlich für irgendeine Funktion des Rhythmus, nicht *conditio sine qua non*, ist und daß es hauptsächlich auf die Korrespondenz aufeinanderfolgender Perioden, besonders der betreffenden Hebungen ankommt, wird von den meisten französischen Metrikern übersehen, welche den Rhythmus einfach als Gleichheit von Hebungsabständen definieren.

DER NATÜRLICHE ZUSAMMENHANG VERSCHIEDENER EIGENSCHAFTEN. Zwei akustische Qualitäten können sich natürlicherweise verschieden zueinander verhalten. „Natürlicherweise“ meine ich im Gegensatz zu irgendeinem Verhältnis, das von der konventionellen Funktion dieser Eigenschaften in irgend einer Sprache abhängig ist.

Das Verhältnis kann darin bestehen, daß es überhaupt keinen natürlichen Zusammenhang zwischen den betreffenden Qualitäten gibt. Dies ist wohl kaum jemals in vollkommener Weise der Fall. Es ist aber zum Beispiel der Zusammenhang zwischen Variationen der Dauer und solchen der Tonhöhe, wenn es überhaupt einen solchen gibt, jedenfalls ein sehr loser: vielleicht sind *ceteris paribus* Tongipfel eher kurz als lang; wenn Lautstärke hinzukommt sind selbstverständlich solche Gipfel eher lang als kurz, aber das hat mit dem direkten Verhältnis des Tons zu der Dauer nichts zu tun.

Der natürliche Zusammenhang von zwei Qualitäten kann ein positiver oder ein negativer sein. Der Zusammenhang von Lautstärke und Tonhöhe ist ein positiver, der von Lautstärke und Kürze ein negativer.

Der positive Zusammenhang von zwei Qualitäten kann motorischer, akustischer oder funktioneller Art sein.

Motorisch ist er, wenn dadurch, daß die Qualität *a* hervorgebracht wird, gleichzeitig unwillkürlich leichter die Qualität *b*

als sein Gegenteil eintritt. Beispiele davon gibt es viele; ich nenne nur einige. Wie bekannt, verursacht Lautstärke leicht Länge (Jespersen, Lehrbuch der Phonetik 15, 2 und 7, 32). Stimmhafte Laute werden leicht schwach, stimmlose leicht kräftig artikuliert. Lange Vokale neigen mehr zur Diphthongierung als kurze, *e* und *o* leichter als *a*, *i* und *u*. Die Vokale *i* und *u* sind *ceteris paribus* kürzer als *a*, *e* und *o*.

Apperzeptiv ist der natürliche Zusammenhang, wenn eine Qualität *a* leichter die Illusion der Qualität *b* hervorruft als die Illusion des Gegenteils der Qualität *b*. Eine hohe Silbe macht leichter den Eindruck, laut zu sein, als eine mäßig niedrige. Kurze Vokale sind *ceteris paribus* eher dumpf als lange.

Funktionell ist der natürliche Zusammenhang, wenn die betreffenden Qualitäten im Bezug auf irgend eine Funktion unwillkürlich leicht gleichartig wirken. Es vermögen z. B. große Lautstärke, sowie lange Dauer oder hoher Ton, im allgemeinen die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen und den Eindruck relativ großen Energieaufwandes hervorzurufen; es können z. B. auf diese drei verschiedene Weisen Silben ‚hervorgehoben‘ werden. In dieser Hinsicht sind also diese Qualitäten natürlicherweise funktionell mehr oder weniger gleichwertig, jedenfalls gleichartig. Einen natürlichen funktionellen Zusammenhang gibt es auch, wenn die Funktion der einen Qualität das Vorhandensein einer anderen voraussetzt; es soll z. B., wenn ich Jakobson richtig verstehe, die Funktion des Tons im musikalischen Wortakzent immer das Vorhandensein von Dauervariationen voraussetzen (es scheint mir aber daraus nicht ohne Weiteres zu folgen, daß, wenn der Ton phonologisch fungiert, auch gleichzeitig immer Dauervariationen notwendigerweise phonologisch verwendet werden).

Solche Zusammenhänge oder Tendenzen sind es, welche die Gesetzmäßigkeit im Gebrauch der verschiedenen Eigenschaften in derselben oder in verschiedener Funktion erklären müssen. Die Kenntnis dieser Tendenzen ist für das Verständnis von Sprachzustand und Sprachveränderung deshalb wichtig, weil wohl als allgemeine Regel gelten mag, daß *Eigenschaften, welche natürlicherweise stark zusammenhängen, schwerlich gleichzeitig in verschiedener Funktion, dagegen leicht in derselben Funktion gebraucht werden können, und umgekehrt Eigenschaften, welche nicht oder nur schwach natürlicherweise zusammenhängen, oder sogar eine Tendenz aufweisen, nicht zusammenzugehen, schwerlich in derselben, dagegen leicht in verschiedenen Funktionen gebraucht werden können.*

Zu den wichtigsten derartigen natürlichen Zusammenhängen oder Tendenzen rechne ich die folgenden.

Variationen der Dauer und solche des Tons weisen keine, oder nur eine schwache Tendenz zum Zusammengehen oder Nicht-Zusammengehen auf. Sie können also ohne Schwierigkeit gleichzeitig in verschiedener Funktion gebraucht werden. Dies wird illustriert durch die Regel Trubetzkoy's, daß Sprachen mit tonischem Wortakzent immer phonologisch funktionierende Dauervariationen aufweisen. Sie können aber schwerlich gleichzeitig in derselben Funktion gebraucht werden, es sei denn, daß sie beide natürlicherweise mit einer dritten gleichzeitig eintretenden Eigenschaft (Lautstärke oder großem Energieaufwand) zusammenhängen oder daß die betreffende Funktion eine solche ist, welche sie beide natürlicherweise ausüben können (nämlich etwas „hervorzuheben“, die Aufmerksamkeit auf etwas zu lenken). Interessant ist in diesem Zusammenhang die folgende Statistik Wallins, in der angegeben wird, durch welche Eigenschaften im Englischen eine Hebung des Rhythmus zustandekommt (Wallin, *Researches on the Rhythm of Speech*, Studies from the Yale Psychological Laboratory IX, 1901).

Dauer mit Lautstärke und Ton	56.1%
Lautstärke allein	11.5%
Dauer allein	10.7%
Lautstärke mit Tonhöhe	10.1%
Lautstärke mit Dauer	6.0%
Tonhöhe allein	3.1%
Dauer mit Tonhöhe	2.4%
	99.9%

Der Vergleich der Zahlen für Dauer und Ton mit Lautstärke (56.1%) und für Dauer und Ton ohne Lautstärke (2.4%) zeigt, daß Dauergipfel und Tongipfel fast nur dann zusammenfallen, wenn sie beide eine unwillkürliche Folge der Lautstärke sind. Daß in dieser Statistik „Dauer mit Tonhöhe“ überhaupt vorkommt, ist wohl der funktionellen Verwandtschaft dieser zwei Eigenschaften zu verdanken: beide können dazu dienen etwas hervorzuheben, die Aufmerksamkeit auf etwas zu lenken. Denn die Tatsache, daß die Zahl für Dauer mit Tonhöhe (2.4%) beträchtlich niedriger ist als die Zahlen für Dauer allein (10.7%) und für Tonhöhe allein (3.1%), scheint darauf zu weisen, daß es eine Tendenz gibt, Dauergipfel und Tongipfel eben nicht zusammenfallen zu lassen.

Variationen der Lautstärke neigen dazu, gleichzeitig parallele *Variationen der Dauer* zu verursachen; das Umgekehrte ist aber nicht der Fall. Es können also Variationen der Lautstärke und solche der Dauer schwerlich gleichzeitig in verschiedener, leicht in derselben Funktion fungieren. Daraus erklärt sich die Regel Jakobson's, daß in Sprachen mit phonologisch fun-

gierendem Lautstärke-Akzent die Dauer nicht selbständig phonologisch fungiert, und daß es in Sprachen mit selbständig phonologisch fungierender Dauer keinen phonologisch fungierenden Lautstärke-Akzent gibt. Auch erklärt sich daraus, daß in der Statistik Wallins die Zahl für Dauer mit Lautstärke (6·0%) viel höher ist als diejenige für Dauer mit Tonhöhe (2·4%). Merkwürdig ist die Tatsache, daß die Zahl für Dauer mit Lautstärke (6·0%) niedriger ist als die Zahlen für Lautstärke allein (11·5%) und für Dauer allein (10·7%); sie braucht ohne weiteres noch nicht zu beweisen, daß der Zusammenhang von Lautstärke und Länge ein sehr loser oder sogar negativer ist, sondern erklärt sich wohl richtiger durch die Annahme, daß der große Energieaufwand für eine Silbe, der sowohl Lautstärke als Dauergipfel ist, unwillkürlich leicht dazu führt den Ton dieser Silbe steigen zu lassen, so daß diese Fälle unter „Dauer mit Lautstärke und Ton“ (tatsächlich eine hohe Zahl: 56·1%), gezählt worden sind. Der Zusammenhang von Lautstärke und Länge ist motorischer Art (die lautstarke Silbe wird leicht länger gemacht), apperzeptiver Art (die lautstarke Silbe macht leicht den Eindruck lang zu sein) und funktioneller Art (sowohl Lautstärke wie Länge ziehen beide leicht die Aufmerksamkeit auf sich).

Daß Dauergipfel im allgemeinen keine Tendenz aufweisen, Lautstärkegipfel zu werden, wird dadurch bewiesen, daß der jetzige griechische Wortakzent, der ein deutliches Lautstärke-Element enthält (es handelt sich übrigens offenbar um eine Komplexqualität, in der wohl gelegentlich die Lautstärke fehlen kann; vgl. H. Pernot, *Les pariers de Chios*), nicht die früheren Dauergipfel, sondern die früheren Tongipfel fortsetzt.

Wichtiger noch ist der Zusammenhang von *Lautstärke und Tonhöhe* (gelegentlich wohl auch niederem Ton, d. h. unter dem Grundton des normalen Sprechens), wie schon aus dem letzt-erwähnten Beispiel hervorgeht. Lautstärkegipfel neigen dazu, Tongipfel zu werden, [und wengleich weniger stark (?) umgekehrt]. In der Statistik Wallins ist die Zahl für Lautstärke mit Ton (10·1%) fast so hoch wie die für Lautstärke allein (11·5%) und bedeutend höher als für Ton allein (3·1%) oder für Lautstärke mit Dauer (6·0%). Im sog. energetischen Wortakzent mancher Sprachen gehen Lautstärke und Ton zusammen, entweder derart, daß die Lautstärke essentiell, der Ton akzessorisch ist (im Russischen, nach dem *Projet de terminologie*), oder der Ton essentiell, die Lautstärke akzessorisch ist (im Neugriechischen?), oder keines von beiden essentiell ist, weil eine „Komplexqualität“ vorliegt, in der die Komponenten einander kompensieren oder sogar völlig vertreten können (im Niederländischen). Der rein tonische Wortakzent des Griechischen wurde zu einem

gemischt-energetischen Akzent. Es können also Variationen der Lautstärke und solche der Dauer leicht in derselben Funktion zusammenwirken, schwerlich dagegen gleichzeitig in verschiedener Funktion. Eine nur scheinbare Ausnahme bietet unsere Musik, wo der Rhythmus fast ausschließlich ein Lautstärke-rhythmus ist, die Melodie dagegen mehr oder weniger selbständig eine eigene Funktion hat; es sind aber die Variationen der Lautstärke durch die Isochronie der Hebungsabstände sowohl in der Hervorbringung wie in der Wahrnehmung stark automatisiert (vgl. unten S. 29).

DIESELBE EIGENSCHAFT IN VERSCHIEDENER FUNKTION. Über diesen Punkt brauchen wir hier wenig zu sagen, weil die betreffenden Fragen bis jetzt kaum untersucht oder gar formuliert worden sind. Die folgenden Betrachtungen, wenngleich als Hypothesen formuliert, sind daher nur als ein methodologischer Versuch zu betrachten.

Das Sprechen verfügt über eine ziemlich große, aber immerhin beschränkte Anzahl von Klangqualitäten: Lautstärke, Dauer, Ton und verschiedene Schattierungen des Timbre. Es muß mit diesen Qualitäten ökonomisch gewirtschaftet werden, weil jede Sprache eine gewisse Anzahl von Funktionen braucht, welche durch diese Qualitäten zustandekommen müssen, und die Zahl der möglichen Funktionen für jede Qualität, und die Zahl der Kombinationsmöglichkeiten in der Verwendung, beschränkt ist.

Außer dem notwendigen rein ökonomischen Vorteil, der eben angedeutet wurde, bietet die mehrfache Verwendung derselben Qualität in verschiedener Funktion manchmal einen ästhetischen Vorteil. Die Tatsache z. B., daß dieselbe Art der Explosion in vielen Sprachen zur Mitcharakterisierung des *p*, des *t* und des *k* verwendet wird, kann leicht zur Assonanz beitragen, und wird tatsächlich von Dichtern vielfach zu diesem Zweck ausgenützt.

Jede Sprache braucht offenbar eine gewisse Minimalzahl von Funktionen, auf welche die verfügbaren Qualitäten sozusagen verteilt werden müssen. Das Minimum für jede Sprache bilden etwa die Funktionen der folgenden Funktionselemente: Phoneme, Wortakzent, Rhythmus, Hervorhebungseigenschaften, Intonation von Sätzen und Satzteilen. Es können gewisse Eigenschaften in mehr als einer dieser Gruppen verwendet werden oder zur Mitcharakterisierung von mehr als einem Phonem verwendet werden. Es bleibt der künftigen Forschung vorbehalten festzustellen, was in dieser Hinsicht möglich, was unmöglich ist. Es fragt sich zum Beispiel folgendes. Wird die Lautstärke, wenn sie in einer der genannten 5 Gruppen eine wichtige Rolle spielt, immer gleichzeitig auch zur Bildung von Hebungen des Rhythmus ge-

braucht? (Man denke an die energetische Komplexqualität des Wortakzents und der Hebungen des Rhythmus im Niederländischen u. Englischen.) Ist, wenn die Lautstärke in keiner dieser Gruppen eine wichtige Rolle spielt, der Rhythmus immer ein reiner Dauerrhythmus und der Wortakzent immer tonisch, wie im Griechischen? Es spielen weiter wohl in allen Sprachen Variationen im Energieaufwand eine Rolle: in welchen verschiedenen Weisen können diese zum Ausdruck gelangen? etwa vorwiegend entweder in Variationen der Dauer, wie im Griechischen, oder in Variationen des Expirationsdrucks, wie im Englischen, oder in Variationen der Artikulationsenergie, wie im Französischen?⁷⁾ Was die Frage nach der Verwendung derselben Qualität zur Mitcharakterisierung von mehr als einem Phonem betrifft: diese Tatsache ist für die Konsonanten wohl in den meisten Sprachen evident; man braucht nur an Plosion und Reibung zu denken. Für Vokale kann sie evident sein, wie es z. B. die Nasalität im Französischen, die Länge im Griechischen, die Klarheit und Dumpfheit im Niederländischen zeigen; inwieweit dasselbe für gewisse Ober- und Unterformanten oder damit verwandte motorisch-akustische Komplexqualitäten gilt, so daß z. B. das *u*, *y* und *i* oder das *a*, *ø* und *y* eine Eigenschaft gemein haben, davon wurde oben anläßlich des ndl. Vokalsystem ausführlich gesprochen.

VERSCHIEDENE EIGENSCHAFTEN IN DERSELBEN FUNKTION. Bezüglich des Zusammenwirkens verschiedener Eigenschaften in derselben Funktion gibt es, was die Bedeutung der einzelnen Eigenschaften betrifft, drei Möglichkeiten.

Es können alle betreffenden Eigenschaften essentiell sein, *conditio sine qua non* für das Funktionieren. Es ist z. B. sowohl der Oberformant wie der Unterformant wesentlich für die Charakterisierung eines Vokals im Niederländischen, wie aus dem oben darüber Gesagten hervorgeht. Interessant ist es zu beobachten, daß, wie mir aus den Figuren 3 und 5 hervorzugehen scheint, eine Eigenschaft in dieser Kombination ziemlich großen Schwankungen unterliegen kann, wenn sie entweder selbst, infolge des großen Unterschiedes von der nächstliegenden ähnlich funktionierender Qualität, keinem Mißverständnis ausgesetzt ist, oder die zusammenwirkende Eigenschaft an und für sich schon fast ausreicht, die gemeinsame Funktion zu erfüllen. Auf diese Weise möchte ich einerseits die großen Schwankungen des Oberformanten des hellen *o* und des dumpfen *a*, andererseits die

⁷⁾ Vgl. N. Trubetzkoy, Zur allg. Theorie der phonologischen Vokalsysteme, in *Travaux du Cercle lingu. de Prague* I, 1929, 42—43, über die „Intensität überhaupt“, und des Verf. *De vorm van het Nederl. Vers.* Nieuwe Taalgits 1930, 7—8.

Schwankungen des Unterformanten des hellen *o* und der meisten dumpfen Vokale erklären, obgleich ich zugeben muß, daß die Sache etwas komplizierter sein mag, als es auf dem ersten Anblick den Anschein hat.

Es kann aber auch ein Teil der in derselben Funktion zusammenwirkenden Qualitäten essentiell, der andere Teil nur akzessorisch sein. Es ist vielleicht der russische Wortakzent wesentlich ein Lautstärkeakzent, akzessorisch ein Tonhöheakzent. Im Niederländischen ist die Dumpfheit der sog. dumpfen Vokale essentiell, die Kürze weniger, insoweit wenigstens gewisse dumfe Vokale, wenn sie verlängert werden, dennoch als dumpf erkannt werden, obgleich die Länge als stilistische Variation gefühlt wird; die Klarheit der klaren Vokale ist essentiell, die Länge oft nur akzessorisch, wie aus dem oben über *u* und *i* gesagten hervorgeht. Es ist weiter im Niederländischen die Stimmhaftigkeit der sog. stimmhaften Explosiven *b* und *d* wohl nur akzessorisch, die Schwäche der Artikulation essentiell, weil diese Phoneme auch beim Flüstern, also ohne jede Stimme, ohne jegliche Mühe wiedererkannt werden, und von den sog. stimmlosen Explosiven (*p*, *t*) unterschieden werden können.

Endlich gibt es eine dritte Möglichkeit, daß nl. von den in derselben Funktion gleichzeitig funktionierenden Qualitäten keine einzige essentiell ist. Dieser Fall liegt nach den Untersuchungen Wallins offenbar im Englischen Versrhythmus vor, wenn eine Hebung gebildet wird. Herr Jakobson teilt mir mit, daß Polivanov auf dem Gebiet der Phoneme ähnliches erwähnt. Ich habe für eine derartige Kombination früher den Ausdruck „funktionelle Komplexqualität“ gebraucht, welche Bezeichnung mir auch jetzt noch zutreffend zu sein scheint (Verhandlungen der Bonner Experimentalphonetikertagung, 1930).⁸⁾ Ich möchte also darunter verstehen; „zwei oder mehr Eigenschaften, die in Bezug auf eine bestimmte Funktion zusammenwirken und sich gegenseitig ergänzen oder sogar völlig vertreten können“.

Für diese drei Kombinationsmöglichkeiten scheint mir nun die Regel zu gelten, daß *wenn alle Eigenschaften essentiell sind, es zwischen diesen keinen natürlichen Zusammenhang gibt, wenn einige essentiell, andere akzessorisch sind, die akzessorischen von den wesentlichen motorisch oder (und) apperzeptiv mehr oder weniger abhängig sind, wenn keine essentiell ist, alle betreffenden Eigenschaften natürlicherweise im Bezug auf die betreffende Funktion funktionell gleichartig sind.*

⁸⁾ Ähnlich vielleicht schon F. Krueger, in seinem wichtigen Referat über die Beziehungen der experimentellen Phonetik zur Psychologie, im Bericht über die Verhandlungen des II. Kongresses für experimentelle Psychologie, 1907, 97 u. 101.

Es gibt weiter beim Zusammenwirken von mehreren Eigenschaften in derselben Funktion für die Gesamtwirkung der Kombination zwei Möglichkeiten. Entweder die verschiedenen Eigenschaften lassen sich in der Wahrnehmung bewußt und scharf voneinander trennen, wie sich das rot und weiß an einer rot-weißen Fahne bewußt und scharf voneinander trennen lassen. Oder sie bilden dermassen eine Einheit mit einem eigenen qualitativen Gesamtcharakter, daß sich die Komponenten nicht scharf im Bewußtsein voneinander trennen lassen: dies ist z. B. für das rot und gelb an einer orangenfarbigen Fahne der Fall.

Dieser Unterschied ist, wie wir oben gesehen haben, wichtig, weil sich eine scharf von den andern trennbare Qualität *ceteris paribus* leichter in genau derselben Weise als Charakteristikum von mehr als einem Funktionselement, z. B. von mehr als einem Phonem, verwenden läßt, als eine andere.

Die charakteristischen Komponenten der ndl. Vokale sind viel schwerer bewußt voneinander zu trennen und einzeln genau zu bestimmen, als diejenigen der ndl. Konsonanten. Daher ist die teilweise Übereinstimmung der am meisten untereinander übereinstimmenden Konsonanten evidenter und größer als diejenige der am meisten untereinander übereinstimmenden Vokale.

VERSCHIEDENE EIGENSCHAFTEN IN VERSCHIEDENER FUNKTION. Davon war oben schon öfter die Rede. Aus dem S. 18 gesagten geht unmittelbar hervor, daß sich hierzu solche Eigenschaften eignen, welche nicht natürlicherweise zusammenhängen, andere nicht oder jedenfalls weniger gut. Besonders stark funktionierende Variationen der Lautstärke pflegen in dieser Hinsicht störend auf die selbständige Funktion der Dauer- und der Tonvariationen zu wirken. Im allgemeinen kann man wohl sagen, daß, *je mehr in einer Sprache oder in einer Musik Variationen der Lautstärke, entweder durch ihren Lautstärkegrad, oder durch die Wichtigkeit ihrer Funktion, oder durch andere Ursachen, die Aufmerksamkeit auf sich ziehen, um so weniger Variationen der Dauer und solche der Tonhöhe in einer anderen Funktion als diejenige in der die Lautstärke funktioniert, selbständig zu funktionieren vermögen.*

Ich möchte diese Regel folgenderweise klarlegen.

Den äußersten Fall einerseits bilden das Deutsche und (viel weniger ausgeprägt) das Niederländische. Hier ist der Wortakzent stark energetisch. Die Stelle der wortakzenttragende Silbe innerhalb des Wortes kann das Wort mitcharakterisieren: ndl. *vóorkomend* bedeutet etwas anderes als *voorkómend*. Lautstärke ist hier ein sehr wichtiges direktes Ausdrucksmittel („direkt“ im Gegensatz zu „konventionell“ oder „rein gewohnheitsmäßig“). Die wichtigsten Wörter des Satzes und die wich-

tigsten Silben der Wörter sind meistens Lautstärkegipfel. Es ziehen daher die Variationen der Lautstärke stark die Aufmerksamkeit auf sich. Infolgedessen ist das selbständige Funktionieren der Variationen sowohl der Dauer als des Tons sehr beschränkt: im System der ndl. Vokale spielen sie, wie wir oben gesehen haben, nur eine sekundäre Rolle. Auch im Deutschen scheint mir die Kürze hauptsächlich nur zusammenhängend mit anderen Eigenschaften (Offensein) zu fungieren (vgl. Stumpf, Die Sprachlaute, 1926, 262, nach Viëtor).

Den äußersten Fall andererseits bildet das Griechische. Variationen der Lautstärke haben hier offenbar kaum eine Funktion gehabt, Variationen der Dauer und des Tones um so mehr. Dauer allein charakterisiert einen sog. langen Vokal gegenüber einem kurzen, die Länge allein charakterisiert im allgemeinen eine Hebung des Rhythmus. Der Ton allein bildet den Wortakzent.

Zwischen diesen beiden äußersten Fällen liegen verschiedene Übergangsformen. Das Tschechische und das Französische haben einen Wortakzent mit einem energetischen Einschlag, der absolut und relativ weniger bedeutend ist, als derjenige im Deutschen und im Niederländischen. Die Stelle des Akzents kann nicht das Wort mitcharakterisieren, weil im Tschechischen immer Anfangsakzent, im Französischen immer Endakzent vorliegt. Es wird außerdem im Französischen gemieden, genau wie im Malayischen, Lautstärke als Hervorhebungsmittel anzuwenden (vgl. D. C. Hesseling, *Iets over nadruk*, Nieuwe Taalgids, 1910; O. Dempwolff, Die Hervorhebung von Satzteilen als Anlaß zur Verwendung besonderer Wortformen, Festschrift Meinhof, 1927). Daher ist es möglich, daß Dauervariationen in diesen Sprachen eine etwas wichtigere Funktion haben als im Deutschen oder Niederländischen, und zwar im Tschechischen im System der Vokale, im Französischen im Rhythmus. Im Französischen spielt die (subjektive) Isochronie der Hebungsabstände eine große Rolle: von den französischen Metrikern wird der Rhythmus manchmal geradezu als Isochronie von Hebungsabständen definiert (u. A. von Verrier und von Grammont), eine Definition, die z. B. für den niederländischen und für den tschechischen Versrhythmus nicht zutrifft.

Einen interessanten Fall bietet unsere Musik. Wie schon früher angedeutet wurde, sind die Variationen der Lautstärke hier sehr stark, daneben bleiben in ganz anderer Funktion Variationen der Dauer und des Tons selbständig funktionierend wichtig. Es sind aber offenbar die Lautstärkevariationen fast immer ziemlich automatisiert durch die starke kontinue Isochronie der Hebungsabstände, am meisten wohl in dem einschläfernden Rhythmus von Wiegeliern. Dadurch wird die Aufmerksamkeit von diesen Variationen geradezu abgelenkt. Wo

aber ausnahmsweise das Gegenteil der Fall ist, wo z. B. durch große Lautstärke und unregelmäßige Verteilung (Synkope. u. ä.) die Hebungen des Rhythmus die Aufmerksamkeit auf sich ziehen und der Rhythmus sogar stimulierend wirkt, wie in der Jazzmusik, tritt die Bedeutung der Dauervariationen wie diejenige der Melodie zurück.

Es sei nebenbei bemerkt, daß auch im Englischen, im Gegensatz zum Deutschen, Hervorhebung durch Lautstärke einigermaßen gemieden wird: „das der deutschen Rede eigentümliche »Hacken«, d. h. das starke Hervorstossen der logisch wichtigen Wörter, ist im Englischen streng zu vermeiden.“ (Deutschbein, Mutschmann und Eicker, Handbuch der Englischen Grammatik, 1926, 21.) Der Unterschied zwischen diesen Sprachen in dieser Hinsicht geht offenbar letzten Endes auf die motorische Eigenart der betreffenden Völker, wie sie auch im Kulturideal der Umgangsformen zum Ausdruck kommt, zurück: der Franzose (der höheren Schichten der Gesellschaft selbstverständlich) vermeidet unwillkürliche Bewegungen, der Engländer überflüssige Bewegungen, der Deutsche kennt diese Tendenzen nicht oder nur in beschränkterem Maße.

ZIEL UND METHODE DER PHONOLOGIE. VERHÄLTNIS ZU ANDERN WISSENSCHAFTEN. Über den eigentlichen Zweck der vorhergehenden Untersuchungen möchte ich kurz folgendes sagen.

Wir befinden uns offenbar auf dem Gebiet einer Wissenschaft, die (bis jetzt kaum zielbewußt) solche von Lebewesen hervorgebrachte Wahrnehmungsbilder untersucht, welche dadurch, daß sie von andern Lebewesen wahrgenommen werden, irgend eine biologische Funktion haben. Man könnte von einer Wissenschaft der durch Körperbewegungen hervorgebrachten funktionellen Wahrnehmungsbilder reden, und es zur Interpsychologie im Sinne von Dumas (Traité de psychologie II, 739 flgg.) rechnen; es kann aber das Wahrnehmungsbild auch funktionieren, wenn der Hervorbringende und der Wahrnehmende dieselbe Person sind, wenn z. B. das Sprechen zur Entladung des Sprechenden oder zur Stimulierung seiner Affekte oder zur Klärung und Erleichterung seines Denkens dient. Es lassen sich manchmal motorische, akustische, visuelle und taktile Wahrnehmungsbilder nicht oder kaum voneinander trennen, weil sie komplexartig in derselben Funktion wirksam sind. Man kann aber aus praktischen Gründen versuchen, die akustischen Elemente getrennt von den andern zu behandeln, und dieses Gebiet funktionelle Klangwissenschaft, funktionelle Phonetik, oder einfach ‚Phonetik‘ nennen. Die Phonetik in diesem Sinne umfaßt sowohl das Sprechen wie das Musizieren.

Von den vielen Funktionen, welche hier in Betracht kom-

men, war schon oben die Rede: Stimulierung, Entladung, Schönheit, Kundgabe (im Sinne von Wundts Ausdrucksbewegungen und -Laute), Darstellung (im Sinne von K. Bühler und von De Saussures „langue“). Die „Auslösung“ Böhlers rechne ich zur Stimulierung, im Sinne einer zweckmäßigen Stimulierung. Man kann, wie es die Genfer Schule tut, die Eigenart der „Darstellung“ betonen; es ist tatsächlich hier der Vorgang der Funktion eine etwas kompliziertere, weil der Zusammenhang von Funktionselement und Funktion ein willkürlicher, rein gewohnheitsmäßiger ist; die Elemente üben nicht „direkt“ ihre Wirkung aus, sondern erst nachdem sie „wiedererkannt“ sind. Von diesem Gesichtspunkt aus kann man die funktionelle Phonetik einteilen in Phonologie oder Lehre von den Funktionselementen mit willkürlicher Funktion und nicht-phonologische Phonetik, oder Lehre von dem Funktionselementen mit notwendiger oder natürlicher Funktion.

Die Phonologie teilt sich wieder, wie wir gesehen haben, in allgemeine und spezielle Phonologie. Beachtet man die Funktion der phonologischen Elemente, so verteilt sich weiter die allgemeine Phonologie in Phonologie der Symbole und Phonologie der Symbolmerkmale.

Es ist die Aufgabe der Phonetik als Funktionswissenschaft festzustellen: welche Funktionselemente gibt es? welches ist ihre Funktion? inwieweit läßt sich die Form der Funktionselemente erklären?

Es zeigt sich bald, daß sich die Form der Elemente manchmal wenigstens zum Teil aus ökonomisch-ästhetischen Tendenzen, manchmal aus einer Tendenz zur größten Wirksamkeit erklären läßt. Es wird offenbar in der Form der Funktionselemente ein Optimum angestrebt, sowohl in der Form der Elemente an sich, als in dem Verhältnis verschiedener Elemente zueinander. Um die Form der Elemente zu verstehen, muß die Phonetik daher feststellen, welche Formen besser, welche weniger gut sind. Sie hat, wie jede Funktionswissenschaft, nicht nur zu beschreiben, sondern auch zu werten. Sie hat neben der deskriptiven auch eine normative Aufgabe.⁹⁾

Optima auf dem Gebiet der funktionellen Wahrnehmungselemente gibt es drei: motorische, apperzeptive, funktionelle. Für Bewegungen und Wahrnehmungen liegt das Optimum in größter Bequemlichkeit und Schönheit; diese zwei Eigenschaften lassen sich in der Untersuchung kaum voneinander trennen, weil Wahrnehmungsbilder, welche schön sind, auffallend oft verhältnismäßig leicht hervorzubringen sind, und umgekehrt: der Rhythmus

⁹⁾ Einen ähnlichen Gedanken finde ich, wenngleich in einem andern Zusammenhang, in O. Jespersen, *Language*, 1923, S. 99.

bietet davon ein Beispiel.¹⁰⁾ Es handelt sich hier also um ein ökonomisch-ästhetisches motorisch-apperzeptives Optimum.

Für das funktionelle Optimum kommt es in der Phonologie hauptsächlich auf die Leichtigkeit der Wiedererkennung, der Identifizierung, an. Dazu ist ein deutlicher Unterschied zwischen den verschiedenen Identifikationstypen nötig. Wichtig ist in der Phonologie also besonders das Verhältnis von solchen Elementen zueinander, welche in ähnlicher Weise in derselben oder in einer ähnlichen Funktion zusammenwirken, welche also ein „Funktionssystem“ oder kurz gesagt ein „System“ bilden. Es kommt also auf die gute, wenn möglich optimale, Systembildung an. Nur z. B. wenn ein Phonem einem guten Phonemsystem angehört, kann es seine Funktion: identifiziert, wiedererkannt zu werden, leicht und gut erfüllen; dazu ist in erster Linie ein deutlicher Unterschied zwischen den einzelnen Phonemtypen unentbehrlich. *In der funktionellen Systembildung gibt es keine Willkür*; es ist die Aufgabe der allgemeinen Phonologie, die hier herrschende Gesetzmäßigkeit aufzudecken.

Das Optimum eines Systems oder eines Elementes ist offenbar die optimale Kombination von motorisch-apperzeptivem und funktionellem Optimum: größte Ökonomie und Schönheit bei größter Wirksamkeit.

Die vorhergehende Untersuchung beschäftigte sich hauptsächlich mit dem *Problem der optimalen Systembildung*. Für das motorisch-apperzeptive Optimum, für Ökonomie und Schönheit, kam besonders die mehrfache Verwendung ein und derselben Eigenschaft innerhalb eines Systems in Betracht, wie z. B. die Verwendung eines Ober- oder Unterformanten zur Mitcharakterisierung von mehr als einem Vokal innerhalb eines Vokalsystems. Für das funktionelle Optimum, für die optimale Wirksamkeit, handelt es sich u. a. um die Regeln betreffs der gleichzeitigen Verwendung verschiedener Eigenschaften in derselben oder in verschiedener Funktion.

Die wichtigste Methode der funktionellen Phonetik, auch der Phonologie, ist offenbar neben der Introspektion und dem Instrumentalverfahren die statistische Methode der Frequenz: was frequent ist, ist meistens optimal, und umgekehrt, was selten ist oder überhaupt nicht vorkommt, ist selten oder nie optimal. Wenn z. B. Sprachen mit stark energetischem Rhythmus und gleichzeitigem rein tonischem Wortakzent und Sprachen mit stark energetischem Wortakzent und reinem Dauerrhythmus nicht vorkommen oder selten sind, so macht diese Tatsache wahrscheinlich, daß derartige Systeme nicht optimal sind. Es ist das Verdienst Jakobsons und Trubetzkoy's einige solche wichtige

¹⁰⁾ Von G. Heymans (Die Philosophie in Selbstdarstellungen) wird „Schönheit“ als „Bequemlichkeit in der Wahrnehmung“ erklärt.

statistische Regeln aufgestellt zu haben. Inwieweit daraus auf gewisse allgemeine Tendenzen oder sogar Gesetze zu schließen ist, läßt sich nur sagen, wenn man vorher das natürliche Verhältnis der betreffenden Eigenschaften zueinander genau untersucht hat. Wie man zu diesem Zweck vorgehen kann, haben wir oben an einigen Beispielen darzulegen versucht.¹¹⁾

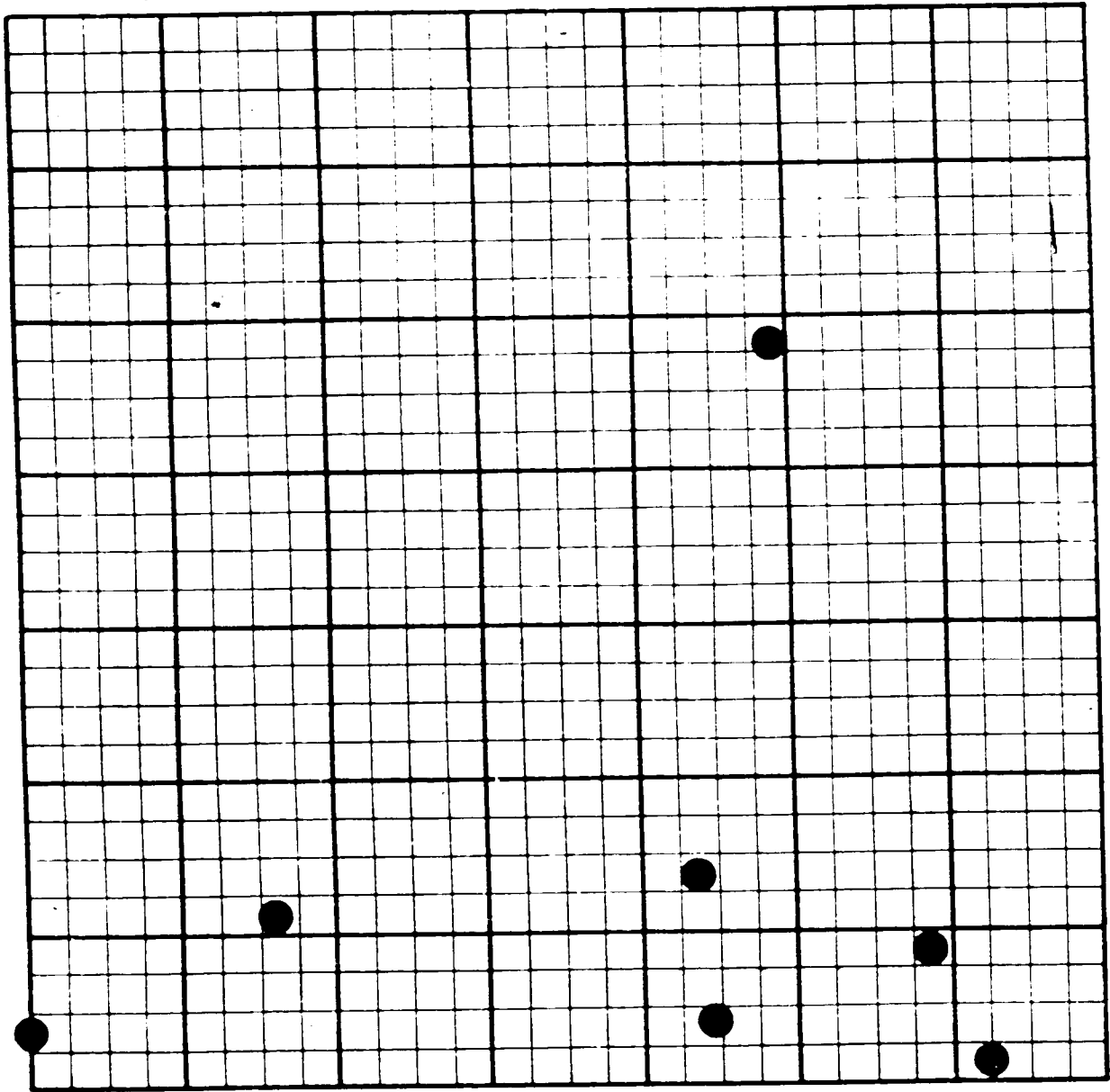
INHALTSANGABE.

	Seite
Einleitung	116
Das Vokalsystem des Niederländischen	118
Phonologische und nicht-phonologische Funktionselemente	124
Der natürliche Zusammenhang verschiedener Eigenschaften: motorischer, apperzeptiver, funktioneller Zusammenhang: Dauer und Ton, Lautstärke und Dauer, Lautstärke und Ton, Länge und Klarheit	128
Dieselbe Eigenschaft in verschiedener Funktion	132
Verschiedene Eigenschaften in derselben Funktion	133
Verschiedene Eigenschaften in verschiedener Funktion	135
Ziel u. Methode der Phonologie. Verhältnis zu anderen Wissenschaften	137
Figuren: I.—VII.	

¹¹⁾ Vgl. des Verf. Aufsatz „Le rythme et l'interdépendance des variations acoustiques“, in Actes du premier congrès internat. de linguistes 1928, 101—104.

Figur II.

Die klaren Vokale des Niederländischen (nach den Zahlen Eykmans).



pu

boot

deun

beet

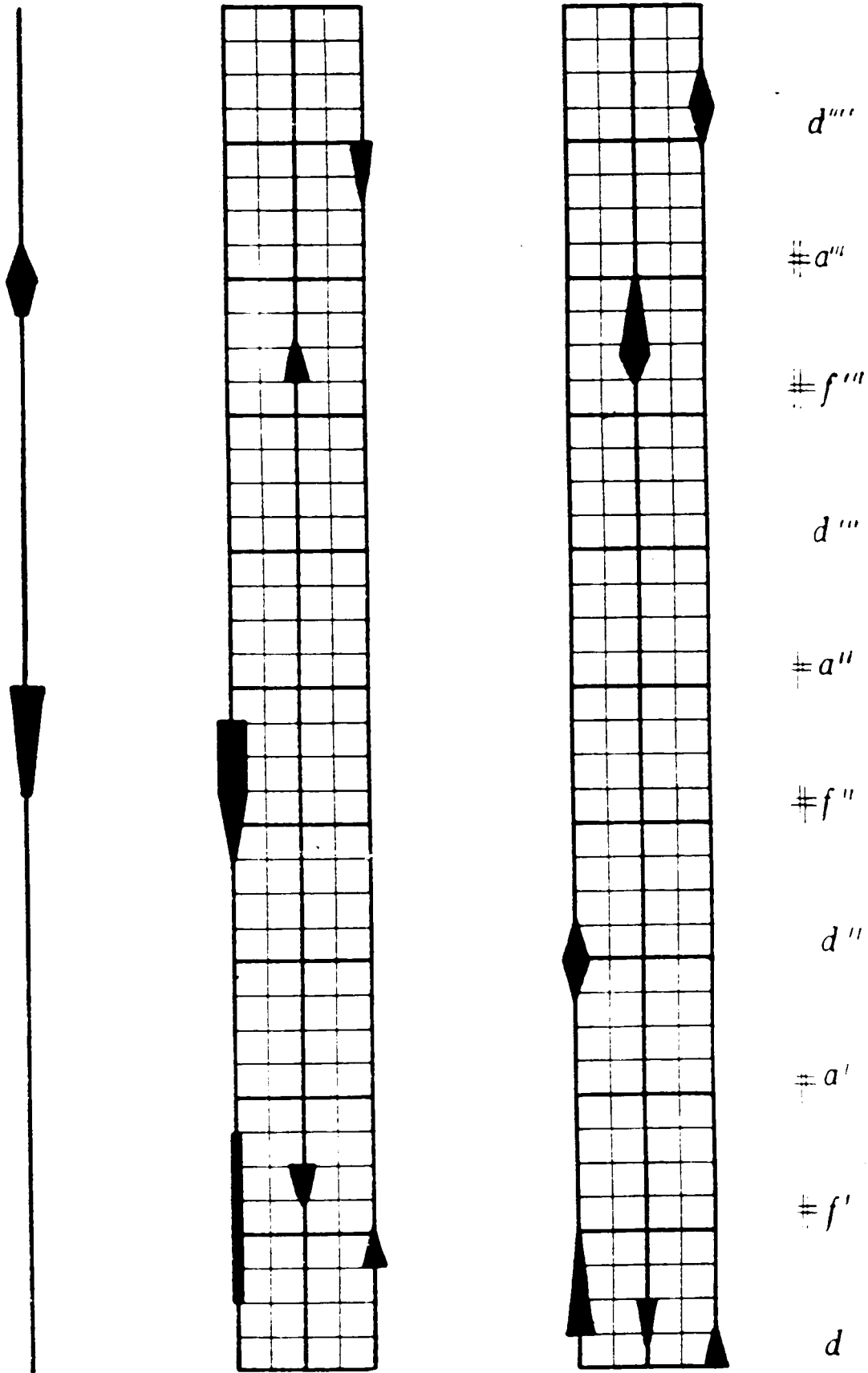
koe

u

biet

Figur III.

Die klaren Vokale des Niederländischen (nach Eykman).



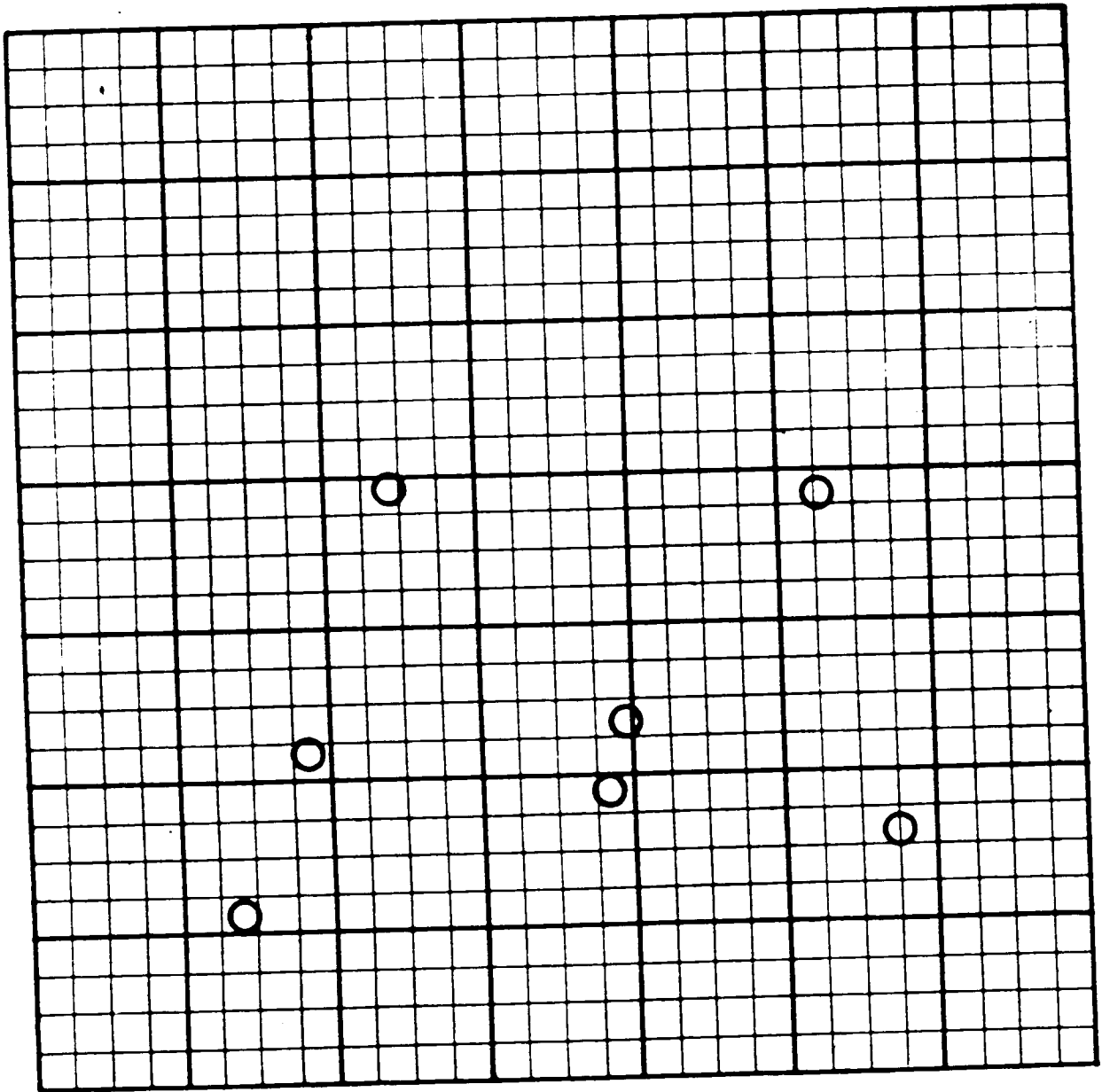
a
pa

o ø e
boot beet
deun

u y i
koe biet
u

Figur IV.

Die dumpfen Vokale des Niederländischen (nach den Zahlen Eykmans).



man

bed

a

put

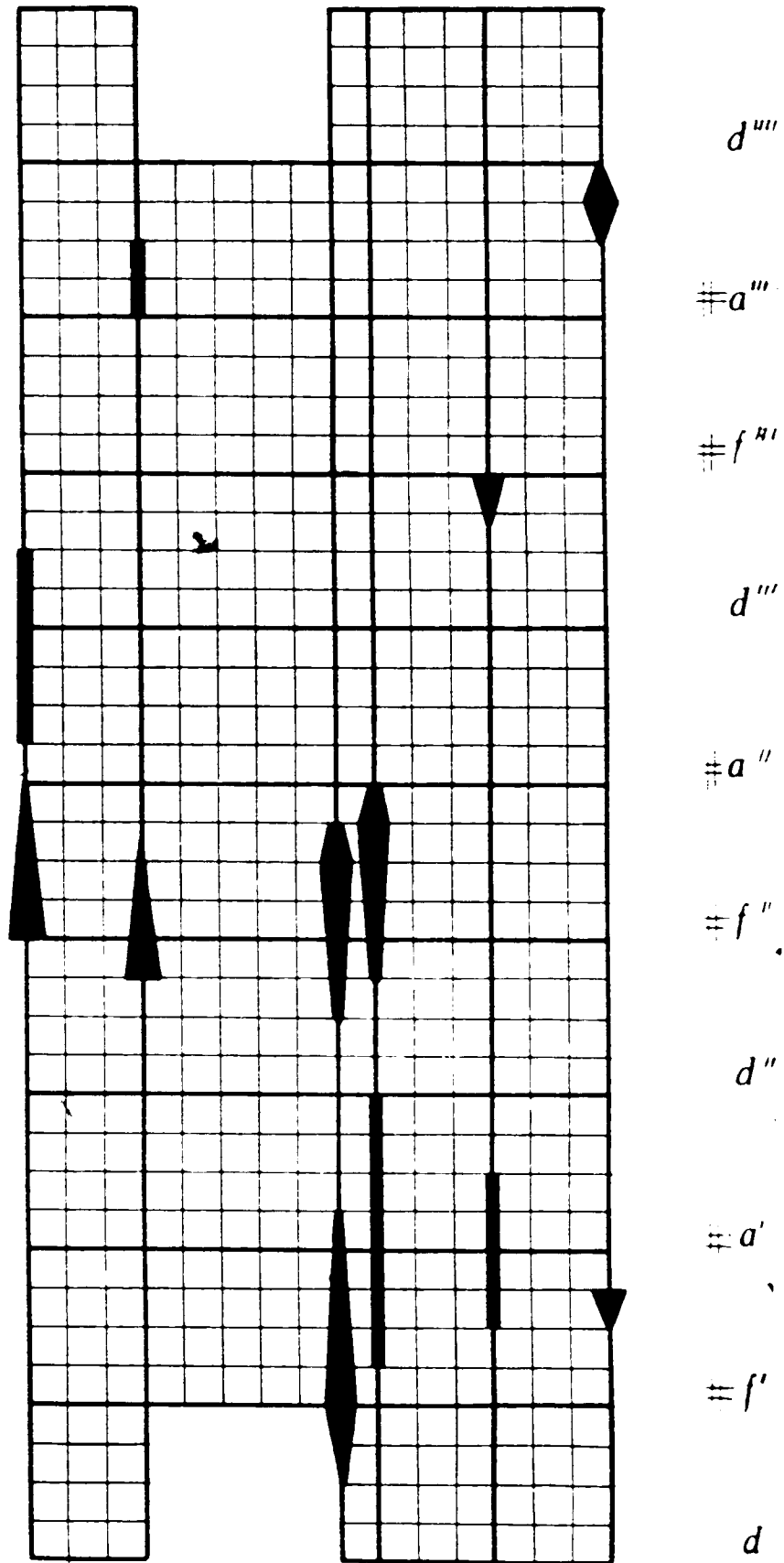
pot

bit

om

Figur V.

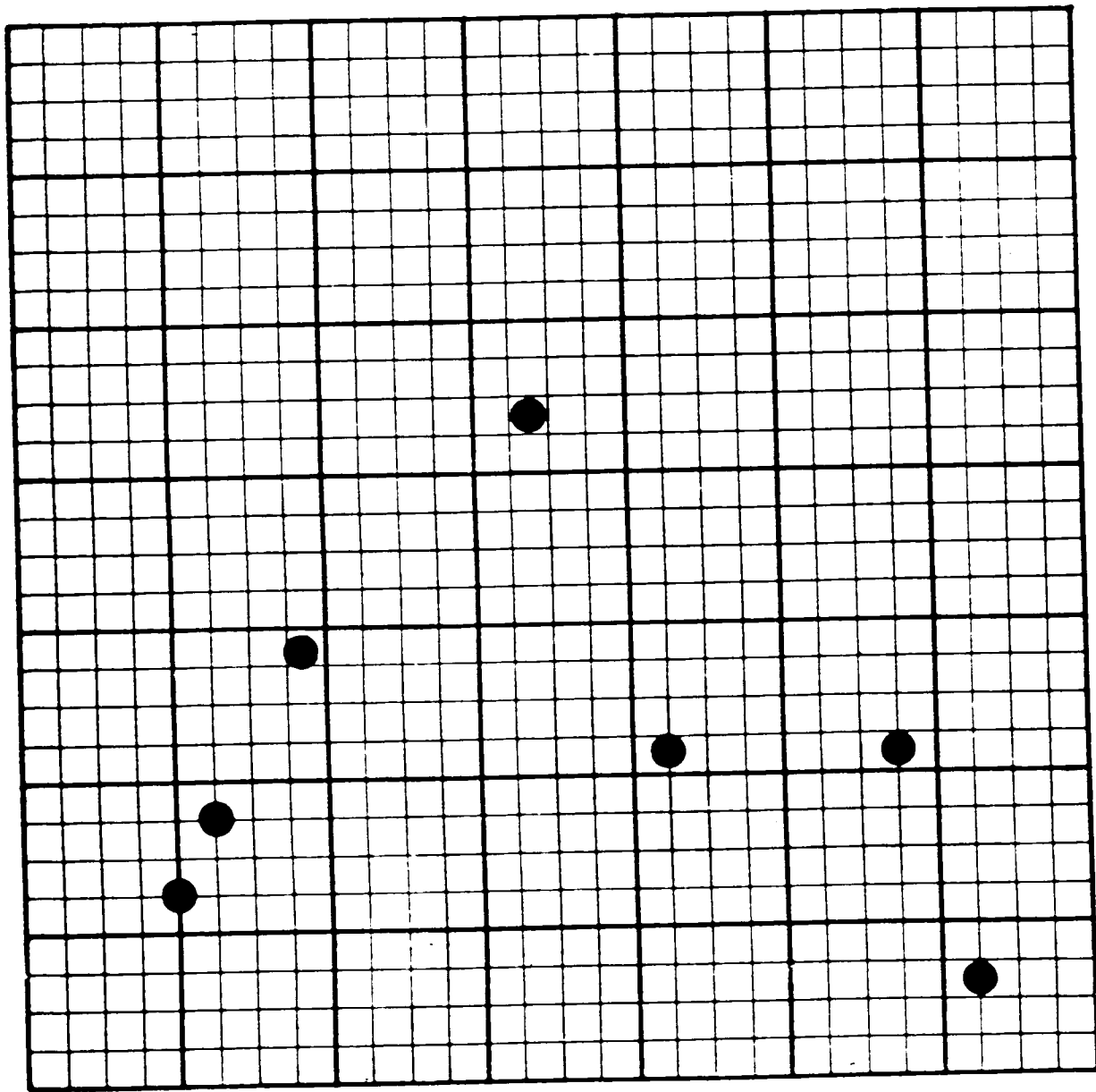
Die dumpfen Vokale des Niederländischen (nach Eykman).



a	ε	ó	ɔ	ū	E
acht	bed	om	pot	put	bit

Figur VI.

Die (langen) Vokale des Englischen (nach den Zahlen Pagets).



#f^m

d^m

#a^m

#fⁿ

dⁿ

#aⁿ

#fⁿ

d

dⁿ

#fⁿ

#aⁿ

d^m

#f^m

#a^m

d^m

#f^m

calm

all

earth

may

no

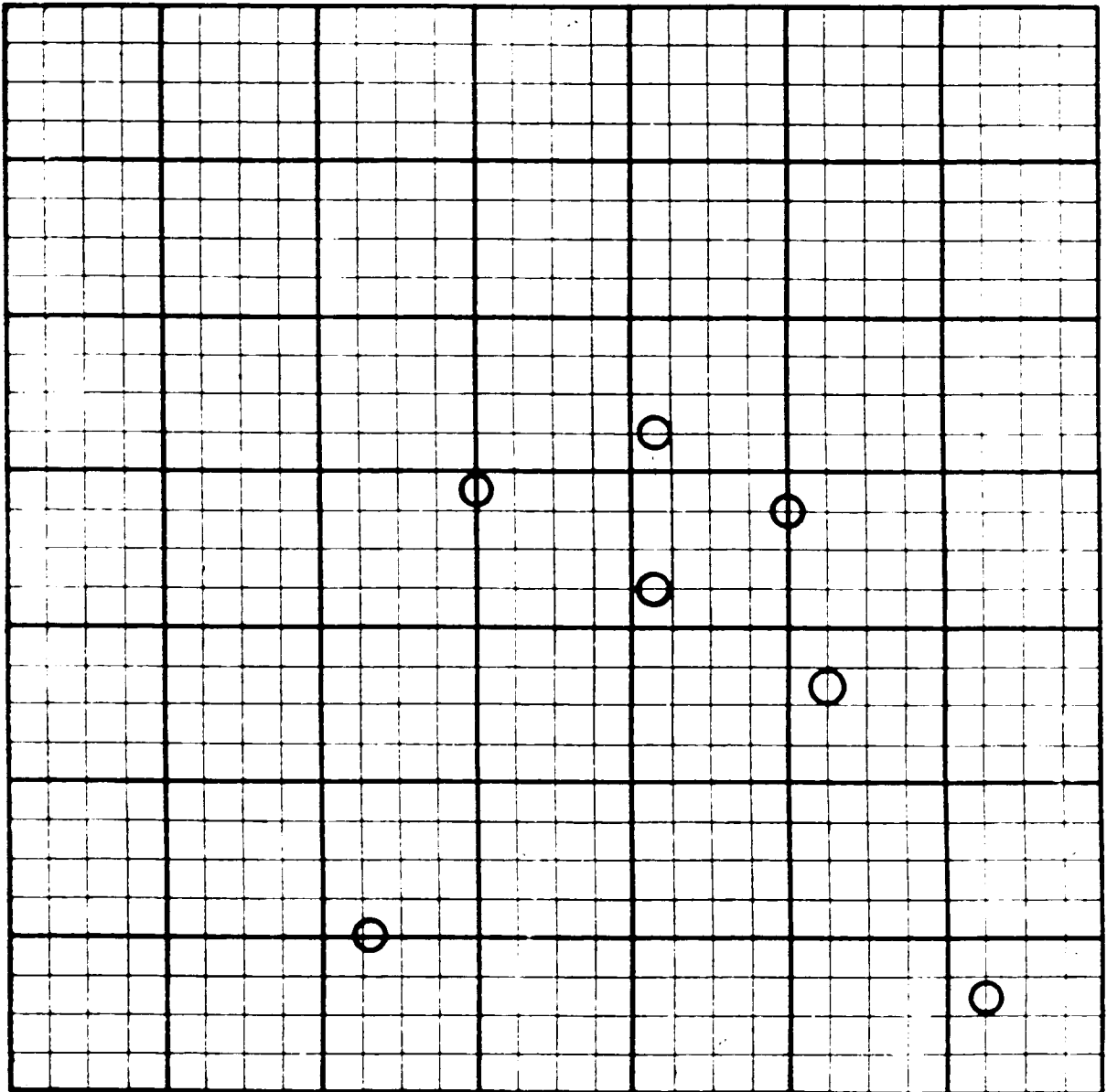
who

eat

(Vgl. Eykman en Zwaardemaker, S. 102).

Figur VII.

Die (kurzen) Vokale des Englischen (nach den Zahlen Pagets).



up
not *ə* *hat*
put *men*
it

(Vgl. Eykman en Zwaardemaker, S. 102).

ZUM PROBLEM DER BELASTUNGS- UND KOMBINATIONS- FÄHIGKEIT DER PHONEME

Von Vilém Mathesius (Praha).

Zur phonologischen Charakteristik einer Sprache genügt es nicht, ihren Vorrat von Phonemen und phonologischen Merkmalen festzustellen; man muß auch die Intensität untersuchen, mit der die einzelnen phonologischen Einheiten in der behandelten Sprache verwendet werden. So behauptet in der Phonologie neben der qualitativen auch die quantitative Analyse ihren Platz. Zur Problematik dieser quantitativen phonologischen Analyse sollen die folgenden Ausführungen einen Beitrag liefern.

Allgemein gefaßt kann der Grad der Ausnützung von phonologischen Einheiten in der gegebenen Sprache an dreierlei Tatschengruppen gemessen werden. Es kann sich um ihre Ausnützung 1. im System, 2. im Wort- und Wortgruppenbau, 3. in dem Strom der aktuellen Rede handeln.

Was man unter *Ausnützung im System* zu verstehen hat, wird am besten ein Beispiel lehren. Der Stimmunterschied in der Konsonantenbildung, d. h. das Vorhandensein bzw. Fehlen der Stimme bei den Konsonanten, erscheint als phonologisches Merkmal in einer ganzen Reihe von Sprachen, aber der Grad der Verbreitung dieses Unterschiedes im phonologischen System ist oft sehr verschieden. Im Altenglischen wurden je nach dem Vorhandensein oder Fehlen der Stimme nur drei Konsonantenpaare unterschieden. Dasselbe gilt noch vom heutigen Deutsch, wobei allerdings die Stimmhaftigkeit bzw. Stimmlosigkeit durch andere phonetische Aspekte ersetzt worden ist. Das moderne Englisch hat dagegen den Stimmunterschied bei sieben Konsonantenpaaren durchgeführt, wodurch es sich dem Französischen mit sechs Konsonantenpaaren an die Seite stellt.

Der Stimmunterschied kann auch für die *strukturelle Ausnützung* der phonologischen Einheiten als ein gutes Beispiel dienen. Die Art der strukturalen Ausnützung, d. h. der Ausnützung im Wort- und Wortgruppenbau, kommt in dem Grade zum Ausdruck, in dem die einzelnen Sprachen ihre phonologischen Einheiten an einzelnen Stellen des Wortes oder auch der Wortgruppe verwenden können. Was die Ausnützung des Stimmunterschiedes bei Konsonanten im System betrifft, kommt das Čechische dem Englischen ganz gleich, denn auch hier können wir wie dort sieben Konsonantenpaare finden, die sich durch das Vorhandensein oder Fehlen der Stimme unterscheiden. In der struktural-lokalen Ausnützung dieses Merkmales läßt sich aber zwischen den beiden Sprachen ein wichtiger Unterschied konstatieren. Im Wortanfang und im Wortinnern lassen die beiden

Sprachen den Stimmunterschied der Konsonanten mit gleicher Energie gelten (das Englische im Gegensatz zum Deutschen, wo der Wortanfang nicht so empfindlich für den betreffenden Unterschied ist wie das Wortinnere). Am Wortende dagegen hat im Čechischen der Unterschied zwischen stimmlosen und stimmhaften Konsonanten keine phonologische Geltung, wogegen er im Englischen an dieser Stelle sehr klar hervortritt. Man könnte geradezu sagen, daß dieser Unterschied sich im modernen Englisch besonders am Wortende geltend macht, da ihm hier nicht nur eine lexikalische, sondern auch eine morphologische und kategorienbildende Bedeutung zukommt. Auch darin stimmt das Englische mit dem Französischen überein und entfernt sich vom Deutschen, das hier mit dem Čechischen übereinstimmt.

Ein spezieller Fall der strukturalen Ausnützung von Phonemen liegt in ihrer Kombinationsfähigkeit vor. Dabei kann es sich 1. um die Stelle im Worte oder in der Wortgruppe, wo die Kombinationen auftreten, oder 2. um ihre Zusammensetzung handeln.

Was die Erscheinungsstelle von Kombinationen betrifft, ist es eine längst bekannte Tatsache, daß einige Sprachen Anfangsgruppen und andere wieder Endgruppen von Konsonanten bevorzugen. So finden wir in Wörtern, die höchstens aus vier Lauten bestehen, im Deutschen 21 Anfangsgruppen und 47 Endgruppen von Konsonanten, im Čechischen dagegen 160 Anfangsgruppen und 16 Endgruppen. Das Englische hält sich, obwohl mit einer schwächeren Ausdrücklichkeit des Typus an der Seite des Deutschen, denn es weist im Material desselben Charakters 43 Anfangsgruppen und 60 Endgruppen von Konsonanten aus.

Außer diesen allgemeinen Tatsachen lassen sich bei der lokal-strukturalen Analyse der Konsonantengruppen noch andere minder ins Auge springende Ergebnisse erzielen. Die Endgruppen können auch auf den Umstand hin untersucht werden, ob sich eine bestimmte Konsonantengruppe nur am Ende des Wortstammes findet oder nur in der Endungsfuge oder an beiden Stellen. Wenn wir diese Untersuchungsmethode auf die aus zwei Konsonanten bestehenden Endgruppen anwenden, so sehen wir, daß im Englischen 18 solche Gruppen nur am Ende des Wortstammes erscheinen, 23 Gruppen nur in der Endungsfuge und nur 10 Gruppen gleichweise an beiden Stellen. Im Deutschen dagegen kommen 16 Gruppen nur am Ende des Wortstammes, 4 Gruppen nur in der Endungsfuge und 17 Gruppen an beiden Stellen vor. Dieser Unterschied scheint darauf hinzuweisen, daß im Englischen die Endung als etwas Ausgeprägteres, selbständigeres auftritt als im Deutschen, was mit der Tatsache sehr wohl im Einklang steht, daß in dem sog. *group genitive* sich

im Englischen das Endungs-s von seinem Stamme völlig lösen kann.

Daß sich durch die hier dargestellte strukturelle Methode auch Unterschiede zwischen dem einzelnen Worte und der Wortgruppe nachweisen lassen, will ich nur an einem Beispiel demonstrieren. Die Kombination *mj(e)*, die innerhalb des Wortes in der zentralböhmisches Aussprache des Čechischen nicht existiert, weil sie dort überall durch *mň(e)* ersetzt worden ist, kommt in der Wortgrenze ganz ruhig vor. Es zeigt sich hier also im Čechischen ein klarer Unterschied zwischen der Wortgrenze und dem Wortinnern. Die Hoffnung scheint folglich ganz berechtigt zu sein, daß eine genauere Untersuchung der phonologischen Wort- und Wortgruppenstruktur neues Licht auf die heikle Frage der Selbständigkeit des Wortes werfen wird. Man gewinnt überhaupt den Eindruck, als ob nach der radikalen Verneinung der Wortexistenz seitens der absolut-objektivistischen Phonetiker die Phonologie das Problem wieder von einer neuen Seite aufnehmen dürfte. So würde man der wahren Sachlage, die man meiner Meinung nach als potenzielle Selbständigkeit des Wortes bezeichnen könnte, mehr gerecht werden.

Ein Vergleich der lokalen Verteilung von Konsonantengruppen in der kultivierten und der vulgären Aussprache zeigt wieder andere Tatsachen, deren weitere Bedeutung mir noch nicht ganz klar ist. Im Čechischen sinkt in der vulgären Aussprache des zentralböhmisches Typus die Anzahl der Anfangsgruppen, wogegen die Zahl der Endgruppen wächst. Für das Englische läßt sich im Gegenteil das Sinken der Zahl der Endgruppen konstatieren. In beiden Sprachen handelt es sich um etwas, was zu der in der lokalen Verteilung von Konsonantengruppen konstatierten Tendenz in einem gewissen Gegensatz steht. Eine weitere Untersuchung wird erst zeigen können, was für allgemeinere Ursachen hier im Spiele sind.

Auch für die Zusammensetzung der vorhandenen Konsonantengruppen ist ein Vergleich der vulgären Aussprache mit der der Gebildeten manchmal lehrreich. Wenn wir festzustellen versuchen, welche Typen von Konsonantengruppen in der čechischen Vulgäraussprache die größten Verluste zu verzeichnen haben, so sehen wir, daß es die für die slavischen Sprachen so charakteristischen, durch eine auffallende Verteilung der Sonorität gekennzeichneten Kombinationen Liquida + Explosiva und Liquida + Spirans sind. Die betreffenden Gruppen werden entweder vereinfacht oder umgestellt oder durch Verallgemeinerung des beweglichen Zwischenvokals verändert (*lžice* > *žice*, *žlice*; *rez*, *rzi* > *rez*, *rezi*), oder die sie enthaltenden Wörter werden durch andere ersetzt (*rtu* — *pysku*). Wenn eine solche Anfangsgruppe erhalten bleibt, so ist es meistens durch den morpholo-

gischen oder wortsipplichen Systemzwang in Fällen, wo Strukturen mit Liquida + Konsonans mit Liquida + Vokal abwechseln (*lež : lžou*).

Viel lehrreiches Material bietet auch die Untersuchung der Kombination Vokal + Vokal. Im Čechischen wird durch eine solche Untersuchung der Unterschied zwischen dem einheimischen und dem entlehnten Wortvorrat hervorgehoben. In den einheimischen Wörtern treffen zwei Vokale nur in Präfix- und Kompositionsfugen zusammen, in den entlehnten Wörtern auch im Wortstamm und in Suffix- resp. Endungsfugen. Die beiden Arten von Fugen werden auch durch das Resultat, das aus dem Zusammentreffen beider Vokale entsteht, auseinandergehalten. In den Präfix- und Kompositionsfugen kann zwischen die beiden Vokale immer der Kehlkopfverschlußlaut eingeschoben werden (*na²učiti, modro²oký*) und vor *o* in der Vulgäraussprache auch das sogenannte Hiatus-*v* (*modro-v-oký*). In den Suffix- und Endungsfugen, wo man nicht zu diesem Mittel greifen kann, wird dagegen zwischen palatale Vokale ein *j* eingeschoben (*lyce-j-í*). Das ist wieder in den Präfix- und Kompositionsfugen unmöglich.

Der Gegensatz zwischen Erbwörtern und Lehnwörtern erscheint wieder in einem anderen Zusammenhange, wenn wir die Kombination Konsonant + Vokal im Čechischen untersuchen. Man kann dabei, obgleich nur in Umrissen, drei Reihen von Konsonanten konstatieren, eine palatale, eine velare und eine neutrale. Nach palatalen Konsonanten kommen *u, ú, o, ou*, nach den velaren *e* nicht vor. Nach den neutralen finden wir alle im Čechischen vorhandenen Vokale. Das alles trifft aber nur im einheimischen Wortschatz intellektuellen Charakters zu. Lehnwörter und einheimische Wörter emotionellen Charakters widerstreben den genannten Regeln, ja die emotionellen Wörter gewinnen dadurch, besonders bei der palatalen Reihe, geradezu eine eigentümliche lautmalende oder vergröblichende Färbung (*ťukati, ťopka — ťulpas, hňup*). So wird, allerdings indirekt, bewiesen, daß das Bewußtsein von der Existenz der drei Reihen, wenn auch geschwächt, noch weiter existiert.

Aber wenn auch die lokale Verwendbarkeit eines Phonems und seine Kombinationsfähigkeit in zwei verschiedenen Sprachen potenziell dieselben sind, folgt daraus noch keineswegs, daß auch seine konkrete Ausnützung in der Wortstruktur der beiden Sprachen dieselbe ist. Die Möglichkeiten, die sich aus der lokalen Anwendbarkeit eines Phonems und aus seiner Kombinationsfähigkeit ergeben, werden in jeder Sprache mit anderer Intensität ausgenutzt. Diese Seite der strukturalen Ausnützung, die ich im Gegensatz zu der oben behandelten potenziellen strukturalen Ausnützung als die *realisierte strukturale Ausnützung*

bezeichnen möchte, wird an dem Verhältnis, das zwischen der Zahl der möglichen Fälle der Ausnützung eines Phonems und derjenigen der wirklich im Wortvorrat vorhandenen Fälle besteht, gemessen. Das Verhältnis wird man für jedes Phonem in jeder möglichen Stellung besonders feststellen müssen. Der Grad der realisierten Ausnützung der Phoneme in einer Sprache hängt am engsten mit ihrem Verhalten zum Monosyllabismus und zur Homophonie zusammen.

Die strukturelle Ausnützung eines bestimmten Phonems in einer bestimmten Sprache, mag es sich um potenzielle oder um realisierte Ausnützung handeln, ist etwas anderes als die *Frequenz* seines Vorkommens in dem Strom der aktuellen Rede. Auch diese muß untersucht werden, wobei aber der Stil der Rede und der Aussprache immer genau berücksichtigt werden müssen. Denn die Frequenz der einzelnen Phoneme ändert sich nicht nur von Sprache zu Sprache, sondern auch innerhalb derselben Sprache von Stil zu Stil und manchmal, z. B. in der poetischen Sprache, von Individualität zu Individualität und sogar von Kunstwerk zu Kunstwerk. Ich verweise nur auf die verschiedene Frequenz der *a*-Laute im Englischen einerseits und im Čechischen, Russischen und Serbokroatischen andererseits, oder auf das Zunehmen des *a*-Lautes in der schnellen Aussprache des Englischen.

BEMERKUNGEN ZUR HOMONYMIE

Von B. Trnka (Praha).

Aus der Vergleichung der Belastungs- und Kombinationsfähigkeit der Phoneme in einigen europäischen Sprachen, die Professor Mathesius in seiner Abhandlung dargeboten hat, geht hervor, daß der Vorrat der Phoneme, über den die einzelnen Sprachen verfügen, verschieden ausgenützt ist. Slawische Sprachen z. B. sind weniger ökonomisch als z. B. das Englische oder Französische. Das ist schon daraus ersichtlich, daß in jenen Sprachen die Wortbedeutung sehr oft erst durch die Folge der zwei oder sogar drei oder mehr Silben (welche meistens allein keinen Sinn haben) gegeben ist, während in den zuletzt genannten Sprachen die Worte oft nur aus einer Silbe bestehen.¹⁾ Da die meisten Worte im Englischen einsilbig sind, sind die Englisch-

¹⁾ Es ist vielleicht kein Zufall, daß im Čechischen sich die offenen Silben von den einsilbigen Worten im Lautbestand mehr unterscheiden als z. B. im Englischen, in welchem dieselbe einsilbige Kombination bald ein Wort, bald bloß eine Silbe ausmachen kann (z. B. *tea, see, sow*). — Die einsilbigen vokalauslautenden Worte im Čechischen sind, sofern sie nicht Präpositionen oder andere „kleine“ Worte sind, durch eine Konsonantenkombination charakterisiert, z. B. *řty, mzda, dne, lže* u. a.

sprechenden gewöhnt, mit einzelnen Silben eine Bedeutung zu assoziieren. Die fremden mehrsilbigen Worte, welche in breiteren Schichten des Volkes durchdringen, werden darum oft gekürzt, z. B. *choc* (chocolate), *pram* (perambulator), *flue* (influenza) usw. Diese Neigung des Englischen zur Einsilbigkeit, welche zu seinen charakteristischen Merkmalen gehört, hängt von der relativ großen Tragfähigkeit (und im Vergleich mit anderen germanischen Sprachen von der größeren Zahl) der Phoneme ab.

Die Kombinationen der Phoneme, welche in einer gegebenen Sprache als Worte fungieren, sind regelmäßig mit verschiedenen Bedeutungen assoziiert, z. B. engl. *hand, leaf, room, die dye, sea see, fair*. Wenn die Bedeutungen eines Wortes durch Übergangsbedeutungen geknüpft sind, so hält man dieselbe im Sprachbewußtsein als ein einziges „Wort“, z. B. *hand, leaf, room*, und man spricht über die Polysemie der Worte. Wenn aber die Bedeutungen der Phonemenkombination so verschieden sind, daß sie keine gemeinsamen Vorstellungen besitzen, so handelt es sich um die Homonymie, z. B. engl. *dai, si:, feə, ai*. Zwischen der Bedeutung „sterben“ und „färben“, „Meer“ und „sehen“, „Auge“ und „ich“, können keine Übergangsvorstellungen bestehen, und obgleich sie mit der Vorstellung derselben Phonemenreihe zusammen gebunden sind, bleiben sie im Sprachbewußtsein verschiedene „Worte“. Es sei hier kurz bemerkt, daß ein polysemantisches Wort in ein Homonymenpaar übergehen kann, z. B. engl. *to: too, born: borne*; und umgekehrt, es ist nicht a priori ausgeschlossen, daß ein Homonymenpaar durch sogenannte Volksetymologie zum polysemantischen Wort werden kann. Schon aus diesem Grunde muß die synchronistische Forschung streng von der diachronistischen geschieden werden. Die Unklarheiten, welche in einigen Abhandlungen über die Homonymie zu finden sind, werden eben durch die Verwechslung der beiden Standpunkte, der synchronistischen und der diachronistischen verursacht. Wie in anderen Sprachgebieten muß auch hier die synchronistische Forschung zur Basis der diachronistischen dienen.

Die Homonymie hat ihren Ursprung entweder im Zusammenfluß (resp. Abfall) der Phoneme oder in der Wortentlehnung. Das engl. *so sow, knight night, two to* gehören zu dem ersten Typus, engl. *fair*, franz. *ton*, tschisch *role* sind erst durch die Entlehnung der gleichlautenden fremden Lehnworte homonymisch geworden. Die Homonyma der letzten Gruppe kann man *hybrid* nennen. In einigen Sprachen sind alle Homonyma hybrid, z. B. im Türkischen, wie Professor J. Rypka mir gütig mitgeteilt hat. Die Frage nach der Herkunft der Homonyma ist auch für die synchronistische Betrachtungsweise der Sprache nicht ohne Interesse, und man muß die hybriden Homonyma, sofern die

Lehnworte nicht als einheimische empfunden werden, von den übrigen scheiden.

Von dem Ursprung der Homonyma abgesehen, kann man sie in zwei große Gruppen teilen. Erstens in solche, welche in *allen* assoziierten Formen homonymisch sind, z. B. franz. *louer*, engl. *knight night*, *die dye*; und zweitens in solche, welche *nicht in allen* Formen desselben Wortes homonymisch bleiben, z. B. engl. *minor miner*, *fair*, *lie* (*lay* oder *lied* im Präteritum). Die Homonyma der ersten Gruppe können *vollständige* genannt werden, die der zweiten *unvollständige*. Im ersten Falle kann die von dem Sprechenden gemeinte Bedeutung des Homonyms aus dem semasiologischen Zusammenhang erfaßt werden. Im zweiten Falle ist die von dem Sprechenden gemeinte Bedeutung nicht nur aus dem Zusammenhang, sondern regelmäßig auch aus der syntaktischen Verbindung ersichtlich, z. B. engl. *the rose: he rose*, čechisch *žiti trávu* (transgr.): *žiti klidným životem* (nicht transgr.). Die vollständigen Homonyma gehören nur einer grammatischen Wortkategorie, die unvollständigen dagegen können zu verschiedenen Wortkategorien gehören. Wie Gilliéron aus dem Material der lebenden französischen Dialekte bewies, existiert in der Sprachentwicklung die Neigung, die von mir als vollständig bezeichneten Homonyma, sofern sie zu derselben Gedankensphäre gehören, durch synonymische Ausdrücke zu ersetzen. Der statischen Linguistik bleibt die Aufgabe zu untersuchen, was für eine Rolle die Homonymie auf dem Gebiete der Stilistik einer gegebenen Sprache spielt und durch welche Mittel sie in einzelnen Wortkombinationen im Satze vermieden wird.

Die relativ größere oder kleinere Zahl der Homonyma in verschiedenen Sprachen berechtigt uns zu schließen, daß ein Wortindividuum eine relativ verschiedene semasiologische Selbstständigkeit im Satze hat. Im Englischen z. B. stützt sich die Bedeutung einer Phonemenfolge, welche ein Wort ausmacht, auf die anderen Glieder desselben Satzes fester als z. B. im Čechischen, in welchem es schon in der isolierten Stellung relativ bestimmt ist. Der psychologische Verlauf des Verstehens ist also in den Sprachen, welche man als analytische und synthetische bezeichnet, verschieden. Der Englischsprechende ist viel mehr als ein Čechischsprechender geneigt, dieselbe Lautkombination je nach dem Wortzusammenhang im Satze mit verschiedenen Bedeutungen zu assoziieren, und die Gefahr der Homonymie war nie ein Hindernis, ein gleichlautendes fremdes Wort zu entlehnen. Im Čechischen ist in dieser Hinsicht merkwürdig, daß in solchen Lehnworten (z. B. *kólon*, Gen. *kóla*; *lóže*) die Länge von *o*, welche ihre phonologische Funktion schon im Altböhmi-

schen verloren hat, zum Notmittel wird, die Lehnworte von den gleichlautenden Worten *kolo Gen, kola, lože* zu scheiden.

Es ist klar, daß je fester ein Bedeutungselement der Sprache in irgendeine Kombination eingegliedert ist, desto mehr Bedeutungen es besitzen kann. Die Suffixe, welche nie selbständig fungieren können, sind regelmäßig homonymisch: z. B. das Suffix *-a* im Čechischen kann als ein Exponent des Gen. Sg. der *o*-Stämme, Nom. Sg. der *a*-Stämme, Nom. Akk. Pl. der neutralen *o*-Stämme und Nom. Sg. M. des Part. Praes. benützt werden, weil die Verbindung mit dem Stamme genügt, die gewünschte Beziehung unzweideutig auszudrücken. Von dem Standpunkte des Wortes aus gibt es freilich in diesem und in ähnlichen Fällen keine Homonymie.

Wir haben bisher von der lexikalischen Homonymie gesprochen. Es existiert aber auch eine morphologische Homonymie. Ich meine solche Fälle wie *kinz, l:dz* im Englischen, *kostí* im Čechischen, wo die Endung auch in der Verbindung mit dem Stamme mehrdeutig bleibt. Das richtige Verstehen wird auch hier meistens durch den syntaktischen Zusammenhang vermittelt. Im Englischen zeigt die richtige Bedeutung des Suffixes oft nur die Wortfolge an, welche in den slawischen Sprachen nur eine geringe Rolle spielt (vergl. *otcŭv dŭm* „das Haus des Vaters“; *dŭm otcŭv* „das Haus der Väter“). Auch bei der morphologischen Homonymie muß man schließen, daß, je fester der Zusammenhang der Worte im Satze ist, desto mehr die Homonymie in die morphologische Struktur der Sprache eingreift oder eingreifen kann.²⁾

Die Homonymie scheint auch ein bedeutender Faktor in der Entwicklung des phonologischen Systems einer Sprache zu sein. Der die Homonymie verursachende Zusammenfluß oder Abfall von Phonemen, für welchen die Phonologie im Lautsysteme Erklärung sucht, muß mit der *prophylaktischen* Tendenz, die Entstehung des Übermaßes von Homonymen zu verhindern, mitbedingt sein. Die Eigenschaft der Phoneme, einzelne Worte voneinander zu unterscheiden, ist in der Phonemvorstellung gegeben, und je größer die Gefahr ist, die verschiedenen Worte durch den Abfall oder Zusammenfluß von Phonemen in Homonyma zu verwandeln, desto schwieriger dringen solche Phonemenveränderungen wegen des Drucks der Reaktionen durch. So konnte im Ahd. die interdentale Frikative gleich in die korrespondierende Explosiva übergehen, weil vorher in der Sprache kein

²⁾ Die Frage, ob die lexikalische und morphologische Homonymie durch verschiedene Festigkeitsgrade der Worte im Satze ermöglicht ist, oder umgekehrt, ob sie selbst die relativ verschiedene Festigkeit verursacht, muß hier dahingestellt sein. Beide Erscheinungen sind wahrscheinlich Merkmale einer einzigen allgemeineren Tendenz der Sprachen.

d vorhanden war, während im Altsächsischen, wo *d* erhalten blieb, der Übergang von *b* > *d* viel später eingetreten ist. Wenn die den Phonemzusammenfluß hervorbringende Kraft sehr stark ist, so findet die Verschiebung einer ganzen Phonemenreihe statt, damit die drohende Homonymie verhindert werde. Die Konsonantenverschiebungen im Altgermanischen und die sog. große Vokalverschiebung im Neuenglischen wurden wahrscheinlich durch diese Tendenz verursacht. Aus dem oben Gesagten ergibt sich, daß die Stärke der Reaktion des Systems gegen den Abfall oder Zusammenfluß der Phoneme in verschiedenen Sprachen von dem Festigkeitsgrade der Bedeutungselemente und der Worte im Satzzusammenhang abhängig ist.

SUR L'IMPORTANCE GÉNÉRALE DE LA SYLLABE

Par Alf Sommerfelt (Oslo).

Quand j'ai choisi de parler de l'importance générale de la syllabe, c'est pour insister sur la nécessité qu'il y a de faire éclaircir les systèmes syllabiques des diverses langues. Bien rarement une description du système phonologique d'une langue ou d'un parler nous fait savoir où se trouvent les limites syllabiques. Et pourtant, sans connaître la constitution syllabique d'une langue, on comprendra difficilement l'histoire phonologique de cette langue.

Je ne pourrai pas donner un exposé historique des discussions dont a été l'objet le problème de la syllabe. Les deux théories qui, jusqu'ici, jouissent de la plus grande faveur parmi les linguistes, celle qui part de l'aperture relative des phonèmes et celle qui considèrent le degré de sonorité des phonèmes, présentent toutes les deux des difficultés sérieuses. Ces théories ne rendent pas compte de cas tels que grec κτεῖς κτάομαι, par exemple, ou v. norr. *maðkr*, *akr*, lesquels derniers, d'après les indications de la métrique, étaient sûrement monosyllabiques. Toutefois, la question d'aperture et de sonorité relatives joue un grand rôle dans la constitution syllabique. J'ai montré, autre part (*Festskrift A. Kjaer*, p. 50 et suiv.), comment on peut observer une tendance générale à constituer des syllabes harmonieuses quant à la sonorité et à l'aperture.

Je me contenterai d'exposer la théorie syllabique de M. Grammont, théorie qui, je le crois, rend le mieux compte du principe constitutif de la syllabe. J'ai fait connaissance de cette théorie chez M. Grammont, à Montpellier, en 1920, mais elle n'a pas encore été publiée entièrement par lui. Il en a fait mention dans quelques articles. Indépendamment de lui, Mlle Abele a fait des expériences qui confirment, en tout cas en partie,

celles de M. Grammont (cf. *Slavia*, III, p. I et suiv.; cf. aussi le travail de Stetson, *Motor Phonetics* dans les *Archives Néerlandaises de phonétique expérimentale*, tome III).

M. Grammont a montré par des tracés que la nature de l'effort musculaire buccal et laryngien est de deux espèces. La tension des muscles peut croître ou décroître au cours de l'articulation d'un phonème donné. Le phonème est ainsi constitué par une tenue à tension croissante ou décroissante et tout phonème complet comporte, outre cette tenue, une mise en place des organes, une catastase, et un déplacement des organes, une métastase. Mais ces dernières peuvent être absentes, ainsi dans les consonnes géminées, par exemple dans l'italien *otto*, où la catastase du second *t* et la métastase du premier *t* sont absentes.

D'après M. Grammont les voyelles ne possèdent qu'une seule espèce de tension, la tension décroissante. Quelle est alors la différence entre une diphtongue et deux voyelles en hiatus? Pour la diphtongue il n'y a qu'une seule tension d'ensemble des organes; la tension du second élément continue directement celle du premier. Pour deux voyelles en hiatus, il y a, au contraire, deux tensions; il y a un saut entre les deux et la tension de la seconde voyelle, bien qu'étant décroissante, ne continue pas directement celle de la première. De tels sauts peuvent se trouver, ainsi que l'a montré Mme H. Christiansen (*Silbendegeneration und Regeneration im Norwegischen et Über die Spannung in silbenbildenden Konsonanten im Norwegischen*, NTS., II, p. 306 et suiv., IV, p. 71 et suiv.), aussi entre voyelle et consonne faisant fonction de centre de syllabe, p. ex. dans le type norvégien *bēññā* « les jambes » (où les accents indiquent les deux espèces de tension), ou bien entre deux consonnes de tension croissante dont l'une est syllabique, p. ex. norv. *mēññā* « les hommes ». Quand les consonnes syllabiques de ces mots sont vocalisées les formes phonétiques en sont *bēane* (à côté de la prononciation plus littéraire *bēnānā*) et *mēnānā*.

Les limites syllabiques peuvent donc être de types très différents. Par exemple:

entre voyelle et consonne intervocalique de tension croissante: norv. *kā-kā* (*kake*) « gâteau »;

entre consonne intervocalique de tension décroissante et voyelle: norv. *āp-āvār* (*oppover*) « vers le haut »;

à l'intérieur d'un groupe consonantique dont la première partie est de tension décroissante, la seconde de tension croissante: norv. *kas-tā* (*kaste*) « jeter »;

entre la première et la seconde de deux consonnes géminées, la première ayant la tension décroissante, la seconde la tension croissante: ital. *ot-to*;

entre voyelle et groupe de consonnes à tension croissante:
norv. *be-stemmə* (bestemme) « déterminer » (le mot est accentué sur la seconde syllabe);

entre groupe de consonnes à tension décroissante et voyelle:
norv. *nest-ef̄tar* (næstefter) « le plus près du premier »;

entre deux voyelles: franç. *a-éerer*;

entre voyelle et consonne syllabique à tension décroissante:
norv. *bē-ñnə* (cf. ci-dessus);

entre la première et la seconde de deux consonnes géminées qui toutes les deux sont à tension croissante et dont la première est syllabique: norv. *menn-ñnə* (cf. ci-dessus);

entre la première et la seconde de deux consonnes géminées dont la première a la tension décroissante, tandis que la seconde est à tension croissante et est syllabique: norv. *men-ñnə*.

En principe il y a donc syllabe nouvelle là où l'on passe d'une tension décroissante à une tension croissante ou là où il y a une interruption dans une série de tensions décroissantes ou croissantes. Une suite de voyelle + consonne + voyelle ne représente pas nécessairement deux syllabes. Ainsi des mots lettes du type *aka* « puits » semble pouvoir être monosyllabiques (cf. Abele, *loc. cit.*, p. 2).

Il faut donc déterminer les limites syllabiques des différentes langues. Et il faut montrer si, dans la chaîne parlée, la fin de mot se maintient en tant que fin de syllabe ou si le groupe rythmique se comporte comme le mot. Le premier cas est celui du norvégien, de l'irlandais, du gallois, par exemple, le second celui du breton ou du français. C'est ainsi que la consonne finale de la négation bretonne *kēd* appartient, dans la chaîne parlée, à la syllabe suivante si cette dernière commence par une voyelle: *ne kē-d en d̄erves* « ce n'est pas une (seule) journée . . . ».

J'ai exposé cette théorie parce qu'elle me semble être la seule qui fasse vraiment comprendre ce que c'est que la syllabe et parce qu'elle m'a été particulièrement utile pour l'étude des systèmes syllabiques celtiques. Même si l'on la repousse, ou si l'on ne l'accepte qu'en partie, on admettra que la constitution syllabique est de première importance pour l'intelligence d'un système phonologique. Tout le monde est d'accord pour voir dans la syllabe une unité rythmique. Or, dans toute unité rythmique il y aura des différenciations. Les éléments d'un groupe n'ont pas la même énergie. Quand on sait quel est le rôle des principes de l'automatisme psychologique, principes que le P. J. van Ginneken a mis si bien en lumière, dans la désagrégation du jeu automatique de l'articulation qui se traduit en changements phonologiques, on comprend que les différents degrés de force des phonèmes doivent jouer un rôle prépondérant dans ces changements.

Je montrerai par un petit exemple tiré de l'irlandais l'importance qu'a la connaissance des limites syllabiques pour la compréhension d'un développement phonologique (pour un traitement détaillé de la question, voir *NTS.*, V).

L'irlandais possède, on le sait, un système très compliqué de consonnes dans lesquelles les oppositions quantitatives — à côté de l'opposition générale entre consonnes palatales (ou palatalisées) et vélarisées — jouent un rôle prépondérant. À l'origine, l'irlandais comme tout le celtique insulaire opposait des consonnes fortes et longues et des consonnes faibles et brèves. Cette opposition existe encore pour ce qui des *l* et *n* dans une partie de l'Irlande actuelle. On oppose des *L*, *L'* *N*, *N'* à des *l*, *l'* *n*, *n'*. En même temps la langue oppose des voyelles longues et brèves. L'irlandais connaît donc tous les types d'alternance quantitative. La tranche partant du point vocalique peut être constituée de la façon suivante :

- 1^o voyelle brève,
- 2^o voyelle brève + consonne brève,
- 3^o voyelle brève + consonne longue (ou groupe de consonnes),
- 4^o voyelle longue,
- 5^o voyelle longue + consonne brève,
- 6^o voyelle longue + consonne longue (ou groupe de consonnes),

type quantitatif qu'on connaît aussi du vieux norrois, par exemple.

La langue tend à maintenir ces différences quantitatives. C'est ainsi que les monosyllabes à voyelle brève suivie de consonne brève sont prononcés particulièrement brèves dans certaines conditions et la consonne finale assourdie d'une façon qui ressemble à un coup de glotte. Par exemple dans *bøn* «base», v. irl. *bun*, comparé à *bōN* «plante du pied», m. irl. *bond*. Ce développement s'explique par un souci (inconscient) de faire ressortir le caractère bref de la consonne (cf. l'auteur, *BSL.*, XXIII, p. 7 et suiv.).

Eh bien! En irlandais, tous les groupes intervocaliques composés d'anciens *r*, *l*, *n*, brefs et faibles suivis d'une autre consonne ont été dissociés et il s'est développé une voyelle sva-rabhaktique entre les deux éléments du groupe, p. ex. (à Torr en Donegal) *kōlāman* «colombe», m. irl. *colmán*, *karābād* «joue», m. irl. *carpad*. Quelle est la raison de ce développement?

Sans la connaissance des limites syllabiques, l'on saurait difficilement le dire. Dans les groupes intervocaliques irlandais, la première consonne appartient à la première syllabe, le reste à la seconde syllabe, p. ex. *as/pək* «évêque», *bāN' / t'r'ax* «veuve», de même après une voyelle longue *b'ε:r/Lə* «la langue an-

glaise», où le *r* représente un ancien *R*. Il s'est donc opéré un déplacement de la limite syllabique dans le type m. irl. carpat, le *r* ayant passé de la première syllabe jusqu'à la seconde, et comme la langue ne connaissait pas de groupes à tension croissante composés de *r*, *l*, *n* + consonne, il s'est développé une voyelle svarabhaktique entre les deux.

La raison de ce déplacement est la même que celle qui explique le développement spécial des monosyllabes brèves dont il a été question ci-dessus. La nécessité de maintenir et de souligner le caractère très bref des phonèmes du type m. irl. carpat a fait finir la tranche à tension décroissante après la voyelle. Le caractère bref des phonèmes en question se maintient bien mieux dans un type *karəbəd* que dans *karbəd*. Ce changement est de plus une bonne illustration de la force des tendances conservatrices d'une langue, tendances qui peuvent faire naître des changements.

La constitution syllabique fait partie du système phonologique, il faut le répéter. Elle est d'importance capitale pour l'explication phonologique.

GEDANKEN ÜBER MORPHONOLOGIE

Von N. S. Trubetzkoy (Wien).

Unter Morphophonologie oder Morphonologie verstehen wir bekanntlich die Erforschung der morphologischen Ausnützung der phonologischen Mittel einer Sprache. Bis jetzt war die Morphonologie in Europa der am meisten vernachlässigte Zweig der Grammatik. Vergleicht man in dieser Hinsicht die Lehren der alten Griechen und Römer mit den Lehren der hebräischen, arabischen und insbesondere der alten indischen Grammatiker, so fällt das mangelnde Verständnis des europäischen klassischen Altertums und Mittelalters für morphologische Probleme auf. Aber auch in der Neuzeit hat sich diese Sachlage kaum wesentlich verändert. Die moderne Semitistik hat die morphologischen Lehren der arabischen und hebräischen Grammatiker einfach übernommen, ohne diese Lehren einem modernen wissenschaftlichen Standpunkte anzupassen. Die Indogermanisten übernahmen die morphologischen Lehren der Inder als Basis für eine Morphonologie der indogermanischen Ursprache, bauten diese Morphonologie gründlich aus, und so entstanden das sogenannte indogermanische Ablautsystem und die ganze indogermanische Wurzel- und Suffixlehre. Betrachten wir aber diese Ergebnisse der modernen Indogermanistik, so sehen wir, daß ihnen das wahre Wesen einer morphologischen Betrachtung vollkommen fehlt: die Wur-

zeln („Basen“) und Suffixe bekommen den Charakter metaphysischer Wesen, der Ablaut wird zu einer Art magischer Zauberhandlung. Kennzeichnend ist jedenfalls der Mangel jeder Verbindung mit einer lebendigen Sprache. Wurzeltheorien, Ablautsysteme usw. scheinen nur in einer hypothetischen Ursprache möglich und notwendig gewesen zu sein, in den historisch überlieferten Sprachen bestehen nur Überreste davon, und auch die sind von der späteren Entwicklung so überschichtet, daß von einem System keine Rede sein kann. Dieser Standpunkt, der für Schleicher mit seiner grundsätzlichen Unterscheidung der ursprachlichen Aufbauperiode von der historischen Sprachzerstörungsperiode ganz berechtigt war, wird auch heutzutage von den meisten Indogermanisten unbewußt vertreten, obgleich seine theoretischen Voraussetzungen von allen verworfen sind. Die Ablautsverhältnisse und verschiedene Arten des Lautwechsels in den einzelnen indogermanischen Sprachen werden immer vom historischen Standpunkte dargestellt, wobei alle bestehenden Arten des Lautwechsels, abgesehen von ihrem gegenwärtigen Wert auf ihre historischen Quellen zurückgeführt werden. Da dabei produktive und unproduktive morphonologische Tatsachen einander gleichgesetzt werden, und da ihre Funktion gar nicht berücksichtigt wird, kann natürlich das Systematische dieser Tatsachen nicht erkannt werden. Daß die Morphonologie nicht nur für die Ursprache, sondern auch für jede Einzelsprache einen besonderen und selbständigen Zweig der Grammatik bildet, — das haben die Indogermanisten niemals anerkennen wollen: man hat die Morphonologie als Ergebnis eines Kompromisses oder einer Wechselwirkung der Lautgeschichte und Formengeschichte aufgefaßt, und daher einen Teil der morphonologischen Erscheinungen in der Lautlehre einen anderen in der Formenlehre besprochen.

Ein solcher Sachverhalt darf nicht weiter geduldet werden. Als Bindeglied zwischen Phonologie und Morphologie muß die Morphonologie einen ihr gebührenden Ehrenplatz in der Grammatik einnehmen, und zwar in jeder Grammatik, — nicht bloß in den Grammatiken der semitischen oder indogermanischen Sprachen. Nur solche Sprachen, die keine Morphologie im eigentlichen Sinne des Wortes besitzen, können auch die Morphonologie entbehren: aber in solchen Sprachen werden gewisse Kapitel, die sonst gewöhnlich in die Morphonologie gehören (z. B. die phonologische Struktur der Morpheme), in die Phonologie versetzt.

Eine voll ausgebildete Morphonologie enthält folgende drei Teile: 1. die Lehre von der phonologischen Struktur der Morpheme; 2. die Lehre von den kombinatorischen Lautveränderungen, welche die Morpheme in den Morphemverbindungen

erleiden; 3. die Lehre von den Lautwechselreihen, die eine morphologische Funktion erfüllen.

Von diesen drei Teilen kommt nur der erste für alle Sprachen in Betracht. In allen Sprachen, die verschiedene Morphemgattungen unterscheiden, besitzen die einzelnen Morphemgattungen spezielle lautliche Merkmale, wobei diese Merkmale in jeder Sprache verschieden sind. Besonders mannigfaltige Strukturtypen zeigen die Wurzelmorpheme. Bekanntlich bestehen die nominalen und verbalen Wurzelmorpheme der semitischen Sprachen meistens aus drei Konsonanten, während für die Pronominalwurzeln diese Beschränkungen nicht gelten. Aber solche Regeln lassen sich auch für andere, nichtsemitische Sprachen aufstellen. In gewissen ostkaukasischen Sprachen z. B. bestehen die verbalen und die pronominalen Wurzelmorpheme immer aus einem Konsonanten, während für die nominalen Wurzelmorpheme diese Beschränkungen nicht gelten. Aber auch in indogermanischen Sprachen kommen ähnliche Regeln vor. In den slavischen Sprachen kommen Wurzelmorpheme, die aus einem einzigen Konsonanten bestehen, nur als Pronominalwurzeln vor; Wurzelmorpheme, die nur aus einem Vokal ohne Konsonanten bestehen, kommen abgesehen von solchen Relikten wie *u* im Poln. *obuć*, in den heutigen slavischen Sprachen überhaupt nicht vor; im Russischen müssen die nominalen und pronominalen Wurzelmorpheme einen Konsonanten im Auslaute aufweisen usw. Auch andere Morphemgattungen (Endungsmorpheme, Präfixmorpheme, Suffixmorpheme usw.) weisen in jeder Sprache eine beschränkte Anzahl möglicher Typen der lautlichen Struktur auf. Es ist die Aufgabe der Morphologie, die Typen der lautlichen Struktur der verschiedenen Morphemgattungen festzustellen.¹⁾

Die Lehre von den durch die Morphemverbindungen bedingten kombinatorischen Lautveränderungen der Morpheme entspricht dem, was in der altindischen Grammatik „innerer Sandhi“ heißt. Dieser Teil der Morphologie hat nicht für alle Sprachen die gleiche Bedeutung. In gewissen „agglutinierenden“ Sprachen macht er (zusammen mit der obenbesprochenen Lehre von der lautlichen Struktur der Morpheme) die ganze Morphologie aus. In gewissen anderen spielt er dagegen gar keine Rolle.

Mutatis mutandis darf dasselbe auch über die dritte Abteilung der Morphologie, nämlich über die Lehre von den

¹⁾ Was die Sprachen ohne differenzierte Morphemgattungen betrifft (wie z. B. das Chinesische), so müssen für sie die möglichen lautlichen Typen der Wörter festgestellt werden, — was aber nicht in der Morphologie, sondern in einem besonderen Kapitel der Phonologie getan werden muß.

eine morphologische Funktion erfüllenden Lautwechselreihen gesagt werden.

Sehr wichtig, besonders für diesen Teil der Morphonologie, ist die strenge Auseinanderhaltung der produktiven und nicht-produktiven Erscheinungen, ferner die Spezialisierung der Funktion verschiedener Wechselreihen. Die Erforschung der Morphonologie der russischen Sprache zeigt z. B., daß in dieser Sprache die Lautwechselreihen bei den nominalen Formen nicht dieselben wie bei den verbalen sind, und außerdem ein großer Unterschied zwischen den für die paradigmatische und den für die derivative Formbildung verwendeten Lautwechselreihen besteht. Ähnliche Verhältnisse herrschen wohl in vielen anderen Sprachen.

Die Veränderung der Lautgestalt der Morpheme spielt nicht nur in den sogenannten flektierenden Sprachen (z. B. in den indogermanischen, semitischen, ostkaukasischen usw.) eine Rolle. Wir brauchen nur auf den morphologisch ausgenützten quantitativen und qualitativen Vokalablaut der ugrischen und auf den Konsonantenwechsel der finnischen Sprachen hinzuweisen. Andererseits unterliegt es keinem Zweifel, daß in vielen Sprachen die Morpheme lautlich unverändert sind. Für solche Sprachen fällt dieser dritte Teil der Morphonologie natürlich aus.

Die Morphonologie ist somit ein Teil der Grammatik, der fast in allen Sprachen eine wichtige Rolle spielt, der aber fast in keiner Sprache noch erforscht ist. Die Erforschung der Morphonologie wird die Kenntnis der Sprachen bedeutend vertiefen. Besonders zu betonen ist die Bedeutung dieses Zweiges der Grammatik für die Typologie der Sprachen. Die alte typologische Einteilung der Sprachen in isolierende, einverleibende (polysynthetische), agglutinierende und flektierende, ist in vieler Hinsicht unbefriedigend. Die Morphonologie, die, wie schon gesagt, ein Bindeglied zwischen Laut- und Formenlehre ist, ist schon durch diese ihre zentrale Stellung im grammatischen System am meisten dazu berufen, eine umfassende Charakteristik der Eigenart jeder Sprache zu geben, und vielleicht werden jene Typen von Sprachen, die sich auf Grund einer morphonologischen Betrachtung ergeben, es leichter ermöglichen, eine rationelle typologische Einteilung der Sprachen des Erdkreises aufzustellen.

DIE BETONUNG UND IHRE ROLLE IN DER WORT- UND SYNTAGMAPHONOLOGIE

Von Roman Jakobson (Praha).

- I. Verschiedene Funktionen der Betonung. — II. Monotonie und Polytonie.
III. Polysyllabische Sprachen mit polytonischer Betonung.
IV. Syntagmagipfel.

I.

Bei der Bildung der stimmhaften Phoneme können wir durch verschiedene Einstellungen der Stimmritze den Grad des Stimmtones variieren und zwar die Höhe einerseits, seine Stärke andererseits. Durch die Erhöhung oder Verstärkung des Stimmtones heben wir einen Abschnitt in einer Reihe stimmhafter Abschnitte der Rede hervor. Diese Hervorhebung wird **Betonung** genannt.

Sofern in einer Sprache die Betonungsstelle nicht äußerlich bedingt ist und verschiedene Wortsilben als Träger der Betonung fungieren können, bildet die Betonung einen Bestandteil der *Wortphonologie* der gegebenen Sprache. Zwei sonst gleichlautende Wörter können sich dadurch unterscheiden, daß die Betonung auf verschiedene Silben fällt.

Russisch *pál'it'i* (ihr feuert) — *pal'it'i!* (feuert!) — *pal'it'i!* (fliege!) oder altgriechisch *τόμος* — *τομός*, *τόχος* — *τοχός*.

Dagegen fehlt in den Sprachen, wo die betonte Silbe gebunden d. h. äußerlich bedingt ist, in der Wortphonologie der Gegensatz: betonte Silbe — unbetonte Silbe. So z. B. ist im Čechischen die Betonung an die erste Wortsilbe gebunden, im Französischen — an die letzte, im Polnischen — an die vorletzte, in einem Teil der mazedonischen Dialekte — an die vorletzte, in einem anderen Teil — an die dritte, vom Wortende gerechnet; im Lateinischen fällt die Betonung auf die vorletzte Wortsilbe, falls sie lang ist, und auf die dritte Silbe vom Ende des Wortes gerechnet, wenn die vorletzte Silbe kurz ist; im Altlesbischen ist die Betonung an die vorletzte Silbe gebunden, falls die letzte Silbe lang ist, und an die dritte vom Ende des Wortes, falls die letzte kurz ist; im klassischen Arabischen fällt die Betonung auf diejenige lange Wortsilbe, die dem Wortanfang am nächsten ist, wenn aber ein Wort aus lauter kurzen Silben besteht, so fällt die Betonung auf die erste Wortsilbe.

Eine Zwischenstellung nehmen die Sprachen ein, in denen die Betonung im Rahmen der einzelnen Morpheme stabilisiert ist, die Betonungsstelle aber für die verschiedenen Kategorien der Morphemverbindungen variieren kann, also *morphologisiert* aber nicht *lexikalisiert* ist. Hierher gehört die deutsche Betonung: sie ist im Rahmen der einzelnen Morpheme stabilisiert und kann die Bedeutungen der **zusammenge-**

setzen Wörter, nicht aber die der einfachen differenzieren. Vgl. z. B. *úmschreiben* — *umschréiben*, *blútarm* — *blutárm*.

Wort- und Syntagmaphonologie sind streng von einander zu unterscheiden. Um Wortphonologie handelt es sich, wenn das lautliche Merkmal ein Wort von einem anderen nach der Bedeutung unterscheidet und somit Wörter als einzelne Spracheinheiten differenziert werden.

Syntagma nennen wir, Baudouin de Courtenay folgend, das Wort in seiner Beziehung zur Wortverbindung, d. h. das Wort als Bestandteil des Satzes. Um Syntagmaphonologie handelt es sich, wenn gewisse lautliche Merkmale das Wort als Bruchteil einer umfassenderen sprachlichen Einheit, nämlich des Satzes, markieren. Die syntagmaphonologischen Merkmale zeigen die Wörter im Kontext einer Wortverbindung an. Als Hauptmittel dieser Signalisierung dient der phonologische Syntagmagipfel. Wenn es in einer Sprache zur Struktur des Syntagmas gehört, daß einem Abschnitt eines jeden Syntagmas phonologische Eigenschaften zugeordnet sind, die den übrigen Abschnitten des gleichen Syntagmas fehlen, so bildet dieser Abschnitt den phonologischen Syntagmagipfel. Als eines der Mittel zur Kennzeichnung des Syntagmagipfels fungiert die Betonung.¹⁾

Die Abstufung der Syntagmabetonungen (die Satzbetonung) dient zur Differenzierung der Satzbedeutungen.

Ein čechisches Beispiel: *"dones 'Janovi 'tuto "knihu* — bringe Jan dieses Buch, tu es doch; *'dones "Janovi 'tuto 'knihu* — es ist Jan, dem du das Buch bringen sollst; *'dones 'Janovi "tuto 'knihu* — es ist dieses Buch, das du Jan bringen sollst; *'dones 'Janovi 'tuto "knihu* — bringe Jan dieses Buch und nicht irgend ein anderes Ding.²⁾

Diese beiden syntaktischen Funktionen der Betonung sind untrennbar miteinander verknüpft: fungiert die Betonung als Bestandteil der Syntagmaphonologie, so fungiert sie gleichzeitig als Bestandteil der Satzphonologie und umgekehrt. Die Betonung kann, auch dann wenn sie der Wortphonologie einer Sprache fremd ist, die beiden syntaktischen Funk-

¹⁾ Ein čechisches volkstümliches Wortspiel: *Proč husa nežere, když někdo ji* (Warum frißt nicht die Gans, wenn jemand ihr) ... 1. *'uhlídá* (zuschaut) — eine Syntagmabetonung — ein Syntagma; 2. ... *'uhlí 'dá* (Kohle gibt) — zwei Syntagmabetonungen — zwei Syntagmen (K. Erben: *Prostonárodní české písně a říkadla. — Dětské hádanky*, Nr. 156).

²⁾ Gebauer-Ertl: *Mluvnice česká pro školy střední a ústavy učitel-ské*. Prag 1919, 6. Ausgabe, 553. — Alfr. Schmitt erinnert an „den bekannten Scherz mit dem Satz »Seid Ihr auch wohl mein Vater«, der je nachdem, welches Wort betont wird, jedes Mal einen anderen Sinn ergibt“ (Untersuchungen zu einer allgemeinen Akzentlehre, Heidelberg 1924, 124 f.).

tionen erfüllen, wie z. B. im Čechischen und Polnischen. Es gibt aber auch Sprachen, wie z. B. die französische, wo die Betonung weder zur Charakterisierung des Syntagmagipfels noch zur Bezeichnung der Hierarchie der Syntagmen dient: die Abstufung der Betonungen im Satze ist hier stabilisiert. Die französische Betonung tritt als eine der phonetischen Äußerungen des Satz- taktschlusses auf, womit ihre Rolle erschöpft ist.³⁾

Noch enger sind die Rahmen der Anwendung der Betonung im Erz'a-Dialekt der mordvinischen Sprache, wo „in der Regel die Wörter mit gleicher Stärke aller Silben gesprochen werden“; nur die emphatische Sprache verwendet die Betonung, wobei verschiedene Silben eines und desselben Wortes betont werden können (stilistische Variationen).⁴⁾

II.

Die traditionelle Einteilung der Sprachen in solche mit *dynamischer* und solche mit *musikalischer* Betonung ist in der letzten Zeit einer vernichtenden phonetischen Kritik unterworfen worden. Die Autoren, die behaupten, daß die Unterschiede in der Stärke des Stimmtones öfters ziemlich fest mit den Unterschieden in der Höhe des Stimmtones verbunden sind, haben vom *phonetischen* Standpunkt aus recht.⁵⁾

Wenn wir aber die in Rede stehende Einteilung im Lichte der *Phonologie* betrachten, so ergibt sich, daß sie vollkommen richtig ist. Als Sprachen mit *dynamischer* Betonung werden nämlich solche Sprachen bezeichnet, in denen der Betonungsumfang *phonologisch* immer der Dauer des silbigen Phonems gleicht. Wenn sogar in einer solchen Sprache die Betonung sich tatsächlich in manchen Fällen nur auf einen Teil des silbigen Phonems erstreckt oder im Gegenteil die Grenzen einer Silbe überschreitet, so sind diese Variationen nicht fähig, die Wortbedeutung zu differenzieren, das sind kombina-

³⁾ Wie es Vossler formuliert, „hat das Französische eine verhältnismäßig starre und einförmige Satzrhythmik bekommen und hat die Möglichkeit, besondere Bedeutungsverhältnisse durch eine entsprechende besondere Satzbetonung auszudrücken, eingebüßt. Will es irgendein Satzglied hervorheben, so kann dies bald nicht mehr durch die Kraft der Akzente geschehen, sondern es muß zu syntaktischen Umschreibungen gegriffen werden: *C'est Roland qui regarde Olivier* und dergl. Ja, es kommen schließlich geradezu sinnwidrige Betonungsverhältnisse zustande, wie: *plait-il? voulez-vous*; wo die hochtonigen *il* und *vous* keinerlei Bedeutungsakzent verdienen“. (Frankreichs Kultur im Spiegel seiner Sprachentwicklung. Heidelberg 1921, 109.)

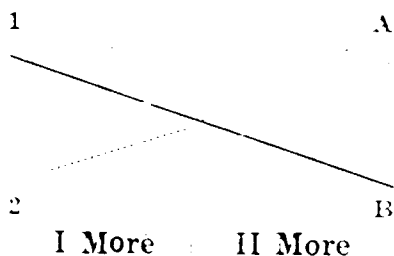
⁴⁾ Siehe E. Polivanov in *Literaturnaja enciklopedija*, I, Moskau 1929, 87.

⁵⁾ Siehe z. B. K. H. Meyer: *Slavische und indogermanische Intonation*. Heidelberg 1920, 42 ff.; Schmidt op. cit., Kap. I; F. Saran in seinen verschiedenen Arbeiten über Versprobleme.

torische oder stilistische Varianten; so ist z. B. die russische Betonung bei gewissen Bedingungen fallend, d. h. sie fällt auf die erste Hälfte des Phonems, bei den anderen Bedingungen — steigend, d. h. sie fällt auf die zweite Hälfte des Phonems; diese Varianten sind entweder durch die phonetische Umgebung bedingt, oder aber es äußert sich in ihnen die emotionelle Färbung der Rede.⁶⁾ Die russische Betonung als eine phonologische Tatsache gleicht ihrem Umfang nach der Dauer eines silbigen Phonems. Ebenso ist die sporadische Zweisilbigkeit der tschechischen Betonung eine kombinatorisch-stilistische Tatsache.⁷⁾

Die Sprachen mit der sog. *musikalischen* Betonung sind solche Sprachen, in denen die phonologische Gleichheit zwischen dem Betonungsumfang und der Dauer des silbigen Phonems nur eine der gegebenen phonologischen Spielarten darstellt oder überhaupt nicht vorkommt. In diesen Sprachen ist nicht nur die betonte Silbe im Vergleich mit den übrigen Silben markiert, sondern auch eine Hälfte, oder sagen wir, eine *More* dieser Silbe im Vergleich mit ihrer anderen *More*.

Am geläufigsten für diese Sprachen ist der folgende phonologische Gegensatz: *Eine More* der zweimorigen Silbe, die bei der Betonung A markiert ist, bleibt bei der Betonung B unmarkiert. Das heißt, daß bei der Betonung B diese *More* nach ihrem Tongrade gegenüber der anderen zurückbleibt, wogegen sie bei der Betonung A der letzten entweder gleicht oder sie sogar übertrifft. Schematisch dargestellt:



Im ersten Falle ist A eine *zweimorige* Betonung, die der *einmorigen* B gegenübergestellt wird. Im zweiten Fall steht *eine* dieser Betonungen als *steigende* der anderen als *fallende* gegenüber.⁸⁾ Der Gegensatz ist in diesem Falle

⁶⁾ Siehe R. Košutić: Gramatika ruskog jezika, I, Petrograd 1919, 168 ff.

⁷⁾ Siehe O. Broch: Slavische Phonetik, Heidelberg 1911, § 239 f.; R. Jakobson: O češskom stiche, Berlin 1923, 68 ff.

⁸⁾ Vgl. z. B. die Beschreibung der fallenden und steigenden litauischen Betonung bei Leskien: „Man kann sich den Unterschied der fallenden und steigenden Intonation versinnlichen, wenn man die langen Silben als zweimorig ansetzt. Bei fallender Intonation liegt Tonstärke und Tonhöhe auf der ersten *Mor* bei steigender auf der zweiten: fallend *sūnu* = *sūūnu*, steigend *būdas* = *būūdas*“. (Litauisches Lesebuch. Heidelberg 1919, 128).

besonders pointiert. Eine dieser beiden Abarten der Korrelation kann in einer Sprache standardisiert sein, aber zumeist vereinigen sich die beiden Typen als zwei stilistische oder kombinatorische Varianten einer und derselben Korrelation. So steht z. B. in litauischen Mundarten der fallenden Betonung je nach den stilistischen Verhältnissen entweder eine steigende oder eine zweimorige Betonung gegenüber.⁹⁾ Die zweimorige Betonung, die in manchen Sprachen (z. B. im Litauischen oder im Čakavischen) als ebene realisiert wird,¹⁰⁾ erhält in anderen, z. B. im Nordkaschubischen eine zweigipflige, d. h. eine fallend-steigende Form.¹¹⁾

Es gibt auch Sprachen, in denen beide Typen der Gegensätze phonologisch ausgenutzt werden. So werden z. B. im japanischen Tosa-Dialekt einerseits die fallende und die steigende Betonung einander gegenübergestellt, andererseits stehen diese einmorigen Betonungen der zweimorigen gegenüber. Beispiel: 'to₁: Wetter — k'o₁: Sutra — 'ho:| Gesetz.¹²⁾ Dieselben drei phonologischen Spielarten der betonten Länge gibt es auch in einer čakavischen Mundart, welche von M. Hraste beschrieben ist (Dorf Brusje auf der dalmatinischen Insel Hvar). Der Beobachter unterscheidet: 1. die fallende Betonung, 2. die steigende Betonung („die Stimme beginnt am Anfang zu steigen und springt dann in die Höhe“ ...), 3. die Betonung, bei welcher „die Stimme zwar gleichmäßig in die Höhe steigt, diese Steigung aber nicht so lange dauert, wie bei der štokavischen steigender Betonung, und um die Mitte der Erhöhung, könnte man sagen, aufhört.“¹³⁾ Diese schwache Steigung des Stimmtens dürfen wir

⁹⁾ Siehe z. B. B. Larin in *Jazyk i literatura*, I, 109 f. — Auch in der čakavischen Mundart des Dorfes Novi laut der vorzüglichen Beschreibung A. Beličs ist der fallenden Betonung normal die musikalisch-steigende Betonung gegenübergestellt und in der Allegro-Rede, besonders im Wortende — eine musikalisch-ebene Betonung (*Izvēstija II. Otd. IAN*, XIV, 2, 203).

¹⁰⁾ In der kajkavischen Virje-Mundart wird der „ausgesprochen fallenden“ langen Betonung eine ebene lange Betonung gegenübergestellt, der Fancev diese Charakteristik gibt: „man könnte fast sagen, daß wir hier eine ebene, d. h. gerade Länge haben, da der tieftonige Teil eine sehr kurze Zeit einnimmt, so daß dieses Fallen der Höhe um $\frac{1}{32}$ nur dazu notwendig ist, um als Gleitton die hochtonige Silbe mit der folgenden tieftonigen zu verbinden“ (siehe *AfsI Ph. XXIX*, 346 ff.). Was die Behauptung Fancevs betrifft, die Vokale unter der ebenen Betonung seien lang, unter der fallenden mittellang (350), so hat schon Leskien richtig bemerkt, daß die fallende Betonung kürzer zu sein nur scheint, weil ihre zweite More schwächer und tiefer ist und darum weniger intensiv auf das Ohr wirkt (Abhandlungen d. philos. hist. Klasse d. Königl. Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften, X, 188, 207).

¹¹⁾ F. Lorenz: *Slovinzische Grammatik*. St. Petersburg, 168 ff.

¹²⁾ Siehe E. Polivanov: *Vvedenije v jazykoznanije*. Leningrad 1928, 124 ff.

¹³⁾ *Južnoslovenski Filolog*, VI, 189.

als eine Realisation der phonologisch zweimorigen Betonung betrachten.

Unter dem Gesichtspunkte der Silbe dürfen zwei solche Gegensätze sowie jedwede phonologischen Unterschiede in der Stelle des Betonungsgipfels oder in seinem Umfange als *Tonverlaufkorrelationen* bezeichnet werden. Den phonologischen Gegensatz „Betonung — Unbetontheit“ nennen wir *Tonstufenkorrelation*. Eine Sprache mit Tonverlaufkorrelation (oder -korrelationen) ist *polytonisch*. Ist dagegen der Bau der Betonung in einer Sprache phonologisch homogen, so sprechen wir von *Monotonie*. Die Stellung der Tonstufenkorrelation und ihre Beziehung zu den anderen Bestandteilen des phonologischen Systems ist sehr verschieden, je nachdem es sich um eine polytonische oder monotonische Sprache handelt. Um die beiden Abarten zu unterscheiden, verwenden wir die entsprechenden Termini: *polytonische Tonstufenkorrelation* (bzw. polytonische Betonung) und *monotonische Tonstufenkorrelation* (bzw. monotonische Betonung). Diese Benennungen sind den traditionellen — musikalische und dynamische Betonung — vorzuziehen, weil diese Anlaß zur Verwirrung geben können.

Was fungiert nun tatsächlich in diesen Korrelationen als phonologisches Unterscheidungsmerkmal — die relative Stärke oder die relative Höhe des Stimmtones? Die Beobachtungen im Bereich der monotonischen Sprachen erlauben festzustellen, daß die Höhenunterschiede hier meistens eine untergeordnete Rolle spielen: sie sind in diesen Sprachen nichts anderes als außerphonologische Variationen, die dem modifizierenden Einfluß verschiedener äußerer Bedingungen leicht unterliegen. Bunter ist die Sachlage bei der Tonverlauf- und der polytonischen Tonstufenkorrelation. So vermerkt z. B. Polivanov, daß die Verbindung des Stärkemomentes mit der Erhöhung die Tokio-Mundart kennzeichnet, in dem Westjapanischen aber höchst zweifelhaft und keinesfalls prinzipiell ist.¹⁴⁾ Es gibt keinen Parallelismus zwischen der Stärke und der Höhe des Stimmtones auch in den štokavischen sekundären Betonungen.¹⁵⁾ Im Lettischen ist „die Bewegung der Intensität kein selbständiger Faktor, sondern durch den Charakter des Tonfalls bedingt“.¹⁶⁾ Umgekehrt scheint in den nordischen Sprachen die musikalische Betonung weniger stabil zu sein als innerhalb der slavischen und baltischen Sprachen. „Als ein bedeutsames Gegengewicht hiergegen, schreibt R. Ekblom, spielt jedoch die Druckstärke eine hervor-

¹⁴⁾ Vvedenije 134.

¹⁵⁾ Siehe z. B. Belić in Južno-sl. Fil., VI, 232.

¹⁶⁾ A. Abele in Izvēstija II Otd. IAN, XX, II, 170, vgl. 166.

ragende Rolle. Für das Nordische dürfte diese geradezu wichtiger sein als die musikalische Nuancierung.¹⁷⁾ Lorenz vermerkt die größere Deutlichkeit der nordkaschubischen Tonverlaufkorrelation in expiratorischer als in musikalischer Hinsicht.¹⁸⁾ Es läßt sich anscheinend feststellen, daß, falls in der Wortphonologie einer Sprache die Tonverlaufkorrelation der betonten Silben und zugleich die Tonstufenkorrelation vorhanden sind, das Differenzierungsmittel bei den beiden Korrelationen das gleiche ist: entweder verwenden die beiden die Höhe- oder die Stärkeunterschiede des Tones. Das Übergewicht dieses oder jenes Elementes der Betonung kommt aber nicht immer deutlich zum Vorschein, und so gehen z. B. bei den baltischen und südslavischen Sprachen die Meinungen der Forscher auseinander. Manche betrachten die Höhe-, andere aber die Stärkeunterschiede als die relevante Komponente.¹⁹⁾ Endlich ist auch der Fall möglich, daß für eines der Glieder die Tonverlaufkorrelation die Intensitätsbewegung, für das andere aber die Höhebewegung kennzeichnender ist. So ist z. B. in der litauischen Phonologie nach der Behauptung von Gerullis der Stärkegrad der einzelnen Komponenten bei jedem Akzent verschieden, das gibt ihm seinen eigenen melodischen Charakter. In der fallenden Betonung ist „für das unbefangene litauische Ohr das wesentliche Erkennungszeichen die Druckart, der Stoß“, wogegen die „Tonbewegung“ nur für die wissenschaftliche Analyse dieses Akzents vom Wert sei. Im Gegenteil ist die steigende Betonung, die der erwähnten Betonung korrelativ ist, durch die größere Stabilität der Melodie als durch den Intensitätsverlauf gekennzeichnet.²⁰⁾

Man sieht also, daß die traditionelle Einteilung der Sprachen in solche mit musikalischer und dynamischer Betonung *phonetisch* ungenau und von höchst problematischem Wert ist, aber wir heben noch einmal hervor, daß beide Bezeichnungen im traditionellen sprachwissenschaftlichen Gebrauch zwei unterschiedlichen *phonologischen* Phänomenen entsprechen und daß die Einteilung der Sprachen in zwei grundsätzlich verschiedene akzentologische Gruppen deshalb gültig bleibt. So sind z. B. die meisten serbokroatischen Dialekte, das Slovenische in Krain und das Nordkaschubische den übrigen slavischen Sprachen der

¹⁷⁾ Zur Entstehung und Entwicklung der slavo-baltischen und der nordischen Akzentarten. Uppsala 1930, 22.

¹⁸⁾ L. c.

¹⁹⁾ Vgl. z. B. Broch, op. cit. § 231.

²⁰⁾ Litauische Dialektstudien. Leipzig 1930, S. XXII, XXXIII, XXXV ff.

Gegenwart gegenüberzustellen: die ersten sind polytonisch, die zweiten monotonisch.²¹⁾

Indem wir in diesem Kapitel und auch weiter die Polytonie charakterisieren, meinen wir eigentlich immer nur den einfachsten Typus der Polytonie, nämlich solche Sprachen, in welchen es erstens keinen obligatorischen Monosyllabismus der Morpheme gibt²²⁾ und zweitens der Unterschied im Tonverlaufe sich auf einen Unterschied der Betonungsqualitäten begrenzt, d. h. die Tonverlaufkorrelation sich nicht unabhängig von der Betonung verwirklichen kann. Diesem Typus gehören im besonderen alle diejenigen Sprachen Europas, die die Tonverlaufkorrelation besitzen, und alle diejenigen indogermanischen Sprachen des Altertums, die sie besaßen, an. Hierher gehören auch alle polytonischen Dialekte der japanischen Sprache. Nur in der betonten Syntagmasilbe wird die Tonverlaufkorrelation auch im Chinesischen verwirklicht; hier wird aber diese Erscheinung mit dem obligatorischen Monosyllabismus der Morpheme verbunden. Wir lassen diesen Typus außer Betracht. Außerhalb

²¹⁾ Der traditionellen akzentologischen Spracheneinteilung liegt ein hineingeschmuggeltes phonologisches Prinzip zu Grunde. Die Versuche, die phonologischen Kriterien durch die wirklich phonetischen zu ersetzen, zerstören diese Klassifikation. Es zeigt sich z. B., daß die russische und die serbische Betonung gleichermaßen dynamisch und musikalisch sind. Die Verlegenheit Sarans ist bezeichnend — „der Sprachmelos braucht im Griechischen nicht reicher gewesen zu sein als im mecklenburgischen Platt oder im Französischen“ (Der Rhythmus des französischen Verses. Halle a. S. 1904, 319). Auf dieser Vertauschung der Kriterien beruht der unendliche und sterile Linguistenstreit über die Natur der lateinischen Betonung. Man könnte dasselbe dem Buche Hirts „Der Akzent“ vorwerfen (Indogermanische Grammatik, Teil V, Heidelberg 1929). Andererseits aber wurde in der linguistischen Literatur mehrmals das phonologische Wesen derartiger Begriffe wie die musikalische Betonung aufgedeckt. So betont Jespersen die Wichtigkeit der Abgrenzung solcher Fälle, wo der Wortton „an die einzelne Wortform gebunden und ein ebenso notwendiger Bestandteil des Wortes ist als die Laute selbst, so daß das Wort seine Bedeutung verändern kann, wenn es mit anderem Ton gesprochen wird“ (Lehrbuch der Phonetik. Leipzig 1913, 2. Ausgabe, 243). — Jakobson: „Der sogenannte Verlust des musikalischen Akzentes bedeutet keinesfalls den Verlust der Höhe als eines der Betonungsfaktoren, sondern nur den Verlust der bedeutungsbildenden musikalischen Unterschiede“ (Op. cit. 24, vgl. 113). — Abele: „Wenn man von den Intonationen spricht, so versteht man darunter meist die Schwankungen des Tons (der Stimmhöhe) als ein selbständiges Element der Rede. Von solchen Silbenintonationen darf man nur in Bezug auf die Sprachen reden, in welchen die Silbenbetonung als solche in einigen Spielarten erscheint und sich hiermit semasiologisiert oder morphologisiert“ (Slavia, III, 11). — Ekblom: „Man könnte sagen, wenn in einer Sprache Wortpaare mit verschiedenen Intonationen vorhanden oder prinzipiell denkbar sind, so ist die Ansicht berechtigt, daß die Sprache musikalische Akzentabstufung hat“ (Op. cit. 55).

²²⁾ Vom Monosyllabismus der Morpheme siehe A. Ivanov und E. Polivanov: Grammatika sovremennogo kitajskogo jazyka. Moskau 1930, 21.

des Rahmens unserer Studie bleiben gleicherweise auch solche polysyllabischen Sprachen, in welchen jede beliebige Wortsilbe ohne Rücksicht auf die Betonung polytonisch sein kann. Hierher gehört z. B. die Gweato-Sprache in Liberia, die von Sapir beschrieben ist.²³⁾ Zweifellos besitzt die Polytonie dieser beiden „exotischen“ Sprachtypen gewisse spezifische Struktureigentümlichkeiten. Sofern solchen Sprachen (z. B. einem Teil der chinesischen Mundarten, dem Annamischen, der Ewe-Sprache) der Gegensatz „Hochton — Tiefton“ eigen ist, übt dieser Gegensatz ausschließlich eine wortphonologische und keinesfalls eine syntagmaphonologische Funktion aus.²⁴⁾ Mit dem erwähnten Gegensatz kann in diesen Sprachen der Gegensatz „starker — schwacher Stimmtone“ koexistieren, wobei der erstere Gegensatz lexikalisiert und der letztere erstens morphologisiert ist und zweitens zum Hervorheben des Syntagmagipfels dient. Die Rollenverteilung zwischen den beiden Korrelationen gleicht derselben zwischen der Quantitäts- und der Tonstufenkorrelation in den deutschen Mundarten, welche Quantitätskorrelation besitzen.

III.

Versuchen wir nun einige prosodische Strukturprinzipien der polysyllabischen Sprachen mit polytonischer Betonung festzustellen:

1. Die Gliederung der Silbe in zwei Moren führt naturgemäß zur Auswirkung des Gegensatzes der Zwei- und Einmorigkeit auch im Vokalismus. In den Sprachen, in deren Phonologie das Prinzip der More und entsprechend das der zweimorigen Silbe existiert, ist unvermeidlich auch der phonologische Gegensatz zwischen den kurzen, d. h. einmorigen und den langen, d. h. zweimorigen Vokalen vorhanden. Das von Trubetzkoy aufgestellte Gesetz demzufolge die polytonischen Sprachen immer eine Quantitätskorrelation der Vokale aufweisen, erhält somit eine Erklärung.

2. Ist in einer Sprache die Korrelation „zweimorige Betonung — einmorige Betonung“ vorhanden und kann eine einmorige Betonung sowohl auf einen Teil einer zweimorigen (langen) Silbe als auch auf eine einmorige (kurze) Silbe fallen, so kann auch eine zweimorige Betonung nicht nur auf eine lange Silbe, sondern eventuell auch auf zwei kurze Silben fallen. Als Beispiel kann die japanische Tosa-Mundart

²³⁾ Language, VII Nr. 1, 30 ff.

²⁴⁾ Siehe z. B. Karlgren: *Études sur la phonologie chinoise*. Stockholm 1915, 588 f.; K. Meinhof in *Vox*, 1916, 91 ff.

dienen: 1ha_1na Blume — ${}^1hana^1$ Nase, a^1sa cas. indef. Hanf — a^1saga^1 nom. Hanf.²⁵⁾

3. Nur in den betonten Silben werden die beiden Reihen einer Tonverlaufkorrelation einander phonologisch entgegengesetzt. Die unbetonten Silben werden meist durch den merkmallosen Tonverlauf gekennzeichnet.²⁶⁾ Es gibt aber auch unbetonte Silben mit merkmalhaltigem Tonverlauf, der allerdings äußerlich bestimmt ist. M. Rešetar stellt in gewissen štokavischen Mundarten den merkmalhaltigen (steigenden) Tonverlauf in den einer Betonung vorhergehenden langen Silben fest; dagegen in den Silben nach der Betonung die Länge merkmallos (fallend) ist.²⁷⁾ Dieselbe Erscheinung war in der štokavischen Mundart, deren Akzentologie sich in der Schrift Brlićs wieder spiegelt, vorhanden.²⁸⁾

4. In der einen Gruppe der polytonischen Sprachen beteiligen sich die langen Vokale gleichzeitig sowohl an der Tonverlauf- als auch an der Tonstufenkorrelation. So werden z. B. im Litauischen und in den meisten čakavischen Mundarten der serbokroatischen Sprache die folgenden phonologischen Kategorien der langen Vokale unterschieden: betont mit Markierung der zweiten More — betont ohne Markierung der zweiten More — unbetont. In der zweiten Gruppe der polytonischen Sprachen beteiligen sich die langen Vokale nur an einer der beiden erwähnten Korrelationen und zwar an der Tonverlaufkorrelation. Das ist der Fall in den polytonischen Sprachen mit äußerlich bedingter Betonungsstelle. Beispiel: Das Lettische mit seiner polytonischen Anfangsbetonung, die kajkavische Mundart von Virje, wo die polytonische Betonung auf die Silbe fällt, welche die vorletzte More des Wortes trägt,²⁹⁾ und das Schriftslove-

²⁵⁾ Siehe Polivanov: *Vvedenije*... 120 ff. Wenn nach einer zweimorigen Betonung Suffixe stehen, die den Hochton zu erhalten fähig sind, so werden sie nach ihrer Höhe der zweimorigen Betonung angepaßt und bilden mit ihr zusammen eine vielmorige „Hochperiode“. Wenn aber diese Suffixe nach einer prinzipiell einmorigen Betonung oder nach einer unbetonter More stehen, so bleiben sie tieftönig.

²⁶⁾ Dieselbe Erscheinung wird auch in den monosyllabischen Sprachen mit polytonischer Betonung beobachtet, z. B. im Chinesischen (Ivanov und Polivanov, op. cit. 149).

²⁷⁾ Die serbokroatische Betonung südwestlicher Mundarten. Wien 1900, 9 ff., vgl. *AfslPh.*, XIX, 581.

²⁸⁾ Ignaz Al. Berlic: *Grammatik der illirischen Sprache*, 3. durchgelesene und verbesserte Auflage. Agram 1850. — Die Länge vor der Betonung bezeichnet Brlić mit demselben Zeichen, wie die steigend betonte Länge, die Länge nach der Betonung mit demselben Zeichen wie die fallend betonte Länge.

²⁹⁾ Beispiele *sālo*, *selū*, *prīllika*, *prīlikē*, *kōra kōrē*, *bāba*, *babē* — die Vokale unter den Betonungen \wedge und \cdot sind lang und unter der Betonung kurz (Fancev op. cit. 338 ff).

nische, wo die polytonische Betonung auf die lange Silbe, oder falls eine solche fehlt, auf die letzte Wortsilbe fällt.³⁰⁾

5. Abgesehen von dem Fall, wo zwei kurze Silben als Träger einer zweimorigen Betonung auftreten, können kurze Vokale an der Tonstufen- und Tonverlaufkorrelation nicht zugleich teilnehmen. Dieses Gesetz scheint mir für die vergleichende historische Akzentologie von großer Bedeutung zu sein. Bei dem einen Typus der polytonischen Sprachen bleibt der kurze Vokalismus korrelationslos, z. B. im Lettischen, im Kajkavischen von Virje, im Slovenischen, während er z. B. im Čakavischen nur die Tonstufenkorrelation erfüllt; schließlich gibt es Sprachen, in denen die kurzen Vokale nur an der Tonverlaufkorrelation teilnehmen.

Was stellt eigentlich eine Tonverlaufkorrelation der kurzen, d. h. der einmorigen Vokale dar? Es kann sich hier nicht um die Gliederung einer More in kleinere Einheiten, also nicht um Unterschiede in der Stelle des Betonungsgipfels handeln. Als Korrelationseigenschaft fungiert der Umfang der Betonung: die Unvollsilbigkeit oder im Gegenteil die Übersilbigkeit des Betonungsgipfels gilt als Korrelationsmerkmal. Die Stellung des kurzen merkmahlhaltigen Vokals im Wort ist frei: fällt aber die Betonung auf einen kurzen Vokal mit merkmallosem Tonverlauf, so ist sie gebunden und nur unter dem Gesichtspunkt der Syntagmaphonologie, keinesfalls aber im Hinblick auf die Wortphonologie gültig: indessen fehlt die Tonstufenkorrelation der kurzen Vokale.

In der Kioto-Mundart des Japanischen kann ein zweimoriger Stamm (die Zweimorigkeit der Stämme gilt im Japanischen als Norm) den Hochton auf einer der beiden Moren (*curu* mit der Erhöhung auf der ersten More == Bogensehne, *curu* mit der Erhöhung auf der zweiten More == Kranich) oder auf den beiden Moren (¹*curu* == angeln) tragen,³¹⁾ kann aber auch überhaupt einen Hochton entbehren.³²⁾ Die japanischen Suffixe haben keine selbständige Betonung und darum bleibt ein Wort mit einem „unbetonten Stamm“ vom Standpunkt der Wortphonologie unbetont. Es besteht auch tatsächlich aus lauter tieftonigen Silben in dem Falle, wenn ihm unmittelbar ein Wort mit hochtoniger erster Silbe nachfolgt. In übrigen Fällen erhält dieses *срѣднотоневов* eine Syntagmabetonung. Wenn einem Stamm keine Suffixe nachfolgen, so fällt die Betonung auf die letzte

³⁰⁾ Siehe z. B. L. Tesnière in Rev. d. Ét. sl., IX, 97 f., vgl. F. Ramovš in Lud słowiański, I A 48 ff.

³¹⁾ Beispiele E. A. Meyers in Le Monde Oriental 1906, 83.

³²⁾ Siehe Polivanov: Vvedenije... 122 ff.

Stammsilbe. Werden ihm aber hochtonfähige Suffixe angehängt, so wird die Betonung auf die letzte Suffixsilbe verschoben.³³⁾ Wodurch unterscheidet sich aber ein Wort mit einer phonologischen Erhöhung auf der zweiten More (*kame* = Schildkröte) von einem phonologisch tieftonigen Worte (*kame* = Vase)? Im ersten Falle wird der Stimmtön auf der zweiten Silbe stark erhöht und deutlich verstärkt, um gleich danach vor dem Ende dieser Silbe wieder zu sinken. Im zweiten Falle ist die Erhöhung und die Stärke geringer, erstreckt sich aber auf die ganze Silbe. Polivanov transkribiert im ersten Falle *kamē*, im zweiten *ka^lme*. Eine scharfe und unvollsilbige Erhöhung gilt hier also als Merkmal der Tonverlaufkorrelation der kurzen Vokale.³⁴⁾

Eine entgegengesetzte Spielart desselben Typus finden wir in den hercegovinischen Mundarten des štokavischen Dialektes; eine von diesen Mundarten wurde der neuserbischen Schriftsprache zu Grunde gelegt. (Dieses Betonungssystem wurde zuerst richtig in der Grammatik Šimo Starčevićs wiedergegeben³⁵⁾ und bis in die Einzelheiten hinein von Vuk Karadžić in der zweiten Ausgabe seines serbischen Wörterbuchs unter Mitwirkung Daničićs fixiert.)³⁶⁾ An der Tonverlaufkorrelation beteiligen sich hier sowohl die langen wie auch die kurzen Vokale. Als Merkmal dieser Korrelation fungiert in manchen dieser Mundarten die vollsilbige (d. h. das Ende der Silbe erreichende) Erhöhung der Vokale, in anderen die übersilbige Erhöhung.³⁷⁾ Diese Tonerhöhung kann an jeder Stelle des Wortes mit Ausnahme der letzten Silbe vorkommen. Die Betonung ist in diesen

³³⁾ Diesem Typus nähern sich phonologisch auch die tieftonigen Worte der Tokio-Mundart mit der fakultativen Erhöhung auf der letzten More. Siehe Polivanov in *Izvěstija IAN*, 1915, 1617 ff. Wahrscheinlich sind es nur Assoziationen genetischer Art, die den Begründer der japanischen wissenschaftlichen Phonologie daran verhindert haben, diese unbezweifelbare strukturelle Ähnlichkeit aufzudecken.

³⁴⁾ Ich verweile nicht bei dem entsprechenden Tonverlauf in der zweiten More der langen Vokale, der phonologisch mit der besprochenen Erscheinung identisch ist; vgl. in der Transkription Polivanovs 1. *ho:* = Wange; 2. *ho:* = Ähre. Phonologisch wäre es richtiger zu transkribieren: 1. *ho:*, 2. *hō:*, wie es auch Polivanov in den entsprechenden Fällen für die Tokio-Mundart tut.

³⁵⁾ *Nova ričoslovica ilirička*, Triest 1812. — Siehe S. Ivšić in *Rad Jug. Ak.* CXCIV, 67 f.

³⁶⁾ In der ersten Ausgabe seines Wörterbuches (1818) verwendete Karadžić verschiedene Zeichen, um den verschiedenartigen Tonverlauf der kurzen Vokale wiederzugeben, nur aber in den Fällen, wo es sich um die Unterscheidung sonst gleichklingender Worte handelte. Siehe A. Belić in *Glas Srpske Kr. Ak.*, LXXXII, 197 f.

³⁷⁾ Siehe z. B. Masing: *Die Hauptformen des serbisch-chorwatischen Accents*, SPb. 1876; B. Miletić: *O srbo-chrvatských intonacích v nářečí štokavském*, Prag 1926 — hier Angabe der übrigen Literatur; Belić in *Južnosl. Fil.* VI, 229 f.

Mundarten gebunden: sie fällt mit dem merkmahlhaltigen Tonverlauf zusammen; falls dieser im Worte fehlt, liegt die Betonung auf der ersten Wortsilbe (wenn aber an ein Wort ein Proklitikon angelehnt wird, so geht sie auf das letztere über). Die vom Standpunkte der Wortphonologie außerphonologische Betonung wird durch eine unvollsilbige (das Ende der Silbe nicht erreichende) Erhöhung gekennzeichnet; die unbetonten Silben besitzen einen ähnlichen fallenden Tonverlauf. Der Unterschied in der Höhe und in der Stärke des Stimmtones zwischen der betonten und der folgenden Silbe ist geringer bei dem merkmahlhaltigen Tonverlauf der betonten Silbe als bei dem merkmallosen.³⁸⁾ Auf solcher Weise haben wir es hier mit einem Verhältnis zu tun, das demjenigen der Kioto-Mundart entgegengesetzt ist. Im Japanischen ist die merkmahlhaltige Erhöhung intensiver, aber ihrem Umfange nach geringer, hier ist sie dem Umfange nach größer, dafür aber weniger intensiv.

Auch in einigen anderartigen serbokroatischen Mundarten ist die Tonverlaufkorrelation der kurzen Vokale vermerkt worden, wobei auch hier die Betonung der kurzen Vokale mit merkmallosem Tonverlauf eine stabilisierte ist. So waren z. B. in der kroatischen Mundart, deren Akzentologie J. Križanić (XVII. Jahrh.) in seinen Schriften wiedergibt,³⁹⁾ betonte Vokale mit merkmallosem Tonverlauf nur bei der Abschlußkadenz in der letzten oder einzigen Wortsilbe vorhanden.⁴⁰⁾ Der phonologische Gegensatz der kurzen betonten Vokale mit merkmahlhaltigem und deren mit merkmallosem Tonverlauf wurde nur in einsilbigen Worten bei der Abschlußkadenz verwirklicht.⁴¹⁾ In dem Dialekt wieder, deren Betonungen die Grammatik Brlićs widerspiegelt, behauptet sich der ebenerwähnte Gegensatz nur in der ersten Wortsilbe nach einer Pause.⁴²⁾

Exkurs I. — Lehrreich sind solche Zeichensysteme, durch welche in der Schrift die besprochenen serbokroatischen akzentologischen Systeme wiedergegeben worden sind. Diese drei dialektischen Spielarten — die Mundart Brlićs, der hercegovinische Typus (Starčević und Vuk Karadžić) und die Mundart Križanićs — sind einander nach dem Bestand an den prosodischen Korrelationen gleich und unterscheiden sich von einander nur

³⁸⁾ Miletić, op. cit., 38.

³⁹⁾ Über die akzentologischen Daten Križanićs siehe die epochale Untersuchung Šachmatovs in Rus. Fil. Vestnik, XXXII—XXXIV, und A. Belić: Akcenatske studije. Belgrad 1914. 23 ff.

⁴⁰⁾ Kennzeichnend ist es, daß am Ende eines Fragesatzes der Tonverlauf der betonten kurzen Vokale zum merkmahlhaltigen wird. Siehe RFV XXXIII, 313 ff.

⁴¹⁾ L. c., 309 ff., vgl. *brát* (mit merkmahlhaltigem Tonverlauf), *dúg*, *grách* u. s. f. und andererseits *vòl* (mit merkmallosem Tonverlauf), *bòb*, *òn* u. s. f.

⁴²⁾ Siehe Šachmatov in RFV XIX, 224 f. und XXXIII, 302. Vgl. *ljêto*, *cávaro* (mit merkmahlhaltigem Tonverlauf der Anfangssilbe), und *gad*, *pun*, *vuna* (mit merkmallosem Tonverlauf).

durch die etymologische Verteilung der einzelnen Korrelate und durch die Gesetze, die die Stelle der Syntagmabetonung regeln.

Quantität	Tonverlauf	Brlić	Starčević	Karadžić und Daničić	Križanić
lang	merkmahlhaltig	´	´	´	ˆ
lang	merkmallos	˘	˘	˘	-
kurz	merkmahlhaltig	ˆ	ˆ	˘	´
kurz (unter Betonung)	merkmallos	kein Zeichen		˘	˘

Charakteristisch ist es, daß in jedem der angeführten Zeichensysteme die langen Phoneme mit merkmallosem Tonverlauf gleich bezeichnet werden, ungeachtet dessen, ob es sich um eine betonte oder unbetonte Silbe handelt. Daničić sagt in Bezug darauf geradezu: „ich glaube, daß ich mich nicht irre, weil ich doch nichts anderes tue, als mit einem und demselben Zeichen zwei Silben bezeichne, deren Aussprache mir gleich zu sein scheint und von welchen mir unbekannt ist, daß jemand wirklich die Ungleichheit ihrer Aussprache bewiesen hätte.“⁴³⁾ Kurze Phoneme mit merkmallosem Tonverlauf behandeln Starčević und Brlić, welcher offensichtlich durch die Akzentbezeichnung Starčevićs beeinflusst war, in einer betonten Silbe und in einer unbetonten gleich, d. h. sie lassen sie ohne jedes diakritische Zeichen. Beide Grammatiker geben unmittelbar zu verstehen, daß es sich um prosodisch-merkmallose Phoneme handelt. Brlić schreibt: „Die Accente sollen in unserer Sprache nicht allein den Ton, d. h. die musikalische Erhöhung der Silbe, sondern auch die Dehnung oder Länge derselben bezeichnen: demzufolge ist jeder unbetonte (unaccentuierte) Selbstlaut scharf (kurz) und tief auszusprechen; z. B. *gad* Ungeziefer, *pun* voll, *vuna* die Wolle.“⁴⁴⁾ Vom Standpunkte der Wortphonologie hat er vollkommen Recht. Ebenso besitzt auch nach Starčević diese phonologische Kategorie kein Kennzeichen — „*nikakva biliga*“ (Beispiele: *pas*, *nebo*, *did*).⁴⁵⁾ Križanić und Karadžić benutzten besondere Zeichen, um die kurzen Phoneme mit merkmallosem Tonverlauf für den Fall, daß sie betont sind, wiederzugeben. Križanić aber betont ausdrücklich, daß der „gleichmäßige“ (еднакъ) oder „tiefe Akzent“ (нѣзкъ влѣк), der mit dem Zeichen ˘ bezeichnet wird, den Vokal weder erhöht noch dehnt und darum eigentlich auch keine Betonung ist; eher ist es ein Zeichen für das Nichtvorhandensein der drei echten Akzente. Und dieses Fehlen bedeutet, daß das Wort, auf welchem ˘ gestellt wird, keinen Akzent besitzt und daß alle seine Silben gleicherweise und nicht verschiedenartig ausgesprochen zu werden brauchen. Z. B. *noğà*, *vodà*, *slobodà*, *beretè*, *nesetè*. Dieses Zeichen brauchte man der Meinung Križanićs nach nur deswegen zu setzen, da es nichts anderes bedeutet, als „das Fehlen der drei übrigen Akzente“. Wenn dieses Zeichen aber trotzdem verwendet wird, so nur dazu, wie es aus den Erklärungen des gelehrten Kroaten folgt, um zu signalisieren, daß die diakritischen Zeichen, die die Länge, den merkmalhaltigen Tonverlauf oder beide zusammen bezeichnen, wirklich unanwendbar sind und nicht etwa zufällig ausgelassen wurden. Besonders empfiehlt Križanić ˘ „in einigen zweideutigen Worten“ zu setzen.⁴⁶⁾ Da er also jedes

⁴³⁾ Rad Jug. Ak. VI, 48.

⁴⁴⁾ Brlić op. c. 23.

⁴⁵⁾ Siehe Rad Jug. Ak. CXCIV, 68

⁴⁶⁾ Siehe RFV, XXXIII, 300 f., 304 f.

Wort mit einem diakritischen Zeichen zu versehen strebt, setzt er auch auf die enklitischen Wörter natürlicherweise ¹, andererseits aber läßt er dieses Zeichen konsequent überall dort weg, wo im selben Wort eine unbetonte Länge vorhanden ist; so schreibt er z. B. *rūka*, *nūrod*, und nicht *rūkā*, *nārōd*.⁴⁷⁾

Die besprochenen Tatsachen haben die phonetisch eingestellten Forscher der letzten Jahrzehnte des vergangenen Jahrhunderts, die die Akzentsysteme der genannten Grammatiker untersucht haben, mehrmals in Verlegenheit gebracht. Z. B. erklärt Šachmatov, daß die Definition des „gleichmäßigen Akzents“ bei Križanić unexakt und lückenhaft sei: „es ist unmöglich anzunehmen, daß auf den Wörtern *vođa*, *sloboda* kein Akzent (in der Bedeutung dieses Wortes, in der wir es gebrauchen) stände“. Um eine Erklärung für die Zeugnisse Križanićs vom rein phonetischen Standpunkte zu finden, ist Šachmatov gezwungen, eine künstliche und unhaltbare Theorie aufzustellen, nach welcher ¹ bei Križanić eine expiratorische Betonung bedeutet, wogegen die übrigen diakritischen Zeichen musikalische Betonungen bezeichnen.⁴⁸⁾ In Bezug auf die erwähnte Behauptung Brlićs rollt Šachmatov wieder die Frage auf: „ist es denkbar, daß die Worte *čuna*, *pan*, *gud* keine Betonung hätten?“ und greift wieder, um eine Erklärung zu geben, zu einer komplizierten phonetischen Theorie.⁴⁹⁾ Für Rešetar geht es aus der Formulierung Brlićs „mit Sicherheit hervor, daß Brlić einen ganz falschen Begriff vom Wesen des Accentus im allgemeinen hatte“.⁵⁰⁾ Masing schreibt: „hält man es für das Erfordernis einer guten Accentbezeichnung, daß sie die hochbetonten Sylben von den tiefbetonten deutlich unterschieden dem Auge vorführe, so kann es gewiß nur gebilligt werden, wenn die von Vuk und Daničić gemachte Anwendung des Circumflexes nicht allgemein befolgt wird.“⁵¹⁾ R. Brandt sieht „den Fehler der Akzentierung Karadžićs“ darin, daß das Zeichen *o* sowohl betonte als auch unbetonte Länge bezeichnet.⁵²⁾ Als „eine Anomalie des Vukschen Zeichensystems“ wird diese Schreibweise auch von Leskien empfunden.⁵³⁾

Eskurs II. — Das Vuksche System der prosodischen Korrelationen ist seiner Struktur nach mit dem spät-urslavischen System vollkommen identisch.⁵⁴⁾ In der urslavischen Sprache der Zeit ihrer Auflösung fiel die Betonung auf das Phonem mit merkmalthaltigem Tonverlauf (der sog. Akut), wenn aber ein solcher Tonverlauf im Wortganzen fehlte, so fiel sie auf die erste Silbe dieses Wortganzen.⁵⁵⁾ Soweit die štokavischen Mundarten im Begriffe waren die Gegenüberstellung zweier Tonverläufe der betonten Silben (merkmalthaltig — merkmallos) zu verlieren, drohte ihnen

⁴⁷⁾ Siehe l. c. 317 ff. Von einem Mißverständnis rühren die Worte Šachmatovs her, daß man in solchen Fällen den Gebrauch des Zeichens ¹ erwarten könnte, „da das Zeichen ¹ unter anderem auch ein Signal für das Fehlen anderer Akzente auf dem Worte ist“ (319): in diesen Wörtern aber ist ein anderer „Akzent“ ja schon vorhanden, nämlich die Länge der vorletzten Wortsilbe.

⁴⁸⁾ L. c. 300 f.

⁴⁹⁾ RFV, XIX, 224.

⁵⁰⁾ AsflPh., XIX, 566.

⁵¹⁾ Op. cit. 87.

⁵²⁾ Načertanije slav'anskoj akcentologii, SPb 1880, 48 f.

⁵³⁾ Grammatik der serbo-kroatischen Sprache. Heidelberg 1914, 122.

⁵⁴⁾ Auf diesen Umstand hat mich N. Trubetzkoy aufmerksam gemacht.

⁵⁵⁾ Vgl. die Lehre Šachmatovs (z. B. Izvēstija II. Otd. IAN, VI, I, 346 ff.) und besonders Bubrichs (z. B. Rev. d. Ét. slaves, VI, 175 ff.) über die urslavische rezessive Betonung — lange und kurze.

Verlust der Polytonie. Als eine präventive Maßnahme, die die Wiederherstellung der polytonischen Struktur bezweckte, wurde die Zurückziehung der Betonung verwendet. Die štokavischen Mundarten der Gegenwart stellen einige Typen der Zurückziehung der Betonung dar.⁵⁶⁾ Es gibt Mundarten, wo die Betonung nur von der kurzen Auslautsilbe auf die vorhergehende Silbe, falls sie lang ist, um eine More verschoben wird (nach der üblichen Transkription *svīlā* > *svīla*). Die Mundarten dieses Typus besitzen also drei prosodische Korrelationen: die Quantitäts-, die Tonstufenkorrelation und die Tonverlaufkorrelation, die nur in der langen vorletzten Silbe des Wortes verwirklicht wird. Die Mundarten, die die Betonung von der kurzen Auslautsilbe auf die vorhergehende Silbe ungeachtet ihrer Quantität zurückziehen, d. h. nicht nur in *svīlā*, aber auch in *sēstrā*, gehören demselben phonologischen Typus an, mit dem Unterschied, daß in diesen Mundarten die letzte Wortmore obligatorisch unbetont ist. Ist die Silbe, die die Betonung aufnimmt, lang, erhält sie einen steigenden Tonverlauf (*svīla*). Ist sie aber kurz, so behält entweder die Betonung denselben Tonverlauf, die die kurzen Silben unter der alten Betonung haben (*sēstra*), oder aber es verwandelt sich die Kürze in eine steigende Länge (*sēstra*).⁵⁷⁾ Es ist dadurch zu erklären, daß sich die Tonverlaufkorrelation der kurzen vokalischen Phoneme mit der freien Betonung solcher kurzen vokalischen Phoneme, deren Tonverlauf merkmalllos ist, nicht vereinbaren kann (vgl. S. 174). Die Akzentierung vom Typus *sēstra* neben *svīla* kennzeichnet eine konsequent durchgeführte Tendenz, die Betonung von der letzten Wortmore um eine More zurückzuziehen, während die Akzentierung *sēstra* eine systematische Tendenz die übertragenen (sekundären) Betonungen von den alten zu unterscheiden bezeugt. Der Bestand an prosodischen Korrelationen ist in beiden Fällen gleich. Denselben Bestand an Korrelationen finden wir auch in denjenigen Mundarten, welche die Betonungen von allen Wortsilben außer der ersten auf die vorhergehenden Silben übertragen haben, nämlich auf eine lange Silbe in Form eines Akuts (´), auf eine kurze in Form eines ´. In einem Teil der Mundarten, die diese Zurückziehung durchgeführt haben, erhält eine kurze Silbe mit der übertragenen Betonung einen steigenden Tonverlauf. Diese Mundarten besitzen eine Quantitätskorrelation, eine Tonstufenkorrelation der langen vokalischen Phoneme und eine Tonverlaufkorrelation sowie der langen so auch der kurzen vokalischen Phoneme. Die letzte Spielart der štokavischen Mundarten mit der Zurückziehung der Betonung, nämlich der Vuksche hercegovinische Typus, hat die Betonung nicht nur von den kurzen, sondern auch von den langen Silben auf die vorhergehende Silbe zurückgezogen: auf eine lange Silbe in Form eines ´, auf eine kurze in Form eines ´. Diese Mundarten unterscheiden sich von den Mundarten des vorhergehenden Typus dadurch, daß ihnen die Tonstufenkorrelation nicht nur der langen, sondern auch der kurzen Phoneme fremd ist. Die polytonischen štokavischen Mundarten zerfallen also nach dem Bestand an prosodischen Korrelationen in drei Grundtypen:

Tonverlaufkorrelation:

1. der langen Phoneme
2. der langen und kurzen Phoneme
3. der langen und kurzen Phoneme

Tonstufenkorrelation:

- der langen und kurzen Phoneme
- der langen Phoneme

⁵⁶⁾ Siehe z. B. Belić in Statji po slav'anovēdēniju pod red. V. I. Lamskago, II, SPb, 1906, 30 ff.; derselbe in Rocznik Slawistyczny, III, 283 ff.; Rešetar: Die serbokroatische Betonung... 12 ff., derselbe in AfslPh. XXX, 621 ff.; Lj. Stojanović in AfslPh. XXV, 212 f.; S. Ivšić in Rad Jug. Ak. CXCVI, 146 ff.; N. van Wijk in Rev. d. Ét. slaves, I, 28 ff.

⁵⁷⁾ Siehe besonders Belić in Rocznik Slaw. III, 298 f.

6. Neben den Sprachen, in welchen die Stelle der Betonung und dementsprechend der Tonverlaufkorrelation in einer stabilen Beziehung zu einer der Wortgrenzen steht und neben den Sprachen, in welchen die Stelle der Betonung und dementsprechend der Tonverlaufkorrelation ungebunden ist, gibt es Sprachen, in welchen die Stelle der Betonung frei ist, wogegen die Verwirklichungsstelle der Tonverlaufkorrelation in einer stabilen Beziehung zu einer der Wortgrenzen steht. So wird in der altgriechischen *χοιμή* die Tonverlaufkorrelation der langen Vokale bloß in der betonten Endsilbe des Wortes verwirklicht, während in den übrigen betonten Wortsilben der Tonverlauf der langen Vokale äußerlich bestimmt ist.⁵⁸⁾

7. Wir haben hier die Sprachen mit fester Silbenpolytonie behandelt, es gibt aber auch einen anderen Typus, nämlich Sprachen mit Wörtern, die als Ganzheiten polytonisch sind. In diesen Sprachen ist die Silbenpolytonie nur ein spezieller Fall. Sie ist vorhanden in den einsilbigen Wörtern, wogegen in den mehrsilbigen Wörtern derselbe Tonverlauf auf das ganze Wort ohne exakte Silbenlokalisierung verteilt wird. So verhält es sich z. B. im südjapanischen Dialekt: den einsilbigen Wörtern mit hervorgehobenem Vokalende entsprechen hier phonologisch mehrsilbige Wörter mit Erhöhung des Stimmtones gegen das Wortende und den einsilbigen Wörtern mit Hervorhebung des Vokalanfanges — mehrsilbige Wörter ohne Erhöhung oder mit Senkung des Stimmtones gegen das Wortende. Beispiele: »Oxytone« Worte — *ʼçi* Feuer, *juʼ*: gut, *haʼna* Blume, indirekte Fälle *hanaʼga*, *hanakaʼra* u. s. f.; »barytone« Worte — *ʼçi* Sonne, *juʼ*: sagt, *haʼna* Nase *hanaʼga*, *hanakaʼra* u. s. f.⁵⁹⁾ Zu diesem Typus gehören auch die schwedische und die norwegische Sprache. Hier werden den Wörtern mit eingipfliger (einfacher) Intonation solche mit zweigipfliger (zusammengesetzter) Intonation gegenübergestellt.⁶⁰⁾

8. Die Tonbruchkorrelation, d. h. der Gegensatz der Silben mit dem sog. Brehton und der Silben ohne diesen, nähert sich funktionell der Tonverlaufkorrelation. Der Tonverlauf tritt eigentlich auch in diesem Falle als Korrelationseigenschaft auf. Beispiele: In den lettischen Mundarten, die drei Arten von langen Vokalen unterscheiden, fungieren Vokale mit ebenem Ton als merkmallose Reihe, während als merkmalthaltige Reihen die fallendbetonten Vokale einerseits und andererseits

⁵⁸⁾ Siehe z. B. Vendryes: *Traité d'accentuation grecque*. Paris 1904, Chap. V.

⁵⁹⁾ Polivanov: *Vvedenije* ... 70 ff.

⁶⁰⁾ Siehe z. B. Ekblom *op. cit.* 7 ff.

die Vokale mit Brehton dienen.⁶¹⁾ Daß im Dänischen der *stød* eine Akutfunktion hat, ist in der Literatur mehrfach festgestellt worden.⁶²⁾ In manchen litauischen Mundarten wird der ebenen Betonung der Brehton anstatt der üblichen fallenden Betonung gegenübergestellt.⁶³⁾ Bei den unebenen Intonationen der Vokale werden beide Moren verschiedenartig behandelt. Auch die brehtonigen Vokale behalten diese qualitative Ungleichmorigkeit als charakteristische phonologische Eigenschaft bei.

IV.

Versuchen wir zum Schluß die Frage nach dem gegenseitigen Verhältnis zwischen den Bestandteilen der Wort- und Syntagmaphonologie anzuschneiden. Neben der Betonung gibt es noch ein Mittel den phonologischen Syntagmagipfel zu markieren. Er kann sich von den übrigen Syntagmateilen durch ein höheres Maß der Phonemunterscheidung auszeichnen. In der einen Gruppe von Sprachen (z. B. im Russischen) vereinigen sich beide Methoden, in der anderen ist nur eine einzige vorhanden. Ist der Syntagmagipfel nur durch ein größeres Inventar der Phoneme gekennzeichnet, so fällt dieser Gipfel stets auf die erste Wortsilbe und die Wortphonologie entbehrt der Tonstufenkorrelation. Als Beispiele kann man türkische Sprachen mit Endbetonung und das Italische (falls die Hypothesen, die die italische Anfangsbetonung verneinen, richtig sind) nennen. Ist ein Syntagmagipfel durch *polytonische Betonung* markiert, so ist dieser Gipfel gleichzeitig durch einen erhöhten Grad der Phonemunterscheidung charakterisiert: nur im Syntagmagipfel wird hier die Tonverlaufkorrelation der Vokale verwirklicht. Außer der obligatorischen Tonverlaufkorrelation können dabei auch andere Korrelationen den Syntagmagipfel kennzeichnen, z. B. die quantitative Korrelation im Slovenischen. Endlich kann sich die erhöhte Phonemunterscheidung auch in einer erweiterten Zahl der disjunkten Phoneme äußern. Derartige Verhältnisse bestehen z. B. im Slovenischen.⁶⁴⁾ Solche Fälle sind aber selten.

⁶¹⁾ Siehe J. Endzelin: Lettische Grammatik, Heidelberg 1923, § 14. — Kennzeichnend ist die Tendenz der lettischen Mundarten die drei prosodischen Typen der betonten langen Vokale auf zwei zu reduzieren, in einigen Mundarten hat sich der fallende Ton dem Brehton angeglichen, in anderen der ebene Ton dem fallenden. Die Tonbruchkorrelation realisiert sich im Unterschied zur Tonverlaufkorrelation in einem Teile der lettischen Mundarten auch in unbetonten Silben.

⁶²⁾ Z. B. Ekblom op. cit. 13 ff.

⁶³⁾ Siehe Gerullis op. cit. XLI ff.

⁶⁴⁾ Siehe Trubetzkoy in Travaux du Cercle linguistique de Prague, I, 63 f.

Wird der Syntagmagipfel durch monotonische Betonung markiert, so ist die Erhöhung der Phonemunterscheidung nicht obligatorisch und zumeist auf eine erweiterte Zahl der Disjunktionen beschränkt. Bildet in der gegebenen Sprache die monotonische Betonung einen Bestandteil der Wortphonologie, so findet meistens eine Erhöhung der Phonemunterscheidung im Syntagmagipfel statt.⁶⁵⁾ Gehört aber die Betonung nur zur syntaktischen Phonologie, so ist der Bestand an Phonemen in der betonten Silbe öfters dem Phonemenbestand der unbetonten Silben gleich (z. B. im Čechischen und im Polnischen).

Die monotonische Betonung ist also das einzige Korrelationsmerkmal, das selbständig als Signal des Syntagmagipfels fungieren kann. Bildet die monotonische Tonstufenkorrelation einen Bestandteil der Wortphonologie, so dient sie immer auch zur Charakteristik des Syntagmagipfels, wogegen der Gegensatz „Hochton—Tieftton“ in den polytonischen Sprachen häufig nur eine wortphonologische und gar keine syntaktische Funktion ausübt.⁶⁶⁾

Die monotonische Tonstufenkorrelation kann nicht mit der Quantitätskorrelation der Vokale im selben phonologischen Plan eines Sprachsystems koexistieren.⁶⁷⁾ In den Sprachen mit freier Wortbetonung wird das betonte Phonem zu gleicher Zeit verlängert, die unbetonten Phoneme werden entsprechend gekürzt. Man kann folglich die Frage stellen, ob nicht als maßgebende Eigenschaft des Gegensatzes „monotonische Betonung—Unbetontheit“ im Plan der Syntagmaphonologie die Stärke und im lexikalischen Plane die Dauer fungiert.

⁶⁵⁾ Die meisten großrussischen Mundarten und die russische Schriftsprache im besonderen unterscheiden fünf betonte Vokalphoneme, einige Mundarten sowohl nord- als auch südgroßrussische — sieben, die nordgroßrussischen Mundarten besitzen vier unbetonte Vokalphoneme, die südgroßrussischen und die russische Schriftsprache — drei. In einem Teil der ukrainischen Mundarten gibt es keinen Unterschied zwischen der Zahl der betonten und der unbetonten Vokalphoneme. Das ist eine verhältnismäßige Seltenheit in den Sprachen mit monotonischer Tonstufenkorrelation.

⁶⁶⁾ Vgl. S. 172.

⁶⁷⁾ Dieses Gesetz kennt keine Ausnahmen (s. Jakobson, op. cit. 23 ff.). Man hat auf das Englische und das Deutsche hingewiesen, im Englischen aber gibt es offensichtlich keine Quantitätskorrelation, sondern eine Spannungskorrelation (vgl. E. A. Meyer: Englische Lautdauer. Uppsala-Leipzig, 1903; A. Ehrentreich: Zur Quantität der Tonvokale im Modern-Englischen, Berlin, 1920), und in dem Deutschen existiert in Wirklichkeit in einigen Mundarten, wie Trubetzkoy hinweist, keine Quantitätskorrelation, sondern eine Silbenschnittkorrelation, in anderen aber, in denen die Quantitätskorrelation wirklich vorhanden ist, gehören

L'ACCENT DE LA PHRASE ET L'ACCENT DU MOT

Par Aleksandar Belić (Beograd).

Le rapport de ces deux accents étant une question actuelle, je voudrais faire quelques remarques tirées de mes notes dialectologiques concernant la langue serbo-croate. Ces remarques seront limitées aux cas où la relation dont nous parlons est représentée par des signes linguistiques différents. Le rapport de l'accent phraséologique et de l'accent des mots isolés frappe tout dialectologue, aussitôt qu'il cherche à préciser les traits caractéristiques d'un dialecte. Tous ceux qui ont étudié dans un parler populaire plusieurs phrases formant un tout, ont été amenés à se faire une idée précise de ce rapport. C'est pourquoi je donnerai ici plutôt des observations générales basées sur mon expérience qu'une analyse détaillée, en laissant de côté les faits nombreux qu'on pourrait citer pour mieux mettre en évidence mes vues générales.

* * *

Il n'y a pas de doute que les accents des mots isolés changent un peu de nature dans la phrase. Il y a toujours des accents prononcés avec peu de précision, avec emphase, interrogativement ou dans une autre disposition psychique et qui, pour cette raison, sont changés à un tel point qu'il est impossible d'en avoir la même impression phonique que celle qu'on a en dehors de ces conditions et de les fixer toujours par les mêmes signes. Ces modifications de l'accent sont tellement naturelles et compréhensibles qu'il n'est pas difficile de les séparer de celles qui n'ont pas ce caractère accidentel. Mais si ces modifications forment un système qui se répète toujours, de la même manière, dans les mêmes conditions, dans le même cas, elles ont une importance spéciale pour le rapport dont nous parlons; sinon, il s'agit d'influences qui n'apportent aucun changement à la nature générale de ce rapport.

Ainsi que je l'ai dit au commencement, il n'y a aucun système accentologique des mots isolés qui ne change un peu de

die Quantitäts- und die Tonstufenkorrelation verschiedenen Sprachplänen an: die erste ist nur lexikalisiert, die zweite dagegen nur morphologisiert. — Schon in seinem Buche *Recherches sur l'histoire et les effets de l'intensité initiale en latin* (Paris, 1902, § 2) hat sich J. Vendryes der Formulierung des Gesetzes von der Unvereinbarkeit der freien dynamischen Betonung und der freien Quantität sehr genähert. Er hatte aber nicht beachtet, daß durch die Betonungstabilisation die Wortbetonung als bedeutungsbildendes Element beseitigt wird, und darum war er gezwungen neben den Fällen, in welchen ein von den unvereinbaren Elementen das andere vernichtet, auch Kompromisse zwischen der Quantität und der dynamischen Betonung anzunehmen (z. B. für das Čechische und das Persische).

nature dans la phrase, étant donné que, dans la phrase, les accents des mots doivent s'adapter à l'accent phraséologique. Mais cela ne signifie pas qu'ils changent complètement. Tant que ce changement est partiel et qu'il ne défigure pas le caractère propre des accents des mots isolés, nous le considérerons comme nul pour le rapport des deux accents en question.

En nous plaçant à ce point de vue, nous pourrions établir quelques types de ce rapport. Je les exposerai d'après leurs caractères généraux en laissant de côté tous les détails.

Dans la langue serbo-croate il est rare qu'il y ait opposition entre ces deux accents: l'accent phraséologique et l'accent des mots isolés. Je ne l'ai constatée que dans le dialecte archaïque de l'île de Veglia (Krk) et je l'appellerai simplement le type de Dobriń. Généralement, ou la phrase par son accent change l'accent des mots isolés (par ex.: en Bribir ou en Galičnik) ou les mots gardent leur accent individuel (le type néoštokavien ou le type de Novi). Enfin on peut constater des différences accentologiques dues aux différentes positions que le mot occupe dans la phrase: devant la pause ou à la fin de la phrase. Ce cas n'est, comme on le voit, qu'une légère modification du type neoštokavien ou du type de Novi. Or nous n'avons que trois types de rapports de l'accent phraséologique et de l'accent des mots isolés:

- I. Le mot garde son accent dans la phrase.
- II. Le mot change son accent dans la phrase et ce changement persiste plus ou moins dans le mot isolé.
- III. La formation d'un rapport d'opposition entre l'accent du mot dans la phrase et l'accent du mot isolé.

I.

Il est bien connu que les dialectes néoštokaviens ayant la nouvelle accentuation (de quatre accents) sont nombreux. Or dans tous ces dialectes l'accent du mot est conservé dans la phrase. Ces dialectes ne connaissent pas de mélodie spéciale phraséologique. Ce ne sont que les longueurs à la fin des mots qui donnent au langage un caractère spécial rythmique et mélodique. De même la phrase ainsi que les mots polysyllabiques prennent un accent descendant par suite du transfert des accents anciens connus dans ces dialectes. Tout le langage prend alors en quelque sorte un caractère trochéique.

Cet état de choses a créé une ressemblance de la ligne mélodique phraséologique et de la ligne mélodique du mot. Grâce à cette ressemblance leur rapport est devenu assez stable.

Dans le parler de Novi, le rapport des accents des mots isolés et de la mélodie phraséologique est plus intéressant. La ligne mélodique de la phrase à Novi est semblable à celle de Bribir ou

de Grobnik, mais le rapport de la mélodie de la phrase et du mot est tout à fait autre à Novi qu'aux deux endroits nommés. Quoique la mélodie phraséologique de Novi soit fixe, l'accent du mot en y entrant s'y fait une place ne la modifiant pas beaucoup mais ne se pliant pas non plus à son influence. Dans la lutte de ces deux accents, celui du mot de Novi est devenu plus précis et plus vigoureux.

Je pense que cette lutte entre la mélodie phraséologique et l'accent individuel du mot a amené la perte des longueurs inaccentuées dans le parler čakavien de Bakar (voir sur ce dialecte mon compte-rendu dans le *Godišnjak XXV*, 358 et sq.) : l'affermissement des accents du mot qui se maintiennent très bien dans le dialecte de Bakar s'est fait aux dépens des longueurs inaccentuées. On ne pourrait dire que tous les dialectes čakaviens gardent leur accent dans la même mesure qu'ils perdent leurs longueurs inaccentuées ; mais même si on la soutenait, cette thèse ne serait point tout à fait inexacte.

Le dialecte kašoube qui a perdu la qualité de ses accents longs (quand ces accents représentaient les anciens accents), n'a-t-il pas gardé les longueurs inaccentuées mieux et d'une manière plus précise que tous les autres dialectes du slave méridional qui pour sa part a si bien conservé la qualité de ses accents longs.

II.

Il est tout naturel que l'accent phraséologique ayant subi un changement spécial domine par son accent les mots de la phrase si bien qu'employés séparément ces mots gardent cet accent changé. Un exemple de cet ordre nous est fourni par l'accent du macédonien occidental. Dans les dialectes dits miaques (comme type de ces dialectes je prends le parler de Galičnik) on trouve un accent phraséologique qui accentue la troisième syllabe d'un syntagme, en partant de la fin du mot : *se-kojǎ-večer*, *bes-pét-pari*, *dvá-sina*, *ženskó-dete*, *deténceno* etc. ; mais dans les mots isolés : *sékoja*, *véčer*, *pári*, *sína*, *žénsko*, *déte*, *détence*¹⁾ etc.

Nous voyons d'après ces exemples que dans la conscience des sujets parlants il a dû exister un rythme trisyllabique du syntagme, qui a pu apparaître dans toute sa valeur dans les mots polysyllabiques. Par conséquent on n'a pu le percevoir d'une manière nette que dans la phrase.

Mais dans ce cas il ne s'agit pas encore de l'accent phraséologique entièrement formé ; il s'agit plutôt du rythme syntagma-

¹⁾ Le lecteur trouvera encore d'autres exemples dans mon étude intitulée *Galički dijalekat*, p. 146 et sqq. qui paraîtra prochainement dans le *Dijalektološki Zbornik* de l'Académie Royale Serbe IV.

tique apparaissant dans toute sa valeur dans la phrase ainsi que dans les mots polysyllabiques; quand le mot isolé est dissyllabique, cet accent naturellement frappe la première syllabe. On pourrait même se demander si cet accent syntagmatique n'a pas été produit sous l'influence des mots isolés (principalement polysyllabiques) et puis généralisé et appliqué partout dans la phrase. Cependant le vrai accent phraséologique est d'un caractère tout à fait différent.

C'est en čakavien, comme je l'ai déjà fait remarquée et spécialement sur le littoral croate (Hrvatsko primorje)²⁾ dans le dialecte de Vinodol (en Bribir, Drivenik, Crikvenica, Grobnik et ailleurs), qu'on peut constater le vrai accent phraséologique. Il est une sorte de « mélodie » d'après laquelle on peut reconnaître le lieu de provenance du parler en question. Au centre de la phrase se trouve généralement l'accent principal, le plus fort et le plus haut, autour duquel se groupent les accents des syntagmes plus faibles et plus bas. Son influence change tellement les accents montants et descendants des mots que dans la conscience des sujets parlants ils prennent le même caractère, de sorte qu'on ne les distingue plus l'un de l'autre. Et dans les parlers en question l'accent montant, dans les mots isolés, apparaît à la place de l'accent descendant et vice-versa.

Le vrai accent qu'on ne distingue que dans les syllabes longues n'existe dans ces dialectes que dans la phrase. En ce qui concerne les accents brefs qui n'ont point de valeur tonique différente (c'est précisément le cas des dialectes čakaviens), ils ne changent point. Voilà pourquoi les accents longs des mots isolés dans les dialectes de Novi et de Bakar gardent bien leur caractère, tandis qu'ils ne le conservent pas dans les dialectes de Bribir, Grobnik et Drivenik.³⁾

Il s'ensuit que l'accent phraséologique des dialectes cités influe tellement sur l'accent des mots isolés qu'il finit par le changer totalement; mais ailleurs il établit de nouveaux accents formés d'après sa propre nature.

III.

Pour illustrer le rapport de l'accent phraséologique et de l'accent des mots isolés établis d'après leurs différences, nous étudierons l'accent du Dobriń. Dans la phrase de ce dialecte c'est l'accent montant qui domine, tandis que dans les mots isolés c'est l'accent descendant; l'accent bref maintient sa place dans la

²⁾ Je ne voudrais pas aborder ici la question de l'origine de cet accent.

³⁾ Une autre fois je tâcherai de donner le schéma de la mélodie phraséologique dans les dialectes nommés et le rapport entre cette mélodie et l'accent des mots isolés.

phrase, dans les mots isolés, au contraire, il se transfère vers le commencement du mot d'une syllabe; par ex.: mlâtīmo dans la phrase, mlâtīmo dans le mot; selò:sèlo. Ce rapport a créé une nouvelle valeur de l'accent descendant: il est devenu non seulement l'accent des mots isolés mais aussi l'accent des mots prononcés séparément dans la phrase, des mots spécialement accentués et soulignés.

On ne peut pas encore dire que dans la phrase il n'y ait que des accents montants et dans les mots des accents descendants. Mais il est hors de doute que c'est là leur caractère général. Cette différence s'accentuera encore et ces deux caractères accentologiques deviendront probablement les signes morphologiques des entités dont nous parlons. C'est pourquoi les mots du dialecte de Dobriń ayant un accent ancien descendant (Bôg, gīne, ċŭje) peuvent prendre dans la phrase l'accent montant (bóg, gīne, ċŭje etc.), ce qui n'empêche que dans certains cas ils maintiennent encore leur ancien accent. Il est intéressant de constater que ce dialecte conserve bien la longueur des syllabes inaccentuées.

Il ne serait pas difficile de trouver la raison de ce rapport d'opposition entre les deux accents en question. Il suffit de citer le fait connu du dialecte de Kastav: tous les accents montants devant une pause ou à la fin du mot isolé ou à la fin de la phrase deviennent des accents descendants. Mais dans le dialecte de Kastav ce rapport des accents montants finaux ou non-finaux — correspond aux mêmes rapports des accents descendants finaux et non-finaux ainsi qu'aux mêmes rapports des accents brefs. Ce parallélisme étant dans la nature même des accents kastaviens ne favorise pas la formation d'une relation accentologique d'opposition. Aussitôt ce parallélisme disparu, cette formation est possible. Mais l'origine des formations des différents rapports phraséologiques et des rapports des mots isolés dépassant le cadre de mon esquisse, je remets à une autre fois la discussion de cette question.

La conclusion qui se dégage de ce petit exposé des relations accentologiques de la phrase et du mot est la suivante: les accents des mots isolés assez solides et spécialement développés ne se maintiennent que s'ils ne changent pas leur caractère phonique dans la phrase; ainsi l'accent de la phrase détruit les accents anciens des mots isolés et favorise la formation d'accents nouveaux. Mais les changements d'accents des mots isolés peuvent aussi former d'autres rapports par les différences qui se créent.

Il est vrai que les conditions et les causes exposées plus haut, produisant le changement des accents phraséologiques, ne

représentent pas tout ce qu'on pourrait dire au sujet des changements accentologiques; mais il est hors de doute qu'elles sont des éléments importants de ces changements.

SUR LA PHONOLOGIE DE LA PHRASE

Par Serge Karcevskij (Genève)

A Vilém Mathcsius
et Roman Jakobson.

« La langue est une forme et non une substance. » — « L'essentiel de la langue est étranger au caractère phonique du signe linguistique. » — Le second principe de la linguistique, c'est le caractère *linéaire* du signifiant.

F. de Saussure.

I.

Dans les différents plans, à savoir *lexicologique*, *syntaxique*, *morphologique* et *phonologique*, d'un même système linguistique, les propriétés phoniques, qui sont le *timbre*, la *durée*, le *ton* et l'*intensité*, ne sont pas utilisées de la même manière.¹⁾ Il nous faudrait par conséquent nous cantonner dans un seul système linguistique, p. ex. dans le russe, idiome maternel de l'auteur, pour établir les caractères phonologiques qui distinguent la phrase des autres faits du même système linguistique. C'est ce que nous avons d'abord fait en entreprenant nos investigations. Cependant, au fur et à mesure que nous avançons dans nos recherches, nous avons dû constater que les phénomènes de l'intonation « intellectuelle » relevaient du langage en général et non d'une langue ou d'un groupe de langues déterminées. Aussi, le chapitre II excepté, parlons-nous de la langue en général et citons-nous des exemples fournis par différentes langues, même non-indoeuropéennes, bien que ce soit pourtant le russe qui concentre principalement notre attention.

Le caractère essentiel de la langue en tant que système sémiologique est la fusion intime de l'aspect conceptuel et de l'aspect phonique. Un signe linguistique, de quelque plan qu'il relève, est toujours une unité à double face. Les rapports entre les deux aspects de la langue variant d'un plan à l'autre, chaque plan, de même qu'il possède sa propre « idéologie », a également sa *phonologie* particulière. Il existe par conséquent une phonologie lexicologique, syntaxique, morphologique, une phonologie du mot, signe le plus important et relevant de tous les quatre

¹⁾ Au sujet des « plans » de la langue, v. l'Introduction à notre *Système du verbe russe* (Prague, 1927), ainsi que notre réponse à la III^{me} question de l'enquête instituée par le Comité d'organisation du 2nd Congrès international de linguistes (Genève, 1931).

plans, mais il existe enfin la phonologie tout court. Cette dernière se rapporte au plan phonologique et s'occupe des phénomènes phoniques de caractère général, ne desservant ni la grammaire, ni la dérivation, ni la phrase non plus, et n'existant qu'en fonction de la syllabe dans ses rapports avec le phonème. Nous laissons ici complètement de côté la phonologie sémantique.

Nous étudions ici la phonologie de la phrase, c'est-à-dire l'ensemble des phénomènes phoniques qui servent à distinguer la phrase des autres unités de la langue, telles que le syntagme, le mot, etc. La phrase, comme nous le montrerons, relève du plan lexicologique et en est le principe constitutif.

Il est plutôt rare qu'on fasse une distinction rigoureuse entre la *phrase* et la *proposition*. Le plus souvent on les confond pour dire « phrase » ou « proposition », indifféremment. Pourtant, la proposition est une unité grammaticale (syntaxique) bien déterminée qu'il est impossible de confondre avec la phrase.

La proposition est un *syntagme*, c'est-à-dire une structure binaire dont les termes se rapportent comme déterminé (*T*) à déterminant (*T'*), ainsi старый (*T'*) дом (*T*); boîte (*T*) aux lettres (*T'*). Mais c'est un syntagme *prédicatif*, c'est-à-dire qu'à l'encontre de tous les autres syntagmes, l'attribution du *T'* au *T* s'y fait par l'intervention de la personne parlante d'une manière *explicite*. La personne parlante est présente dans la proposition, puisque le *T'* d'un syntagme prédicatif est déterminé vis-à-vis de la notion de mode (ce qui n'est autre chose que l'expression de la manière dont la personne parlante envisage l'attribution du *T'* au *T*, p. ex. comme un fait ou bien comme une supposition, etc.); d'autre part, il est déterminé vis-à-vis de la notion de temps (c'est-à-dire par rapport au moment du discours de la personne parlante). Ainsi Дом (*T*) был стар (*T'*), La maison (*T*) était vieille (*T'*). Le sujet d'une proposition est un *T* « absolu » car il ne sert pas de *T'* pour un autre *T*. Quant à la proposition *impersonnelle*, celle-là n'existe que par son opposition avec la proposition ordinaire: c'est une structure prédicative dont le *T* est éliminé et le terme correspondant au *T'* indique précisément l'impossibilité de le rapporter à un *T* absolu. Ainsi гром убил человека) человека убило громом; Ich träume > Es träumt mir.

Bien que la proposition, par sa structure, soit le mieux adaptée à servir d'unité de communication dans les circonstances les plus diverses, la phrase ne doit pas nécessairement avoir la forme d'une proposition. La phrase n'a rien à voir avec la grammaire, en général.

Le plan lexicologique est en quelque sorte « superposé » aux

autres plans de la langue et les « emboîte » tous.²⁾ Dans ce plan, la pensée, cherchant de plus en plus à se libérer des formes de la langue qui sont devenues pour elle des entraves, procède à une intégration des éléments résultant des différenciations antérieures syntaxiques et morphologiques. Cette opération aboutit à la constitution de la *phrase* avec ses éléments fonctionnels que nous appelons *membres de phrase* et dont les contours peuvent aussi bien coïncider que ne pas coïncider avec les frontières des unités syntaxiques, puisqu'il s'agit de principes de division différents.

La phrase est une unité de communication actualisée. Elle n'a pas de structure grammaticale propre. Mais elle possède une structure phonique particulière qui est son *intonation*. C'est précisément l'intonation qui fait la phrase. N'importe quel mot ou assemblage de mots, n'importe quelle forme grammaticale, n'importe quelle interjection peuvent, si la situation l'exige, servir d'unité de communication. L'intonation vient procéder à l'*actualisation* de ces valeurs sémiologiques virtuelles, et depuis ce moment, nous nous trouvons en présence d'une phrase.

Voici quelques spécimens de phrases enregistrées par M. A. Peškovskij, telles que nous en entendons ou faisons nous-mêmes à tout instant et dont la structure grammaticale est tout-à-fait défectueuse: А на поле как хорошо мы были! — Дайте-ка мне матерью я тут оставил. — А вот рыба, которая недосолена, её соль нехорошо взяла, она жирная — обязательно червячок заведётся. — Почему ты уходишь не закрываешь электричество?³⁾ — Encore une phrase que nous avons surprise dans notre propre parler. Il s'agissait d'un oiseau tombé du nid: Она разбилась, упала когда, очень сильно.

L'intonation, dans l'économie de la langue, est le procédé par excellence d'*actualisation*. La langue en a plusieurs à sa disposition, et ils mériteraient chacun une étude spéciale. Ici nous ne faisons qu'effleurer cet important sujet.

Destinés à desservir tout le monde et dans toutes les circonstances, les signes de la langue ne peuvent nécessairement posséder qu'une valeur *virtuelle*. Tout acte de parole exige leur adaptation au cas concret, à la réalité donnée. Le fonctionnement des pronominaux (dont relèvent, soit dit en passant, l'article aussi bien que le verbe *être*) et des numériques, ces deux systèmes particuliers plongés dans le système général de la langue,⁴⁾

²⁾ M. Albert Sechehaye a le premier appliqué systématiquement le principe d'emboîtement aux phénomènes du langage; v. *Programme et méthode de la linguistique théorique* (Paris—Leipzig—Genève, 1908).

³⁾ А. М. Пешковский, *Русский синтаксис в научном освещении*, 3^{me} éd. (Moscou, 1928), p. 542.

⁴⁾ *Système du verbe russe*, § 4 Actualisation.

correspond à cette étape d'actualisation dont M. Ch. Bally dit: « on actualise un signe lexical quand on indique quelle portion de son extension on envisage dans chaque cas. »⁵⁾ La prédication fait un pas de plus dans cette direction en rapportant les faits à la personne parlante. Cependant ces procédés-là ne visent en somme qu'à préparer la voie à cette véritable rencontre du signe et de la réalité dont l'intonation est le témoignage et l'instrument, tout à la fois.

Il ne s'agit point là de la *réalité* dans le sens ontologique de ce terme. La seule réalité que la langue connaisse est celle de la personne parlante avec sa façon de voir les choses et de se comporter vis-à-vis d'elles, au moment du discours. La parole étant toujours un *dialogue*, quand même « l'interlocuteur » ne serait que notre propre « moi »; ce sont les rapports de la personne parlante avec son interlocuteur qui constituent la *situation*, dans le sens linguistique du mot. Or, la phrase est justement fonction du dialogue.

Le dialogue fait penser à un duel. Chacun des interlocuteurs cherche à imposer à l'autre sa volonté, son émotion, sa pensée. L'attaque de l'un provoque une riposte de l'autre. Les attitudes actives et passives alternent; une tension psychique est suivie d'une détente. L'intonation de chaque phrase traduit l'attitude de son auteur à l'instant donné, et par là les valeurs sémiologiques virtuelles sont actualisées, c'est-à-dire qu'elles obtiennent une existence individuelle.

Il existe des situations revenant sans cesse dans tout dialogue. Il y a des attitudes de la personne parlante que nous releverons partout identiques à elles-mêmes. Il y a des intonations figées formant des procédés de communication, dont aucun dialogue ne saurait se passer. En nous attachant exclusivement aux caractères linguistiques généraux du dialogue, nous serons certains de ne pas sortir de la langue pour tomber dans la parole.

Au point de vue de la psychologie, une unité de communication représente une décharge d'énergie psychique. Suivant la prédominance éventuelle de la volition, de l'émotion ou de l'intelligence ou bien suivant leurs diverses combinaisons, on peut distinguer plusieurs types d'unités de communication, différant entre eux qualitativement. Quantitativement parlant, cette décharge peut être plus grande ou moins grande, et peut se distribuer différemment dans le temps. D'autre part, une unité de communication correspond à une certaine quantité d'énergie physique distribuée dans le temps d'une manière plus intense ou moins intense. Enfin, l'attitude de la personne parlante maniant les deux faces de cette unité bilatérale peut être « active » (auto-

⁵⁾ *Le langage et la vie* (Paris, 1926), pp. 76-77; *La pensée et la langue*, BSL, XXIII (1922), p. 118 n. 1^o.

ritaire, assurée, agressive, etc.) ou « passive » (incertaine, soumise, etc.). De là, la possibilité d'une grande variété de types de phrases en tant que « schémas dynamiques », pour nous servir de l'expression de M. H. B e r g s o n.

Cependant, pour la linguistique, toute cette diversité se ramène à deux grandes classes d'intonations, à savoir: 1^o *intonations tendues*, destinées à éveiller l'attention, et 2^o *intonations relâchées*, destinées à l'apaiser. (Nous nous plaçons au point de vue de l'audition et non de la phonation.) L'onde phonique étant constituée par l'association de plusieurs éléments, notamment le timbre, l'intensité, le ton et la durée, la tension aussi bien que la détente peuvent se porter de préférence sur l'un ou sur l'autre de ces éléments, de même que sur leurs diverses combinaisons. Le nombre des variétés d'intonation qui en résultent est amplement suffisant pour l'expression des mouvements d'âme les plus divers.

Nous n'étudions pourtant pas ici les inflexions de la voix au service des émotions. Nous laissons également de côté le type volitionnel de phrase. Seule l'intonation de la phrase *intellectuelle* dans ses deux variétés — *question : réponse* — nous intéresse ici. La question et la réponse sont deux schémas dynamiques les plus larges, recouvrant les attitudes les plus diverses, cadrant avec les situations les plus variées.

L'extension toujours grandissante des communications par écrit, qui fait que nous écrivons et lisons plus que nous ne parlons ni entendons parler, modifie le caractère des rapports entre la personne parlante et l'interlocuteur. Ce dernier n'étant plus présent *in visu*, ou bien étant tout-à-fait imaginaire (lecteur d'un ouvrage), la personne parlante a surtout recours à l'argumentation logique pour obtenir ce qu'elle désire, et non aux procédés affectifs. Elle est en outre obligée de suppléer à l'absence de l'intonation par des signes conventionnels graphiques (ponctuation, ordre spécial des mots). Ainsi disparaît tout ce qu'il y a de spontané et de naturel dans un dialogue. La situation devient nécessairement intellectuelle et conventionnelle. Le rôle de l'intonation s'en trouve être amoindri, et cela ne se passe sans répercussion sur notre parler.

Si intellectualisée et appauvrie soit-elle, l'intonation fait néanmoins partie intégrante du mécanisme linguistique. Dans la parole intérieure même, nous intonons tout le temps mentalement, et il suffit d'y prêter un peu d'attention pour s'apercevoir que la parole intérieure, elle aussi, a la forme d'un dialogue: nous discutons avec nous-mêmes, nous posons des questions à notre « interlocuteur », nous lui répondons. Bref, nous faisons des phrases.

L'intonation ainsi délimitée sert à marquer le terme de la

phrase, à opposer la question à la réponse, à distinguer la phrase intellectuelle de la phrase volitionnelle ou émotive, mais aussi à diviser la courbe de l'intonation en *membres de phrase*, dont les oppositions servent à disposer dans une certaine perspective, selon leur importance momentanée, les unités de sens correspondantes. Le caractère de l'intonation est « *progressif* », c'est-à-dire que ses modifications annoncent les faits à venir, soit la fin prochaine de la phrase soit, au contraire, sa continuation; directement, elle ne nous renseigne point sur ce qui précède. — Au point de vue objectif, les modifications de l'intensité, du ton et de la durée qui constituent l'intonation sont parallèles à la succession des syllabes; cependant, pour notre conscience linguistique, les phénomènes de l'intonation affectent non pas les syllabes, mais diverses unités de sens (membres de phrase, phrase, mots en tant qu'éléments fonctionnels des membres de phrase). Si divergentes que puissent être, dans une phrase, les courbes de l'intensité, de la durée et du ton, notre conscience linguistique procède à leur intégration, et les ramène à des unités synthétiques en fonction du sens.⁶⁾

II. ♦

Pour la physique, toute tranche découpée dans la chaîne phonique doit contenir les éléments suivants: la durée, l'intensité, le ton, le timbre. Mais il en est tout autrement, au point de

⁶⁾ Outre les ouvrages déjà cités, nous avons surtout consulté les suivants: Ch. Bally, *Traité de stylistique française*, I, 2^{me} éd. (Heidelberg, 1921); В. А. Богородицкий, *Общий курс русской грамматики*, 3^{me} éd. (Kazan, 1913); Р. Якобсон, *О чешском стихе, преимущественно в сопоставлении с русским* (Moscou—Berlin, 1923); R. Jakobson, *Remarques sur l'évolution phonologique du russe comparée à celle des autres langues slaves* (Prague, 1929); Vilém Mathesius, *Ziele und Aufgaben der vergleichenden Phonologie* (Xenia Pragensia, Prague, 1929); А. М. Пешковский, *Интонация и грамматика* (Изв. русск. яз. и слов. Академии Наук СССР, 1928, I, t. 2); J. van Ginneken, *Principes de linguistique psychologique* (Paris—Leipzig—Amsterdam, 1907); E. Sievers, *Ziele und Wege der Schallanalyse* (Heidelberg, 1924); C. Svedelius, *L'analyse du langage appliquée à la langue française* (Upsala, 1897); M. Weingart, *Étude du langage parlé suivi du point de vue musical avec considération particulière du tchèque* (Travaux du Cercle linguistique de Prague, I, Prague, 1929); P. Verrier, *Essai sur les principes de la métrique anglaise*, I (Paris, 1909); В. Всеволодский-Гернгросс, *Теория русской речевой интонации* (S.-Pétersbourg, 1922); A. Meillet, *Théorie du rythme et du ton en indo-européen* (BSL. XXXI); N. Troubetzkoy, *Zur allgemeinen Theorie der phonologischen Vokalsysteme* (Travaux du Cercle, etc.); M. Grammont, *La psychologie et la phonétique* (Journal de Psychologie, 1929—1930); M. Grammont, *Traité pratique de prononciation française* (Paris, 1914); Otto Jespersen, *Lehrbuch der Phonetik*, 3 éd. (Leipzig-Berlin, 1920); Edward Sapir, *Sound Patterns in Language* (Language, vol. I, 1925); Olaf Broch, *Slavische Phonetik* (Heidelberg, 1911).

vue de la langue. La langue ne connaît que les tranches phoniques découpées d'une manière déterminée; même les tranches les plus petites telles que la *syllabe* et le *phonème* sont pourtant des unités différentielles au service du système linguistique donné et non découpées d'une façon arbitraire dans la chaîne phonique. Disons plus. La langue n'a pas affaire à la matière phonique, au son physique, elle n'a affaire qu'aux caractères de cette matière, tels que le *timbre*, l'*intensité*, le *ton* et la *durée*, sans considération du son empirique. En tant que mécanisme établissant une correspondance entre la marche de la différenciation dans l'ordre de la pensée d'une part, et dans l'ordre des sons, de l'autre, la langue est immatérielle. « L'essentiel de la langue, disait F. de Saussure, est étranger au caractère phonique du son. »⁷⁾

Les caractères ou propriétés phoniques dont il vient d'être question sont utilisés de manière différente dans les différents plans de la langue.

Essayons tout d'abord de déterminer les rapports entre la syllabe et le phonème.

La notion de *phonème* repose sur la division de la chaîne phonique en unités *qualitativement* différentes, qui sont les oppositions de *timbre*.⁸⁾ A chacune de ces unités-là sont « superposées » les différences quantitatives de ton, de durée, d'intensité. Virtuellement, le phonème possède par conséquent tous les caractères phoniques; cependant la *durée*, le *ton* et l'*intensité* ne peuvent se réaliser, linguistiquement parlant, que dans la *syllabe* considérée en tant que partie d'une unité de sens. Autrement dit, la syllabe est une unité du plan phonologique, composée d'une ou de plusieurs unités de timbre (phonèmes) et susceptible d'être déterminée vis-à-vis des notions de ton, de durée, d'intensité. On peut dire aussi que le phonème est la limite de la syllabe, que la différenciation de la syllabe s'arrête là. D'autre part, c'est dans la syllabe seulement, qu'un phonème peut être actualisé avec toutes ses possibilités. Cependant, pour des raisons physiques, tous les phonèmes ne peuvent pas, dans la même

⁷⁾ *Cours de linguistique générale*, chap. II.

⁸⁾ Saisissons cette occasion pour souligner ce fait que le timbre, en tant que notion linguistique, ne doit pas nécessairement coïncider sur tous les points avec le timbre du son empirique. Ainsi, dans le russe, la différence entre une consonne mouillée et une consonne « dure » est, au point de vue de la physique, celle de ton: *n'* est articulé sur un ton plus élevé que *n*. Néanmoins, pour les sujets parlants, cette différence est sentie comme une différence *qualitative*, partant une différence de timbre, puisqu'elle ne peut pas être plus grande ou moins grande, comme c'est le cas des différences de durée, d'intensité ou d'acuité (hauteur du ton). On dira donc que chaque consonne russe possède deux variétés de timbre.

mesure, être porteurs des caractères quantitatifs réalisés dans une syllabe. Le ton surtout, mais aussi l'intensité ne peuvent être rendus que par les phonèmes, d'un certain degré d'aperture. De là cette impression que dans une syllabe le ton, la durée et l'intensité sont concentrés sur un seul point « sonnante », qui est le phonème d'aperture plus grande que les autres phonèmes de la syllabe et qui correspond à la première implosion.

La syllabe russe n'est par elle-même ni longue ni brève, ni montante ni descendante, ni atone ni accentuée, puisque les caractères phoniques quantitatifs ne peuvent être réalisés dans la syllabe qu'en fonction d'une unité de sens. Voyons donc en quoi diffèrent entre elles les syllabes du *mot* isolé, considéré simplement comme un groupement organisé de syllabes.

On sait qu'elles diffèrent en *intensité* et que, sous ce rapport, elles forment un système hiérarchique qu'on peut se représenter au moyen du schéma :

... 1 — 0 — 1 — 0 — 2 — 4 — 0 — 1 ...

Le chiffre 4 représente le degré de l'intensité de la syllabe accentuée par rapport au degré de l'intensité des autres syllabes du même mot.⁹⁾

Cette hiérarchie de degrés d'intensité n'est pas simplement superposée au timbre mais — et c'est là l'un des plus originaux caractères de la phonologie du mot russe — elle le modifie radicalement. Le vocalisme du mot russe dépend en large mesure de l'organisation du mot au point de vue de l'intensité.

Les rapports entre l'intensité et le vocalisme des syllabes à l'intérieur du mot sont réglés par la loi de la *réduction des voyelles* ou de la *mutation des timbres vocaliques* dont voici le schéma simplifié :

⁹⁾ Nous adoptons le schéma de M. J. Lundell (*Lärobok i ryska språket*, I (Stockholm, 1911), p. 11.

	après les dures ordinaires			après š, ž, c			après les palatalisées			
position 4:	u	o	a	o	a	e	o	a	e	i-y
position 2:	u	â		ə			ê			i-y
position 1:	û			ə						î-ÿ
position 0:	û			^						î-ÿ

Les lettres *â* et *ê* désignent *a* et *e* assourdis; *ê* représente de plus un son glissant vers *î*, surtout quand il se trouve entre deux palatalisées; *ə* dans la position 2 (après *š*, *ž* et *c*) glisse vers *y*; dans la position 1, après les palatalisées, le timbre de *ə* est proche de *î* assourdi; réduit à une durée ultra-brève, *ə* disparaît facilement dans un débit accéléré, il est alors représenté par *~*; *u* et *i-y* ne subissent qu'un assourdissement sans modifier leur timbre.

Exemples: *gotət* (ou *got~t*), *gâlodnÿj*, *gətâdat'* (*g~lâdat'*), *gətədâvat'* (ou *gət~dâvat'*, *fprogətət'* (ou *fprog~tət'*), c'-à-d. голод, голодный, голодаты, голодовать, впроголодь; — *šak*, *šəgnut'*, *šəgânut'* (ou *š~gânut'*), *vyšəgət'* (ou *vyš~gət'*), c'-à-d. шаг, шагнуть, шагну́ть, вышагать; — *l'es*, *l'ésnoj* (ou *l'isnoj*), *l'əsâv'ik* (*l'isâv'ik* ou *l'~sâv'ik*), *izl'əsû* (*izl'isû* ou *izl'~sû*), c'-à-d. лес, лесной, лесовик, из лесу.

Il existe également une « position 3 », c'est celle de la syllabe portant l'accent secondaire dans les *composés* (dans ceux-là, chacun des éléments sémantiques a son propre sommet phonologique). Comp. *domá*, *домовод*, *домово́й*; (*dâma*, *dômâvot*, *dəmâvoj*); *měd*, *медова́р*, *медо́вый* (*m'ot*, *m'edâvar*, *m'édovÿj* ou *m'îdovÿj*); *лес*, *лесовод* (*l'es*, *l'esâvot* avec un *e* affaibli mais ne glissant par vers *i* comme c'est le cas dans *лесной* ou *лесовик*).

Ainsi, soit dans un paradigme, soit dans la dérivation, soit enfin dans les combinaisons enclitiques ou proclitiques, le déplacement de l'accent modifie profondément l'aspect phonique du mot « initial ». Si les sujets parlants reconnaissent pourtant ce mot à travers tous ses changements, c'est grâce à la présence en leur conscience linguistique de ce système de corrélations qui porte le nom de loi de la réduction des voyelles. Mais, cette re-

connaissance, comment s'effectue-t-elle puisque la réduction des voyelles n'est pas un processus réversible? C'est là un problème bien intéressant, mais dont nous ne pouvons pas nous occuper ici.

Nous sommes forcés de reconnaître que les différences d'intensité ne jouent de rôle dans la phonologie du mot russe qu'en s'associant aux différences de timbre vocalique. La plupart des prétendus homophones qui ne se distingueraient entre eux que par l'accentuation, sont tels seulement dans l'écriture; ainsi p. ex. замо́к (*zamok*, serrure) et за́мок (*zamək*, château), ou bien мука́ (*muka*, farine) et му́ка (*mukə*, torture), etc. Notre conscience linguistique ne rapproche d'ailleurs jamais des formes isolées. C'est ainsi qu'à propos des « homophones » nápyca (*gén. sg.*, la voile) et napycá (*nom. pl.*), il ne faut pas oublier que l'opposition y est établie entre les désinences du singulier aux voyelles réduites (*parûs-ə, -û, -əm, -ê*) et les désinences du pluriel au timbre vocalique « plein » (*pərus-a, -of, -am, -am'î, -ax*). Or, le timbre « plein » ne peut être obtenu qu'au degré supérieur de l'intensité.

Ainsi, c'est le timbre, tout seul ou bien combiné avec l'intensité, qui est utilisé dans la phonologie du mot russe. Le rôle de l'intensité n'est que secondaire. Il n'y a pas d'opposition *accent: atonie*, car il y a, dans le mot russe, quatre ou cinq degrés de l'intensité qui sont en même temps degrés du timbre vocalique. L'intensité, en tant que notion quantitative, ne parvient pas à se dégager de l'ambiance qualitative du timbre. Au point de vue pratique, il suffit pourtant de savoir que le mot russe a un sommet phonologique et que ce sommet est celui de l'intensité.

Jetons en passant un coup d'œil rapide sur la façon dont le principe quantitatif et le principe qualitatif se partagent, en général, la phonologie russe. Nous croyons y distinguer deux directions de tension opposées: 1^o *amuïssement* du timbre, qui n'est autre chose qu'un mouvement « ascendant », tendu du ton, et 2^o *réduction* du timbre, correspondant à un mouvement « descendant », à une « détente » de l'intensité. Les deux processus sont irréversibles. Dans le premier cas, le timbre l'emporte sur le ton; dans le second, il entrave l'intensité sans pourtant arriver à l'éliminer. — On y joindrait encore un troisième phénomène, à savoir l'*allongement* du timbre résultant de la tension de la durée. Ainsi *copm. šyt'* (coudre) et *žat'* (moissonner), tous deux imperfectifs, avec *ššyt'* et *žžat'*, perfectifs terminatifs. La portée de ce phénomène est tout à fait limitée. Mais il n'en est pas moins intéressant, car il s'agit là du principe quantitatif de durée l'emportant sur le timbre, puisque cet allongement aboutit à éliminer l'un des deux timbres: $s + žat' > žžat'$ et $s + šyt' > ššyt'$.

Le ton et la durée ne jouent point de rôle différentiel dans le mot. Il y a pourtant des faits qui, à première vue, semblent contredire notre assertion.

Ainsi l'utilisation des différences de ton pour différencier le sens des mots est un procédé tout à fait courant aussi bien en russe que dans d'autres langues. Par ex. *Un père est toujours un père*, ou bien *Бывает музыка и музыка, Es giebt Musik und Musik*, etc. Nous trouvons un beau spécimen de ce genre de différenciation dans *Résurrection* de L. Tolstoï: *Ну, да вот Mariette, вы находите, что может заниматься делами, сказал Нехлюдов. — « Mariette? Mariette — Mariette. А это Бог знает то, Халтюпкина какая-то, хочет всех учить. »* — Cependant, il s'agit dans nos exemples, de l'intonation de la phrase dans la courbe de laquelle, à deux endroits, opposés par leur ton, se trouve être inclu un même mot. On prononcera avec la même intonation: *Бывает музыка и бывает какофония, Un père est toujours bon*, etc. On dira de la même façon *Твой отец болен, Ton père est malade* pour exprimer un étonnement: « Comment peux-tu ignorer, ou bien ne pas prendre en considération que ton père est malade? »

Chez A. Remizov (*Московская Пчела. Конь и лев*) nous lisons: « *Для коня старец — старец Герасим, а лев — ле-ев!* » Le ton et la prolongation de la voyelle du mot *лев* doivent faire sentir que pour le cheval, le lion du *staretz* est *un lion*. Les mêmes observations s'imposent également à propos de cette phrase. N'oublions surtout pas que dans tous les exemples cités, il s'agit d'une intonation expressive, au service du sentiment et dont nous ne nous occupons précisément pas ici.

Enfin, l'exemple suivant peut nous convaincre que le sens du mot est, par contre, indépendant des modifications de ton et de durée. Sur l'invitation du maître de répéter tel mot, l'élève ne le reprendra jamais avec l'intonation du maître. P. ex. *Скажи волк. — Волк. (Dis-moi: le loup. — Le loup.)* La demande du maître a le caractère d'une « provocation » à la réponse, presque celui d'une question. C'est pourquoi, à l'intonation tendue, incitante, l'élève répond par une intonation relâchée, calmante. D'autre part, la répétition exacte du mot exigé ferait l'effet d'une reproduction mécanique, et la réplique de l'élève, manquant de vie individuelle, ne constituerait pas de phrase.

III.

Nous avons déjà dit qu'au point de vue objectif, les modifications successives du ton, de la durée et de l'intensité qui constituent l'intonation sont parallèles à la succession des syllabes dans la phrase. Toutes les fois que le débit est suspendu, la syllabe

précédant immédiatement la pause est intonée d'une façon particulière: par son ton, sa durée et son intensité elle diffère de ce qu'elle aurait dû être si le débit avait continué. Il est facile de s'en convaincre en observant p. ex. la manière dont un maître d'école, en train de faire une dictée, termine chaque mot après lequel il veut faire une pause, dans la mesure, naturellement, où il est soucieux de maintenir l'intonation de la phrase entière.

Peu nous importent les caractères phoniques exactes de la syllabe affectée par le phénomène que nous appellerons *mi-cadence*. Il paraît pourtant que la syllabe en position de mi-cadence est abrégée, rehaussée et légèrement intensifiée, à moins de se trouver déjà sous l'accent, car dans ce cas elle est par contre légèrement affaiblie. L'essentiel est qu'en position de mi-cadence la syllabe a une physionomie particulière.

Ce phénomène est d'une importance capitale pour l'économie de la phrase.

On sait bien que dans un débit quelque peu rapide, les pauses, aussi bien entre les phrases qu'à l'intérieur de celles-là, peuvent très bien ne pas se réaliser. Cependant, des phénomènes analogues à la mi-cadence et dont il sera question tout à l'heure, précédant nécessairement toute pause, virtuelle aussi bien qu'effective, en deviennent signal et équivalent, tout à la fois.

Une pause, en tant qu'élément phonologique, ne vient jamais rompre une unité de sens. Il s'ensuit que la mi-cadence, elle aussi, affecte non la matérialité d'une syllabe mais bien la spiritualité d'une unité de sens. Nous ne sommes donc plus, comme il semblait tout à l'heure, devant une chaîne de syllabes, mais devant une chaîne composée d'unités de sens dont les frontières sont marquées de mi-cadences accompagnées ou non de pauses. Si les choses en restaient pourtant là, notre discours ne serait qu'une suite monotone et informe de ces unités de sens, disposées toutes sur le même plan. Les divisions établies de cette manière ne seraient qu'une ébauche de différenciation. La véritable différenciation doit en même temps séparer les phrases l'une de l'autre, évaluer l'importance réciproque des unités de sens à l'intérieur de la phrase, faire distinguer enfin la question de la réponse, sans parler de l'opposition qu'elle doit maintenir entre les phrases intellectuelles, volitionnelles et émotionnelles.

Nous avons établi au premier chapitre la distinction de deux types d'intonation, à savoir: 1^o intonation tendue ou incitante et 2^o intonation relâchée ou calmante. Envisagée sous ce rapport, la nature de la mi-cadence se révèle double: si d'une part, elle annonce un arrêt, elle avertit en même temps que cet arrêt n'est pas le terme de la phrase mais qu'il sera suivi d'une reprise du débit. La phonologie de la phrase utilise le phénomène

quasi-naturel de mi-cadence en donnant la prépondérance tantôt à l'une tantôt à l'autre des deux espèces d'éléments qui s'y trouvent être combinées. Pour marquer le terme de la phrase, ce sont les éléments correspondant à l'intonation calmante, relâchée, qui sont renforcés. C'est la *cadence*. Pour différencier les membres de la phrase tout en les enchaînant l'un à l'autre, le précédent au suivant, on a au contraire recours aux éléments de l'intonation tendue, incitante. C'est ce que nous appellerons *anti-cadence*.

Dans les phrases qui suivent, les traits verticaux indiquent les frontières des membres de phrase établies par la voix au moyen d'anti-cadences: А вот рыба которая недосолена её соль нехорошо взяла она жирная обязательно червячок заведётся. — *So diese Fische schlecht gesalzen das Salz hat sie nicht durchdrungen sie sind fett ganz gewiß kommen Würmer hinein.* — *Now these fishes which have not been sufficiently salted the salt has not taken them they are fat of course there will be worms.* — *Vedi il pesce non è stato salato bene il sale non è penetrato è grasso andrà a male.* — Вближней деревне проснулись бабы и шли за водой мужики несли корм с гумен дети кричали и плакали. — *Tout s'éveillait au village les femmes allaient au puits les paysans portaient aux bêtes leur fourrage des enfants criaient d'autres pleuraient.* — *Im nahen Dorfe erwachten die Weiber und gingen um Wasser die Bauern trugen Futter für die Tiere Kinder schrien und weinten.*

En comparant les anti-cadences avec les cadences, on s'aperçoit immédiatement que les premières tiennent notre attention en éveil et annoncent que quelque chose va se produire pour satisfaire notre attente. Plus cette attente est longue et la satisfaction annoncée retardée par une accumulation de nouvelles anti-cadences, plus notre attention est tendue. Enfin, dès le début du dernier membre de phrase, une détente se produit qui aboutit à un repos. C'est la cadence.

Insistons dès maintenant sur l'analogie parfaite entre l'intonation de la question et celle de l'anti-cadence. Toutes deux relèvent de la même espèce d'intonations incitantes ou tendues. Toutes deux ont pour fonction d'éveiller notre attention et de la mettre sur l'expectative. Par contre, les membres de phrases conduisant à la cadence sont par leur intonation comparables à la réponse amenée par la tension précédente que nous avons assimilée à une espèce de question.

En nous permettant de nous servir d'une image, nous dirons que la courbe de l'intonation d'une phrase nous fait penser à un ressort bien ployé et prêt à se redresser à tout instant. Ce que nous appelons mi-cadence, c'est pour ainsi dire la force d'inertie prête à se manifester à tout point où une rupture (sou-

venons-nous des pauses dans une dictée) se produit. La division de la phrase en membres ressemble précisément à ces ruptures-là. Pour ne pas briser l'unité de l'intonation de ce qui doit faire une unité de communication, il s'agit de ployer de nouveau chaque morceau qui vient de se redresser, et un effort considérable est exigé pour vaincre la résistance du ressort cassé. L'anti-cadence doit nécessairement être plus énergique que la mi-cadence.

La transformation de la mi-cadence en anti-cadence est opérée au moyen d'un haussement du ton. Ainsi dans les deux premiers membres de phrase de l'exemple cité, le ton est nettement montant :

_____ / _____ / _____ / _____
а вот рыба | которая недосолена; so diese Fische | schlecht gesalzen,

tandis qu'il est non moins nettement descendant dans le dernier membre :

_____ / _____ / _____ / _____
обязательно червячок заведётся; of course there will be worms.

Pourtant, dans la phrase, aussi bien que dans chaque membre de phrase, il y a, outre le ton, aussi l'intensité. Leurs sommets tendant à coïncider,¹⁰⁾ la direction du ton en peut être modifiée, sans perdre pour cela son caractère spécifique. C'est ainsi que dans le second membre de phrase: которая недосолена, le sommet phonologique (tonal et d'intensité, tout à la fois) se trouve sur la syllabe *-co-*, tandis que ce qui le suit représente une descente du ton. Cependant, puisque les phénomènes d'intonation affectent les unités de sens et non les syllabes, l'attention des sujets parlants est concentrée sur le sommet phonologique dominant le membre de phrase dans son ensemble, et les syllabes *-ле-на-*, comme telles, n'existent point pour leur conscience. Dans le membre de phrase: еë соль нехорошо взяла, le sommet phonologique est tout-à-fait au commencement de cette unité de sens, de telle sorte qu'après une courte mais raide montée: *-еë соль-*, suit une longue mais rapide descente qui n'aboutit pourtant pas à la cadence. Malgré cela, l'impression d'intonation incitante subsiste.

L'essentiel dans le mouvement du ton est l'intervalle, c'est-

¹⁰⁾ « La courbe de l'acuité correspond à peu près à celle de l'intensité. » P. Verrier, o. c., p. 10. « L'intensité entraîne toujours avec elle la durée et souvent la hauteur: la réciproque n'est pas vraie. Mais souvent l'une de ces trois qualités tient la place d'une autre par compensation, et l'oreille est toujours assez mal habile à discerner exactement la part qui revient à chacune. » M. Grammont, *Le vers français, ses moyens d'expression, son harmonie*, 2^{me} éd. (Paris 1913), p. 102.

à-dire la grandeur de l'écart entre le sommet tonal et la ligne moyenne tonale. La question et la réponse, sans parler de l'ordre ou de la supplication, se caractérisent surtout par la différence de leurs intervalles. C'est ainsi que dans *её со́ль нехорошо взя́ла*, l'intervalle est une des variétés de l'intonation tendue, et cela suffit, d'autant plus que le membre de phrase en question n'est terminé ni par une cadence, ni non plus par une simple mi-cadence.

Cet exemple nous permet de comprendre le rôle de l'*intensité* dans l'intonation. Chaque unité de sens a nécessairement son sommet d'intensité appelé *accent logique*. (On parle souvent à ce propos d'un « accent grammatical », mais nous ne nous servons pas de ce terme, convaincus que nous sommes que l'intonation n'a rien à voir avec la grammaire.) D'une manière générale, le sommet tonal et le sommet d'intensité tendent à coïncider, et ce dernier sert de point d'appui à la mélodie du ton. Si dans l'exemple que nous venons d'examiner, nous transportons l'accent logique vers la fin, ce qui est tout-à-fait possible, et que nous disions: *её со́ль нехорошо взя́ла*, le dessin mélodique (ainsi que, légèrement, le sens) seront modifiés, sans que naturellement la valeur incitante de l'intonation ait à en souffrir.

Dans les langues, où l'ordre des mots est fixe, la mélodie de la phrase doit elle-aussi être plus ou moins immobilisée: l'un conditionne l'autre. En russe, dans *Ты был вчера в театре?* on peut accentuer tour à tour chacun des quatre mots et obtenir ainsi quatre phrases interrogatives à mélodie différente. En français, il faudra modifier l'ordre des mots: *C'est toi qui as été hier au théâtre? Tu as bien été hier au théâtre? C'est hier que tu as été au théâtre? C'est au théâtre que tu as été hier?* — Or, le mot accentué se trouvant partout au même endroit, la mélodie n'a pas besoin de se modifier pour suivre le déplacement de l'accent, comme c'est le cas dans le russe.

Voici encore des exemples pour illustrer l'importance de l'intervalle, indépendamment de la place que l'accent logique peut lui assigner. Dans les questions: *Ты готов?* *Tu es prêt?*, la direction du ton est montante. Mais bien qu'elle soit descendante dans *Здѣсь она?* *Où vas-tu?*, le caractère interrogatif de l'intonation subsiste, puisqu'il est déterminé par la grandeur de l'intervalle et non par sa place dans la phrase. Il paraît également que la cadence est la même aussi bien dans une réponse que dans une question, chaque fois que le sommet phonologique est très éloigné de la fin de la phrase. Ainsi *Это ты заходил ко мне вчера?* *C'est bien toi qui es venu me voir hier soir?*, comp. *Я не заходил к тебе вчера;* *Je ne suis pas allé te voir hier soir.*

C'est donc le caractère de l'intervalle en premier lieu qui décide du caractère de l'intonation. Plus grand dans la question,

il est moins grand dans une simple réponse. La présence ou l'absence de la cadence devient par conséquent un fait secondaire. La question aussi bien que la réponse peuvent s'arrêter au sommet phonologique de la phrase; Ты придёшь? *Tu viendras?* — Я иду гулять; *Je viendrai.* Et dans ces cas-là, l'absence de mi-cadence (et d'anti-cadence) marque suffisamment le terme de la phrase. C'est la cadence au degré zéro.

On peut également observer l'intonation pure, débarrassée des entraves sémantiques. Un champ très vaste est offert à un investigateur par ces véritables symboles algébriques de phrases que sont les diverses intonations de *эм, узу; hm, hum, hein?*, etc. Pourquoi ne pas y ajouter aussi des observations sur la façon dont nous intonons les chiffres, par ex. 48.875·43? L'intonation montante du premier « membre de phrase » est terminée par une anti-cadence, et elle continue à monter dans le membre suivant pour atteindre sur le 5 le sommet de la phrase; de là, après une pause, elle descend et le ton du 3 est une cadence. Ainsi nous avons intonné 48.875·43 comme une phrase énonciative. Nous pouvons aussi l'intoner comme une question.

On prétend souvent que l'*accentuation logique* consiste en un simple renforcement de la syllabe déjà accentuée. C'est douteux. Car pour l'auditeur, c'est le mot entier ou même le groupe de mots formant un membre de phrase qui prennent un relief particulier dans leur ensemble. D'autre part, il paraît que l'accent logique reste sans conséquence pour le vocalisme déjà déterminé par l'accentuation ordinaire du mot. Nous disons еѐ соль нехорошо взяла́ ou bien конь ша́жком плетётся sans réduire les *o* demeurant sans accent logique. Il doit y avoir une différence de nature entre l'accent du mot et l'accent logique. Ce dernier correspondrait à une tension d'intensité supplémentaire répartie d'une manière plus ou moins continue sur le mot entier ou sur le membre de phrase tout entier, à moins d'être contrecarrée par l'accent secondaire, comme c'est le cas dans еѐ со́ль нехорошо взяла́. Ce ne serait là qu'une confirmation de notre conviction déjà formulée plus d'une fois, que les phénomènes d'intonation n'affectent que les unités de sens. — Nous y rattacherons également l'accent secondaire dans les composés (трѐхуго́льный, водо́вѐз). Il relève de la sémantique et offre des analogies avec l'accent logique; de là probablement ce fait que la syllabe dans la « position 3 » (v. ch. II) n'est guère réduite.

IV.

Toute phrase intellectuelle, pas trop courte, tend à se scinder en deux parties ou membres de phrase. Il s'y constitue deux sommets phonologiques, séparés par une pause, le premier dépassant le second aussi bien en acuité qu'en intensité. La direction

est montante dans la première partie et descendante dans la seconde. Ainsi: На угловом столике я увидел лампу ou bien Я увидел лампу на угловом столике; *Auf einem Ecktisch || sah ich eine Lampe* ou bien *Ich sah eine Lampe || auf einem Ecktisch stehen.*

Ces deux parties de la phrase peuvent changer de place, l'intonation reste la même. Ici, comme ailleurs, la division d'une unité de communication en unités de sens n'est pas toujours objectivement donnée. Dans certaines limites, nous pouvons déplacer les anti-cadences séparant les membres de phrase. Voici deux manières de différencier la phrase suivante: В ближней деревне проснулись бабы и шли за водой мужики несли корм с гумен дети кричали и плакали, ou bien В ближней деревне проснулись бабы и шли за водой мужики несли корм с гумен дети кричали и плакали, etc. — *Im nahen Dorfe || erwachten die Weiber und gingen um Wasser die Bauern trugen Futter für die Tiere Kinder schrien und weinten* ou bien *Im nahen Dorfe || erwachten die Weiber und gingen um Wasser die Bauern trugen die Futter für die Tiere Kinder schrien und weinten*, etc. — Nous pouvons souvent ne pas différencier la phrase du tout. Cela tient surtout à l'étendue de la phrase mais aussi à la position du sommet phonologique. Pourtant, mieux une unité de communication est « phrasée », plus elle est facile à comprendre.

Une phrase courte est difficile à diviser. Mais c'est précisément à propos des phrases courtes, équivalant chacune à un seul membre de phrase, que l'opposition entre la question et la réponse éclate dans toute sa netteté, n'étant pas obscurcie par la présence d'anti-cadences.

Le caractère incitant de l'intonation interrogative, qui fait penser à une anti-cadence agrandie, empêche une question d'être sentie comme une phrase tout à fait terminée. Au point de vue du dialogue, c'est-à-dire au point de vue des rapports entre les deux interlocuteurs, une question n'est qu'un membre de phrase portant l'accent principal, qui doit être suivi d'un autre membre de phrase portant l'accent complétif amenant la cadence. Mais il va de soi que pour l'auteur de la question, c'est là une phrase bien complète puisqu'elle exprime ce qu'il avait à dire. Il en est à peu près de même quant à la réponse.

Plus la part de l'intellect dans un dialogue devient grande, plus celui-là perd le caractère d'un simple échange de répliques: question — réponse. Or, une phrase qui recouvre un certain développement de la pensée surmonte le caractère oppositif et unilatéral d'une réplique en synthétisant dans sa structure et la question et la réponse, tout à la fois.

Il nous est déjà arrivé de mettre en évidence la façon dont

les gens du peuple forment les phrases correspondant à une proposition nominale. « Chez eux la parole extérieure reproduit beaucoup plus fidèlement que chez les gens cultivés le processus du discours intérieur. A la question Что такое лебедь? (mieux Что это: лебедь? *Qu'est-ce que le cygne?*), un homme du peuple dira en reprenant la question: Лебедь? Птица такая (*Le cygne? C'est un oiseau*). L'intonation montante de la question traduit cette attitude expectative qui précède dans notre subconscient toute formation de pensée. L'intonation descendante et affirmative correspond au prédicat, à la réponse trouvée. Toutes deux sont réunies de façon à ne former, au point de vue rythmico-mélodique, qu'une seule phrase. Dans notre langage intellectualisé, il n'en reste qu'une ligne mélodique, montante dans la partie correspondant au sujet et descendante dans celle qui correspond au prédicat. »¹¹⁾

Revenant à la scission de la phrase, nous pouvons maintenant dire que la différenciation de la phrase commence par l'opposition d'un accent principal dominant une anti-cadence à un accent complétif amenant la cadence, le premier précédant toujours l'autre sur la ligne de la phrase. Ce sont là les premiers membres de phrase se dégageant d'un tout. Par la marche progressive de la différenciation, chacun d'eux peut à son tour se diviser en membres de phrase plus menus et cela peut parfois continuer ainsi jusqu'à ce que la différenciation soit arrêtée par les frontières du mot.

La scission de la phrase (nous n'appliquerons ici ce terme que pour désigner la division de la phrase en deux parties) n'a rien à voir avec la distinction d'un sujet et d'un prédicat, ni avec aucune opposition d'entités grammaticales, en général. Nous préférons également éviter les termes si mal déterminés mais si bien compromis de sujet et prédicat psychologiques. Nous n'en avons d'ailleurs point besoin, puisque c'est la structure formelle et non le contenu psychologique qui intéresse le linguiste. Les exemples qui suivent montrent, on ne peut mieux, combien variés sont les faits psychologiques ou grammaticaux que les rapports de l'accent principal avec l'accent complétif sont à même de recouvrir. Nous citons ici des exemples empruntés aux langues: russe, polonaise, tchèque, française, italienne, allemande, anglaise, chinoise et hongroise, en donnant parfois la même phrase traduite en plusieurs langues. Ainsi: Пройдёт дождь || пойдём гулять. — Только взошли цветы || а мороз и ударь. — Я сказа́л || что завтра уезжаю. — Мы подошли к скамье || стоявшей у дерева. — Рыбы плавают а птицы

¹¹⁾ *Système du verbe russe*, p. 131.

летают. — Усталые мы вернулись домой. — Не понимаю как вы можете так рассуждать. — Буду здоров пойду завтра в театр. — Если буду здоров пойду завтра в театр. — С милым рай и в шалаше. — С милым рай и в шалаше. — Бить бычку на верёвочке. — Вóлк сёр.¹²⁾ — *Se fa bel tempo andremo a passeggiare.* — *Andremo a passeggiare se fa bel tempo.* — Большой пожар вспыхнул вчера ночью. — Вчера ночью вспыхнул большой пожар. — *Wielki pożar || wybuchł wczora w nocu.* — *Wczora w nocu || wybuchł wielki pożar.* — *Ohromný požár || vypukl u nás v městě || před několika dny.* — *Před několika dny || ohromný požár || vypukl u nás v městě.* — *Eine große Feuersbrunst || entstand gestern.* — *Gestern || entstand eine große Feuersbrunst.* — *A big fire broke out last night.* — *Last night broke out a big fire.* — *Un grand incendie || a éclaté la nuit dernière.* — *La nuit dernière || un grand incendie a éclaté || près de chez nous.* — *Un grande incendio || è scoppiato la notte scorsa.* — *La notte scorsa || è scoppiato un grande incendio.* — *Tegnap este || nagy tűz ütött ki.* — *Nagy tűz ütött ki tegnap este, etc. etc.*

Ces exemples pourraient être multipliés à l'infini, mais sans utilité. Ceux que nous venons de citer suffisent largement. Ils prouvent plusieurs choses à la fois. Nous en concluons que la scission de la phrase n'est pas une opération grammaticale. Ce n'est non plus une différenciation logique. — Peut-on parler ici de la psychologie? Nous préférierions faire appel à la psychophysologie. Il est naturel que toute tension ait son commencement et sa fin et qu'entre ces deux termes, elle soit répartie d'une façon inégale. La pensée linguistique se sert de cette donnée, et différencie aussi bien l'unité de communication que la courbe de la tension de telle sorte qu'à l'inégalité en importance des unités de sens correspond une inégalité en tension de la ligne phonique.

Il s'agit par conséquent d'un phénomène relevant du langage et non de certains types de langues à l'exclusion des autres. C'est pourquoi nous n'avons point été surpris de le constater non seulement dans les langues indoeuropéennes, mais aussi en hongrois et en chinois. Des observations personnelles nous ont renseigné sur la distinction en chinois entre l'intonation tendue de la question (*šy wō mǎ, C'est moi?*) et l'intonation relâchée de la réponse (*šy wō, C'est moi*). Cela suffisait pour en conclure que la phrase énonciative en chinois aurait une structure ana-

¹²⁾ Quand un membre de phrase ne comprend qu'une seule syllabe, l'intervalle réalise son ascension ou sa descente dans les cadres de cette unique syllabe qui s'allonge et se subdivise en deux *mores* dont l'une assume les fonctions du sommet phonologique. D'après M. V. Bogorodickij (o. c., p. 298), dans Вóлк сёр, le dernier mot comprend l'intervalle *ré-la bémol*.

logue à celle des autres langues que nous avons étudiées. L'expérience est venue confirmer notre déduction. En effet, l'intonation de la phrase *A big fire broke out last night* traduite en chinois et en japonais laissait facilement distinguer la même scission opposant la tension à la détente. Nous ne risquerions pas de préciser au moyen de quels procédés cette opposition est-elle rendue en chinois, et quelle y est la part revenant au ton, à l'intensité, à la durée, etc. Nous ne nous posons, non plus, cette question à propos d'aucune langue à l'exception du russe, craignant de transporter nos propres habitudes phonologiques dans les systèmes linguistiques dont la phonologie repose sur d'autres bases.¹³⁾

Profitions de cette occasion pour rappeler encore une fois que ce qui nous intéresse ici, c'est la différenciation de l'intonation et non les moyens par lesquels elle est réalisée. Ces moyens doivent nécessairement varier d'une langue à l'autre, ils varient même d'un plan à l'autre d'un même système linguistique, quoique moins considérablement. Mais leur examen n'est pas l'objet des investigations que nous sommes en train de poursuivre ici.

Revenons de nouveau à la scission de la phrase pour essayer d'expliquer les rapports mutuels de ses deux parties.

L'intonation incitante de la première partie conditionne l'intonation « calmante » de la seconde. La première partie n'est pas complète en soi, et pour qu'un tout soit constitué, elle appelle la seconde partie. (Nous reparlerons dans la suite de cette première différenciation de la phrase, différenciation pour ainsi dire « quantitative », puisqu'elle peut être ramenée à l'opposition d'un tout avec la partie de ce tout.) Il s'ensuit que la seconde partie n'a de raison d'être qu'en tant que complément de la première. On ne peut pourtant point dire qu'elle soit « subordonnée » à la première: nos exemples montrent trop bien que cette notion n'a pas à intervenir ici. Avec plus de raison on la considérerait comme fonction de la première. En effet, c'est la première partie qui dans une certaine mesure détermine le caractère de l'intonation de l'autre, ainsi p. ex. le renforcement ou l'affaiblissement de la tension de la première entraînera des modifications dans l'intonation de la seconde. — Pour éviter des termes trop suggestifs, nous désignerons ces deux parties

¹³⁾ Le rapport de M. E. Polivanov, lu à la Réunion phonologique de Prague, mettait précisément en garde contre les dangers de ce genre qui guettent le linguiste à tout instant. Nous ne citerons ici qu'un seul spécimen de cette perception subjective. Un Japonais identifie phonétiquement le mot *drama* à *dorama* ou bien *zurama*, car dans sa propre langue, il n'existe pas de groupes de consonnes. Mais combien ces dangers sont-ils plus graves quand il s'agit de l'interprétation des phénomènes aussi délicats que ceux qui se rapportent à l'intonation d'une langue étrangère!

principales de la phrase simplement comme l'*ascendante* et la *descendante* et n'appliquerons plus ces qualificatifs à la distinction des deux types d'intonation.

Parlant du ton et de l'intensité au service de la phrase, nous avons entièrement passé sous silence le rôle de la *durée*. C'est que jusqu'à présent, et le phénomène de mi-cadence excepté, nous n'avons point vu cet élément fonctionner. Comme toujours, le problème qui se pose devant nous concerne non la durée des syllabes, mais le *tempo* relatif du débit des différentes unités de sens dans une même unité de communication.

Nous ne pensons pas que cet élément joue un rôle différentiel dans la scission de la phrase. Mais il paraît bien possible que la durée du débit de la « descendante » se règle sur celle de l'« ascendante », et que sous ce rapport une sorte d'équilibre tend à s'établir entre les deux, à moins qu'une trop grande disproportion en étendue entre les deux parties ne le rende pas impossible. En serait-il ainsi, quand même ce ne serait là qu'un fait concomitant, extraphonologique, tout comme l'est certaine modification du *tempo* à l'approche de la cadence que nous observons dans les phrases dont la descendante est très différenciée.

V.

Après la scission, la différenciation de la phrase peut se poursuivre dans les deux parties, bien que, généralement, la structure de l'ascendante soit plus compliquée que celle de la descendante.

La tension de la première partie aussi bien que la détente de la seconde vont souvent, l'une *crescendo*, l'autre *decrescendo*, d'une manière continue. Mais il arrive également que l'une ou l'autre, ou bien les deux soient brisées dans leur développement.

Nous savons déjà que le rattachement du membre précédent au membre suivant se fait au moyen d'un mouvement particulier de tension, dans quelque partie de la phrase que l'anti-cadence se produise; et nous savons également qu'il n'existe point de moyen *direct* de rattacher un membre de phrase au membre précédent. Des deux membres de phrase contigus, c'est le premier qui porte la marque de leur reliaement (anti-cadence); le second ne manifeste d'aucune façon qu'il est rattaché à ce qui le précède. C'est pourquoi le commencement de la phrase ou du membre de phrase n'a pas de valeur phonologique, on peut dire que la phrase sort du néant. Ce n'est là qu'une manifestation du caractère « progressif » de l'intonation. — L'anti-cadence fait bien penser à une augmentation momentanée de la tension sur un point de la courbe de l'intonation, réclamant une détente sur le

point suivant. Cependant, à la place de celle-là peut survenir une nouvelle anti-cadence retardant la détente attendue. C'est ce que nous observons précisément dans la phrase suivante: Я не понимаю как вы с вашей добротой можете так поступать и ещё хвалиться этим. — *I don't see how you with all your goodness can act like that and be proud of what you have done.* — Cette phrase aura la même structure d'étapes de tension échelonnées ou graduées en français, italien, roumain, allemand, polonais, tchèque, hongrois, chinois et japonais comme nous l'avons pu vérifier.

La différenciation dont nous entreprenons ici un examen est naturellement une différenciation *qualitative*. Les oppositions qui en résultent ne se laissent pas ramener à l'opposition des notions de tout et de partie. Il s'agit maintenant de placer les unités de sens d'une unité de communication dans une perspective, suivant leur importance relative. Or, seuls les besoins de la « situation », dans le sens linguistique que nous avons donné à ce terme, servent de critérium pour l'estimation de cette importance.

La différenciation en question ne peut aboutir qu'à quatre catégories de rapports s'entrecroisant, que voici: la notion d'*égalité* recouvrant les rapports: 1^o d'*identité* (série ouverte) et de 2^o *contraste* (série fermée) et la notion d'*inégalité* conduisant aux rapports: 3^o de *gradation* (série ouverte) et 4^o de *contraste* (série fermée).

Dans l'architecture d'un système, à ces oppositions catégorielles répondront les quatre espèces suivantes de rapports structuraux: 1^o *symétrie* (égalité contrastante), 2^o *asymétrie* (contraste par inégalité), 3^o *répétition* (série ouverte d'identités) et 4^o *gradation* ou échelonnage (série ouverte d'inégalités).

Il s'agit maintenant de projeter sur une *ligne* les oppositions que nous venons d'établir en fonction de la *surface*.

Rappelons-nous encore une fois que la phrase est une tension répartie sur une ligne et dont le mouvement ne connaît qu'une direction unique, ne pouvant pas revenir en arrière, puisque le caractère de l'intonation est, avons-nous dit, *progressif*. Les oppositions traduites par l'intonation auront nécessairement le caractère d'opposition du suivant au précédent, de ce qui est en train de s'actualiser à ce qui vient d'être actualisé, du présent au passé.

Or, nous allons constater que la différenciation de la phrase aboutit à l'opposition de quatre types d'intonation analogues aux quatre espèces de rapports que nous avons énumérés tout à l'heure. Nous les dénommons: 1^o *intonation de symétrie*,

2^o intonation d'asymétrie, 3^o intonation d'identité et 4^o intonation de gradation. C'est à ces quatre éléments différemment combinés que se réduit l'intonation intellectuelle des phrases les plus variées et dans n'importe quelle langue.

Il va de soi que les oppositions catégorielles auxquelles remontent les quatre types d'intonation ne se présentent guère dans la langue sous une forme aussi pure. Le dialogue réel, en tant qu'ambiance de la phrase, se meut par les volitions et les émotions, et ne ressemble à rien aussi peu qu'à un enchaînement d'idées pures. La division spontanée d'une unité de communication aboutit souvent à la constitution d'« unités de sens » à peine ébauchées, aux contours estompés et dont les rapports entre elles offrent tout une gamme d'étapes de transition d'une catégorie qualificative à l'autre.

La plus importante de toutes est naturellement l'intonation *symétrique* qui oppose la partie ascendante à la partie descendante et domine toutes les autres différences éventuelles d'intonation dans la même phrase.

La symétrie est une opposition binaire dont les termes sont disposés de deux côtés d'un axe, mais ne sont pas identiques, précisément à cause de leur répartition sur deux plans opposés. Ainsi les deux mains d'un même individu sont symétriques sans être identiques, et transportées sur un même plan, elles constitueraient une paire de termes contrastant par inégalité. On peut dire que les termes symétriques se répondent l'un comme réflexion de l'autre dans le plan opposé.

A peine perceptible dans les petites phrases du type de *Бóлк* *сèп*, le rôle de l'intonation symétrique grandit à mesure que la phrase se complique (comp. *Si tout le monde se mettait à étudier || il n'y aurait personne pour labourer la terre*) pour devenir enfin le puissant organisateur d'une pompeuse période oratoire d'un *Bossuet*: (*Monseigneur,*) *Celui qui règne dans les cieux | et de qui relèvent tous les empires | à qui seul appartient la gloire | la majesté | et l'indépendance || est aussi le seul qui se glorifie de faire la loi aux rois | et de leur donner quand il lui plaît | de grandes et de terribles leçons.*

L'auteur pousse son amour de la symétrie jusqu'à équilibrer parfaitement les deux parties de la phrase. Cela exige, à cause de la longueur et de la complexité de l'une et de l'autre, que le mot *indépendance*, formant le sommet phonologique de la phrase, soit prononcé sur un ton très élevé et très fort. Autrement, il est difficile, sinon impossible, de graduer la voix pour effectuer la descente d'une anti-cadence à l'autre. — C'est bien là ce style baroque: pompeux, symétrique et raisonné jusque dans ses escapades prévues et calculées d'avance.

Les deux sommets phonologiques sur l'opposition desquels repose l'intonation symétrique tendent à se rapprocher le plus possible pour n'être séparés que par la pause de la scission. Notons que la pause faisant partie de l'intonation ne constitue pas un élément autonome, mais compte dans la durée du débit du membre de phrase qui la suit. Théoriquement parlant, le sommet phonologique de la phrase se place immédiatement devant la pause de scission et, aussitôt que le point culminant de la tension est atteint, commence la détente, puisque la pause fait partie de la ligne descendante. Mais, pratiquement, la phrase est bicéphale, bien que le second sommet n'arrive pas à la hauteur du premier. Le rapprochement des deux sommets n'est pas toujours possible, puisque le mot portant l'accent logique peut se trouver éloigné de la pause de scission. C'est ce que nous observons précisément dans la phrase déjà citée : Я не понимаю как вы | с вашей добротой | можете так поступать || и ещё хвалиться этим. Voici comment l'intonation remédie à cet inconvénient. Le mouvement montant de la courbe de l'intensité s'arrête au mot *можете*, tandis que celui de la courbe du ton continue sa marche pour atteindre le point culminant sur le mot *поступать*. Et il en est de même pour la seconde partie où la hauteur du ton se maintient au même niveau jusqu'à ce que l'intensité atteigne le second sommet de la phrase dans le mot *хвалиться*; depuis lors les deux courbes coïncident dans leur descente. Ainsi le point final de l'ascension et le point initial de la descente ne sont plus séparés que par la pause de la scission. Il paraît, de plus, très probable qu'à ces deux endroits de la tension où l'intensité est affaiblie et l'acuité renforcée, le *tempo* est accéléré. Pour la conscience des sujets parlants, ce qui compte, ce n'est pas le dédoublement de chacun des deux sommets phonologiques en hauteur d'intensité et hauteur de ton, mais le fait que le point culminant de la tension est chaque fois situé dans les limites d'un seul membre de phrase.

Comparons à la phrase si magnifique de Bossuet les phrases suivantes : Каким-то дряхлым инвалидом глядел сей странный замок || длинный | длинный непомерно (Gogol) et *Doutant qu'aucun profit revienne à l'homme de toute la peine qu'il prend sous le soleil || il ne se donnait jamais aucun mal* (A. France). L'équilibre parfait de la phrase oratoire n'y est plus, mais le caractère symétrique de l'intonation subsiste, puisqu'il ne tient qu'à l'opposition : « ligne ascendante — ligne descendante », la durée relative du débit des deux parties étant un fait secondaire. Ce caractère subsiste également, malgré l'incohérence apparente, dans la phrase réaliste et même naturaliste de L. Tolstoï (*Histoire d'un cheval*), si contrastante pourtant aussi bien avec la phrase baroque de Bossuet qu'avec

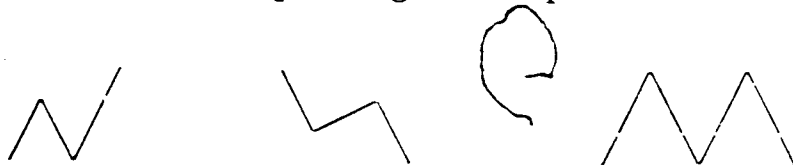
la phrase romantique de G o g o l : Но вдруг, совершенно неожиданно и без всякой причины, Нестер, предполагая, может-быть, что слишком большая фамильярность может дать ложные о своем значении мысли пегому мерину, Нестер без всякого приготовления, оттолкнул от себя голову м é р и н а и, замахнувшись уздой, очень больно ударил мерина пряжкой узды по сухой ноге и, ничего не говоря, пошёл на бугорок к пню, около которого он сиживал обыкновенно. — Soucieux de prendre le contre-pied des épigones du romantisme, L. Tolstoï opposait sciemment à leur phrase « facile » sa propre phrase embarrassée (« затруднённая фраза ») dont la « difficulté » principale réside précisément dans sa structure compliquée ne tenant pas suffisamment compte de la différenciation par l'intonation. Cette phrase est faite beaucoup plus pour les yeux que pour l'oreille, et cependant nous pouvons parvenir à y distinguer les deux sommets.

La phrase que nous analysons ne peut pas être lue d'un seul souffle, sans qu'on reprenne, et même plusieurs fois, la respiration. Mais, en observant attentivement un discours suivi,¹⁴⁾ nous nous apercevons que les phrases n'y sont pas non plus juxtaposées; elles sont, tout comme les membres de phrase, enchaînées entre elles, et la phrase précédente, modifiant sa cadence, fait attendre une suite. La véritable cadence marquant le vrai terme ne vient conclure qu'un groupe de phrases formant une unité supérieure à la simple « unité de communication », substrat de la phrase. La « phrase » de L. Tolstoï relève précisément de cette unité supérieure de « groupe de phrases », mais sa ponctuation est défectueuse.

Nous choisissons volontiers des exemples littéraires. Les romanciers soit en écrivant, soit en déclamant (Gogol, tout comme Flaubert, déclamait de diverses façons la phrase avant de la fixer sur le papier), utilisent pour la construction de leur phrase les mêmes éléments que ceux qui nous sont fournis par l'intonation spontanée, tout en raffinant, subtilisant ou exagérant. C'est ce qui nous permet précisément d'en tirer des indications précieuses sur la valeur oppositive de différents types d'intonation.

Il ne faut pas croire que, lorsque nous avons à rendre une opposition logique dans les limites d'une seule partie de la phrase, nous le faisons au moyen de l'intonation symétrique. Celle-ci oppose toujours des termes disposés des deux côtés de la pause de scission. Ni la ligne ascendante, ni la ligne descendante ne peuvent se briser en deux mouvements contraires. Les figures suivantes

¹⁴⁾ M. M. Weingart a parfaitement raison d'attirer l'attention sur ce point, dans son article.



sont impossibles. — Dans la phrase: Я куклу одеваю || а сама всё слушаю || какие страсти дьячиха рассказывает, seule cette différenciation-là est possible, à moins qu'on ne fonde dans un seul mouvement ascendant les deux premiers membres, abandonnant la distinction de leur opposition à la seule logique: Я куклу одеваю а сама всё слушаю || какие страсти дьячиха рассказывает. Pour les mêmes raisons, le dicton: зацепил || поволók сорвалóсь || не спрашивай devrait s'écrire en deux phrases. Il va de soi que ces phrases sont unies par l'intonation et que la seconde représente une réplique affaiblie de la première.

En second lieu vient l'intonation *graduée*.

Nous en avons vu déjà un spécimen très caractéristique dans Я не понимаю || как вы || с вашей добротой || можете так поступать || и ещё хвалиться этим; *Non capisco come Lei colla Sua bontà || possa agire in questo modo || e per giunta gloriar-sene; Ja nie pojmuje || jak ty przy swojej dobroci || możesz tak postępować || i jeszcze się tem chwalić; Nechápu || jak vy při vaší dobrotě || můžete takto jednat || a ještě se chválit; Ich kann es nicht begreifen || wie Sie || ein so guter Mensch || auf diese Art vorgehen || und sich damit noch brüsten können, etc.*

A l'exception de l'intonation symétrique, toutes les autres ne peuvent servir à différencier que le mouvement rectiligne, soit ascendant soit descendant.

Dans notre exemple, il s'agit de la disposition, dans la partie ascendante, des unités de sens qui ne sont ni contrastantes ni identiques, mais analogues. Le caractère rectiligne du mouvement n'a pas à souffrir de cette division en éléments échelonnés, puisque la tension y va toujours *crescendo*, ce qui garantit et renforce même son unité. Les sommets phonologiques des membres de phrase se suivent en montant toujours en intensité. Dans les trois premiers membres de la phrase russe, le sommet est situé immédiatement avant la pause, et il n'y a point d'anticadence, l'intervalle assumant sa fonction. Cela assure également une tension continue et toujours croissante du ton, lequel atteint, avons-nous vu, son maximum dans поступать.

Si nous essayons, dans le troisième membre, de déplacer l'accent logique vers le commencement (Я не понимаю || как вы || добрый такой всегда || можете так поступать || и ещё хвалиться этим), nous constaterons le phénomène déjà connu du dédoublement du sommet phonologique; la courbe du ton continuera son ascension et le mot добрый sera prononcé sur un ton moins élevé

que le mot *всегда*, à moins, bien entendu, qu'on y appuie pour arrêter la montée de la courbe tonale, ce qui rappellerait une intonation volitionnelle (com. *Выбросить это вон!*). Notons également que le *tempo* dans *добрый такой всегда* est accéléré comme s'il s'agissait de réduire au minimum la distance séparant les deux cimes du même sommet phonologique. Rien n'empêche non plus que, sous l'influence d'une émotion, l'accent logique du quatrième membre, qui est en même temps l'accent logique de la phrase, ne vienne rejoindre l'accent tonal et que les deux ne se rencontrent dans *поступать*.

L'intonation de gradation peut également différencier la ligne descendante: la phrase de *Bossuet* en est un exemple. Il s'agit là plutôt d'une « dégradation »: le ton et l'intensité diminuant par degrés, mais de façon à maintenir la continuité du *decrescendo* par-dessus les anti-cadences.

Il n'y a pas d'autre « opposition » entre les membres d'une série graduée que, précisément, la différence d'intensité entre leurs sommets phonologiques, laquelle s'explique par leur position sur une ligne oblique (ascendante ou descendante) et non horizontale de la tension.

De l'examen auquel nous nous sommes livrés jusqu'ici, il se dégage l'impression qu'au point de vue phonologique, la structure de chaque membre de phrase cherche à concentrer le maximum de tension vers la fin, immédiatement avant la pause appartenant, nous le savons, à la structure du membre de phrase suivant. Une concentration de tension immédiatement après la pause est difficile à obtenir, car cela exige une préparation, un « élan »; nous la rencontrons le plus souvent dans les phrases non-intellectuelles. Cette tendance à placer le sommet de la tension vers la fin ne peut rester sans influence sur l'ordre des mots dans chaque unité de sens et dans l'unité de communication. Là où cela n'est pas possible, le ton, qui est plus indépendant de notre intellect que l'intensité, continue son ascension jusqu'à la dernière syllabe accentuée du membre de phrase en question, après quoi commence l'anti-cadence, ce phénomène phonologique caractérisant la fin de membre de phrase. Et il est probable que le dédoublement du sommet phonologique est précisément provoqué par la nécessité de réaliser l'anti-cadence. Mais ce phénomène n'a pas lieu chaque fois que le sommet phonologique se trouve immédiatement avant la pause; il est aussi à peine perceptible là où la distance qui les sépare est trop petite. Si le sommet phonologique est situé vers la fin du membre de phrase, un second accent d'intensité, plus faible celui-là, se développe vers le commencement, et il peut servir de point de repère, si la différenciation se poursuit à l'intérieur de cette

unité de sens. Ainsi dans la phrase citée de L. T o l s t o j, nous distinguons facilement cet accent secondaire: оттолкнул от себя голову мѣрина ou bien очень больно ударил мѣрина пряжкой узды по сухой ногѣ, et ce dernier membre de phrase peut de nouveau se décomposer en deux sous-unités, chacune pivotant autour de son accent, de la manière suivante: очень больно ударил мѣрина | пряжкой узды по сухой ногѣ; on peut continuer ainsi jusqu'à ce que nous soyons arrêtés par les frontières du mot. Les limites de la marche de la différenciation de la phrase ne sont pas objectivement fixées: livrée à elle seule, l'analyse intellectuelle, passant d'un plan du langage à l'autre, réduirait tout en poussière. Or, la faculté opposée, celle de synthèse, empêche l'activité destructrice de l'analyse et procède à l'intégration, en fonction de la situation. C'est ainsi que la différenciation par l'intonation s'arrête aux frontières de ces unités complexes que sont les unités de sens; cependant nous apercevons par-delà de ces frontières-là les contours de nouvelles structures servant de soubassement à la phonologie du membre de phrase. La tension de la phrase superposée, pour ainsi dire, aux structures phonologiques des mots, empêche leurs sommets, qui sont en russe ceux d'intensité, de percer la ligne de l'intonation, mais non de sentir leur présence tout le long de la phrase. Il est bien possible qu'il y ait un certain *rythme* à deux temps dans la répartition de la tension par-dessus les cimes des mots ne portant pas d'accent logique, ainsi que par-dessus les sommets des membres de phrase et les deux sommets de la phrase entière. Cela paraît d'autant plus probable que nous avons déjà constaté des modifications du *tempo* du débit réglant les distances entre les sommets phonologiques. — Tels sont, à notre avis, quelques uns des traits caractéristiques de la phonologie du membre de phrase.

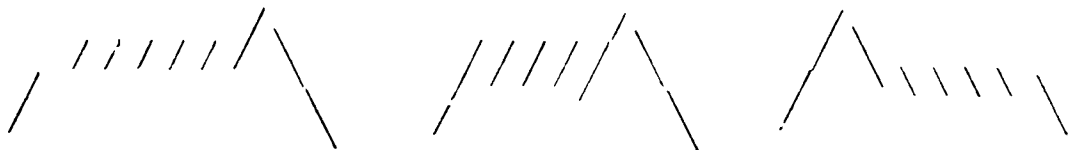
A l'idée d'*identité* correspond naturellement la reproduction exacte du membre de phrase précédent. Cette espèce de différenciation ne peut viser ni la ligne ascendante ni la ligne descendante, puisque, disposés sur une ligne oblique, deux membres contigus seront nécessairement différents par le degré de la tension. L'intonation d'*identité* ne peut par conséquent se développer que sur une ligne ou plan horizontal. Interrompu momentanément, le mouvement ascendant ou descendant reprendra sa marche aussitôt la série d'*identités* finie.

La forme la plus pure de l'intonation d'*identité* est une énumération où tous les membres de la série reproduisent exactement l'intonation du premier membre. Exemples: Мелькают мимо | будки | бабы | мальчишки | лавки | фонари | дворцы | сады | монастыри | ... балконы | львы на воротах | и стаи галок на

крестах (Puškin). — *Il songeait au déshonneur | aux chuchotements dans les cercles | aux rires dans les salons | au mépris des femmes | aux allusions des journaux || aux insultes que lui jeteraient les lâches* (G. de Maupassant). — *Zmatek na ulici byl úžasný || hemžilo se to vojskem | uprchlíky | zvířaty | vozy | děly, etc.*

Il va de soi que les caractères de cette intonation doivent être très saillants pour être facilement reproduits plusieurs fois de suite et reconnus pour identiques. En russe, elle se caractérise par des accents d'intensité forts, frappant *rubato* et se répétant uniformément tout le long de la série dont les membres sont séparés par des pauses uniformes, elles aussi. La durée des membres est égalisée par les modifications du *tempo*. De légères anti-cadences sont observées à la fin de chaque membre. Enfin, l'intonation du premier membre fixée par sa position sur la ligne de la phrase est reproduite par tous les autres à l'exception du dernier dont l'intonation est elle-aussi déterminée par sa position; ce qui peut avoir également des conséquences pour l'intonation de l'avant-dernier membre.

Dans la première phrase, le dernier membre amène la cadence et doit par conséquent se trouver de l'autre côté de la scission, son intonation est donc celle de la descendante. Il en résulte que le membre précédent doit reprendre l'ascension interrompue après le mot *бўдки*, et c'est lui qui représentera le sommet de la phrase. Il en est à peu près de même quant à la phrase française, mais l'intonation de la phrase tchèque est différente parce que la série d'identités y est placée à la fin de la partie descendante. On serait tenté de représenter l'intonation de ces phrases par les schémas très grossiers que voici:



Ces dessins, malgré toute leur imperfection, laissent mieux comprendre que l'intonation d'identité ne peut se réaliser que dans une série; la présence de deux et même trois unités de sens, identiques au point de vue de la logique, ne suffit pas toujours. Car l'intonation du premier membre sera déterminée par sa position dans la phrase et la même chose peut arriver aux deux derniers membres. Ainsi, si nous réduisons notre première phrase à une série de trois membres, nous obtiendrons: *Мелькают мимо будки | львы на воротах || и стали гáдок на крестах*, c'est-à-dire une intonation graduée disposée dans la partie ascendante. De même: *Il ne remuait plus | il ne relevait pas les yeux | il ne faisait pas un geste || il lisait | entré | disparu tout*

entier dans l'aventure du livre (G. de Maupassant). — Voilà des preuves nouvelles que l'intonation de la phrase n'a rien à voir avec la logique.

Au dernier type d'intonation nous avons donné le nom d'intonation d'*asymétrie* que nous tâcherons de justifier. Pour le moment appelons-le intonation *neutre*; car telle est l'impression qu'elle fait aussi bien sur l'oreille européenne que sur l'oreille chinoise. Son rôle dans l'économie de la phrase est extrêmement important. C'est au moyen d'elle que des deux unités de sens contiguës, la première, quel que soit son type d'intonation, peut être mise en relief aux dépens de l'autre, reléguée au second plan. Le membre de phrase à intonation neutre est si caractéristique et nous aurons tant à parler de lui, qu'il faut lui donner un nom. Au risque de confondre les faits relevant de deux ordres différents (v. le chap. VI), nous l'appellerons *enclave* ou *incise*. Or, le cas extrême de l'enclave est la parenthèse, et pour faire le mieux ressortir les particularités de l'intonation neutre, nous prendrons une phrase avec une parenthèse intercalée au milieu.

Стоило только захотеть | казалось мне тогда | чтобы всё пошло по иному. — *Il ne s'agissait que de vouloir | me semblait-il alors | pour que tout allât autrement.* — *Were it otherwise | it seems certain to all | every thing would be different.* — *Etwas guten Willen | dünkte mich damals | und die Sachen wären anders gegangen.* — *Běží jen o dobrou vůli | myslil jsem si tehdy | aby vše bylo zase v pořádku.* — *Trzeba było tylko chcieć | jak mi się zdawało | aby wszystko poszło inaczej.* — *Nem kellett volna más | mint hogy akarj | gondoltam magamban | hogy minden máskép menjen — etc.*

Une enclave est prononcée sur un ton neutre, contrastant avec tous les autres types d'intonation. En russe, cet effet est obtenu par la « décoloration » de l'intonation: le ton baisse, l'intensité faiblit, le *tempo* est rapide, et ces caractères semblent être maintenus d'une façon uniforme sur toute l'étendue de l'enclave. Deux pauses la séparent du reste de la phrase. L'anticadence devant lui rattacher le membre suivant est à peine sentie, d'autant plus qu'elle est suivie d'une pause assez longue. Dans le cas où une autre enclave vient s'opposer à la première, le ton, l'intensité et le *tempo* de la nouvelle accusent encore plus leurs caractères « neutres ». Ainsi p. ex. chez A. R e m i z o v nous trouvons un beau spécimen de double parenthèse: »Павел« | говорил мой покойный отец | рассказывает покойный повесть своей жизни | | »Павел | учи́сь играть на трубе | то́лк из тебя вы́дет« (Северные Афины). La seconde parenthèse mise entre les doubles crochets | = | est prononcée sur un ton plus bas que la première, d'un *tempo* encore plus accéléré et avec une intensité encore plus

affaiblie. Notons en passant que, puisque la tension de la phrase, déclanchée par le premier mot Павел, n'est déjà plus sentie au moment où l'on finit avec la seconde parenthèse, force nous est de reprendre ce mot. Nous laissons de côté toutes ces questions pour ne pas nous embarrasser ici de détails.

En revenant au premier exemple pour observer son intonation, on serait porté à dire que l'enclave ne participe pas à la tension de la phrase et en pourrait être facilement éliminée. Dans notre phrase, elle est intercalée justement entre les deux sommets. Mais c'est précisément le caractère neutre de son intonation qui fait que l'unité de la phrase n'en souffre point et que les deux moitiés de la courbe se rejoignent par-dessus l'enclave. Il ne faut point croire que notre phrase se divise en trois parties, au lieu de deux. Cela ne serait possible que si l'enclave se reliait à ce qui la précède et à ce qui la suit, ou bien s'en détachait, avec la même force. Or ce n'est pas le cas. Sa propre anti-cadence étant à peine sentie, le lien entre elle et ce qui la suit est tout à fait faible, et pour cette raison, l'anti-cadence du membre précédent exerce une force d'attraction très grande et sur l'enclave et, par-dessus elle, sur le membre de phrase qui la suit et qu'elle est trop faible pour retenir à elle seule.

L'intonation neutre s'oppose à tous les autres types d'intonation sans s'opposer d'une manière particulière à aucun et sans qu'il y ait aucun caractère commun aux autres intonations avec lequel elle contrasterait. Elle est indifférente, négative. Avec le membre de phrase précédent qui se l'associe, elle fait un couple de termes contrastant par inégalité. Etant *progressive*, l'intonation ne nous dit rien sur le passé, mais l'intonation neutre nous rappelle que ce qui la précède est plus important que l'unité de sens qu'elle traduit elle-même.

C'est pour ces raisons-là que le couple dont elle est le second terme fait penser à quelque chose d'asymétrique.

L'emploi de l'intonation neutre est très varié. En voici quelques spécimens: В то же время | был выгнан из училища | за глупость или другую вину | бедный учитель | любитель тишины | и похвального поведения (Gogol). — Два молодых человека || один гимназист | — кажется племянники — | крестьясь | выходили из комнаты (L. Tolstoj). — *Lorsqu'ils franchirent | un peu inquiets encore | la porte de la ville || le commandant de Carmelin | l'œil sournois et la moustache en l'air | vint lui-même | les reconnaître et les interroger* (G. de Maupassant). — *Ils y demeurèrent || côte à côte | sans lumière | sur un canapé de velours vert || trop effrayés | pour songer à dormir* (G. de Maupassant). — *Vous aurez à vous prononcer entre la haine et l'amour || ce qui se fait spontanément || non entre la vérité et l'erreur | dont le discernement est impossible au faible esprit*

des hommes (A. France); etc. Une faute d'impression (une virgule omise) nous a fait un moment hésiter entre deux façons de différencier la phrase suivante: Шталь помнил ещё | что внизу в сенях | когда они безшумно надевали шинели | черные | стоячие | расширявшиеся кверху часы | пробили один удар et Шталь помнил ещё | что внизу в сенях | когда они бесшумно надевали шинели | чёрные | стоячие | расширявшиеся кверху | часы | прѣбили один удар (M. Aldanov).

Les langues sans flexion développée semblent se servir de l'intonation neutre beaucoup plus souvent que les autres langues où les rapports de l'accord et de la rection mettent des entraves à l'« adjonction » (juxtaposition syntaxique) que cette intonation recouvre précisément. Comp. p. ex. *Elle partit au marché | le chapeau sur la tête | le panier au bras | le parapluie dans la main | et ne revint | que dans la nuit; Sie ging auf den Markt | ein Tuch um den Kopf gebunden | den Korb am Arme | und den Schirm in der Hand haltend | und kam erst spät abends zurück; Она отправилась на базар | в шляпке | с корзиной и зонтиком в руках | и вернулась только ночью.* Dans les phrases allemande et russe, l'intonation neutre n'est pas aussi nette qu'elle l'est dans la phrase française.

Il serait intéressant d'étudier les cas où des intonations différentes se disputent une même unité de sens ainsi que les intonations tantôt incertaines tantôt combinées qui en résultent. Il serait également curieux de voir en quoi consiste la différence entre l'intonation des gens du peuple et celle des gens cultivés, différence qui est parfois si frappante. Il faut croire que la différenciation de la phrase chez les premiers cherche beaucoup moins à délimiter les unités de sens qu'à fixer des centres affectifs. En rapport avec cela, le rôle du ton et probablement celui du *tempo* y sont plus importants que le rôle de l'intensité.

On sait également que la tension de la phrase faiblit chaque fois que l'intonation se trouve être secondée par le vocabulaire ou la grammaire. Ainsi: он здесь? est intonné plus énergiquement que кто здесь?; notre exemple de série d'identités a une intonation plus énergique qu'une énumération: *un, deux, trois, quatre*, etc.; si dans la phrase *Мать пошла на работу, а дети остались дома*, nous supprimons la conjonction *а*, nous serons obligés de marquer plus fortement l'opposition des deux parties de la phrase; de même, et toutes conditions égales, une phrase exhortative est plus énergique si elle n'a pas la forme de l'impératif, etc.

Malheureusement, nous ne pouvons pas entreprendre ici l'étude de ces questions.

VI.

Le problème qui se pose maintenant devant nous est celui des rapports entre le plan lexicologique et le plan syntaxique. Dans une de ses parties, notre problème coïncide avec la question étudiée par M. A. Peškovskij dans son mémoire intitulé *Интонация и грамматика*. Ses conclusions et les nôtres concordent sur certains points pour diverger sur d'autres.

S'il ne s'agissait que de répondre à la question de savoir si l'intonation dessert oui ou non la grammaire, notre tâche serait grandement simplifiée. De l'exposé précédent ne peut se déduire qu'une réponse négative. L'intonation semble simplement ignorer l'existence de la grammaire, tandis que celle-ci tient à compter avec l'intonation.

Malheureusement, le problème des rapports entre les plans lexicologique et syntaxique est extrêmement compliqué et comprend tout une foule de questions subsidiaires ou connexes, sans la solution desquelles, nous ne pourrions pas avancer. Tandis que la question plus étroite des relations entre l'intonation et la grammaire se résout pour ainsi dire automatiquement et chemin faisant.

Ne pouvant pas aborder ici notre problème dans toute sa complexité, nous ne chercherons qu'à poser simplement quelques jalons sur la route qui conduit vers la solution.

Tout d'abord, quelques explications préliminaires au sujet des « plans » de la langue.

Le plan *syntaxique* est situé entre les plans morphologique et lexicologique. Dans sa partie voisine de la morphologie, il est constitué par les rapports *syntagmatiques*.¹⁵⁾ Ceux-là sont de trois espèces, à savoir: *accord*, *rection* et *adjonction*. Nous appelons *accord* la réflexion des valeurs formelles (genre, nombre, cas, etc.) du T par le T', ainsi l'adjectif russe est accordé avec son substantif; l'accord peut aboutir à un simple parallélisme dans le cas d'apposition. — Il y a *rection* quand les valeurs formelles du T' sont modifiées sous l'influence du T sans refléter les valeurs de ce dernier; ainsi le substantif est régi par son verbe. Autant qu'il est possible de mesurer le degré de « dépendance » du T' régi ou accordé, de son T, il paraît que l'accord correspond à un moindre degré de dépendance que la rection. — Enfin, *l'adjonction* (nous traduisons ainsi le terme de *примыкание* introduit par M. A. Peškovskij qui a été le premier à dégager ce phénomène) correspond à zéro d'accord et de rec-

¹⁵⁾ La théorie de la syntagmatie est étudiée par nous dans l'Introduction au *Système du verbe russe*; elle est systématiquement appliquée à la grammaire russe dans *Повторительный курс русского языка* (1928) et, d'une façon plus élémentaire, dans *Русский язык*, I (1925).

tion; tels sont p. ex. les rapports de l'adverbe avec son verbe.

L'autre partie du même plan, regardant vers le plan lexicologique, est constituée par des rapports *asyntagmatiques* de *coordination*, de *subordination* et d'*incise*. En accord avec M. A. Peškovič, nous voyons dans l'opposition de la *coordination* à la *subordination* l'opposition des rapports de *réversibilité* ($a : b = b : a$) aux rapports d'*irréversibilité* ($a : b \neq b : a$). — Quant à l'*incise*, c'est pour ainsi dire zéro de rapports de coordination et de subordination: c'est tout ce qui est parenthèse, incidente; p. ex. *Lorsqu'ils franchirent, un peu inquiets encore, la porte de la ville, le commandant de Carmelin, l'œil sournois et la moustache en l'air, vint lui-même les reconnaître et les interroger.*

Passant au plan lexicologique, nous y constatons également deux ordres de rapports. Ainsi, dans la partie proche du plan syntaxique, nous découvrons les rapports: (I, oppositions binaires:) *symétrie* et *asymétrie*; (II, séries ouvertes:) *identité* et *gradation*. On peut voir dans ces rapports-là les résultats d'une différenciation *qualitative*.

La partie extérieure du plan lexicologique ne connaît que les rapports entre *tout*, *partie* et ce qui n'est ni l'un ni l'autre, *enclave*. Il s'agit là des résultats d'une différenciation plutôt *quantitative*.

Ainsi les deux plans « conceptuels » de la langue se subdivisent chacun en deux ordres; de là quatre espèces de rapports: *syntagmatiques*, *asyntagmatiques*, *qualitatifs*, *quantitatifs*.

En passant en revue ces quatre ordres de rapports nous constatons qu'ils se succèdent de telle manière que l'ordre suivant emboîte l'ordre précédent. L'ordre des faits les plus concrets est celui des rapports syntagmatiques qui aboutissent à la constitution des catégories grammaticales ou « parties du discours » (*substantif, verbe, adjectif, adverbe*). Il s'emboîte dans l'ordre des rapports asyntagmatiques de nature plutôt logique et qui créent les unités (*subordonnée, subordonnante, coordonnée*) plus larges que les catégories grammaticales. Vient ensuite la différenciation qualitative emboîtant les rapports de réversibilité et d'irréversibilité et établissant dans une unité de communication des sous-unités différant en importance: équipollence symétrique ($a : b$) ou identique ($a : b : c \dots$) et non-équipollence symétrique ($a : -a$) ou progressive ($a_1 : a_2 : a_3 \dots$). Enfin, l'ordre des rapports les plus abstraits vient emboîter l'ordre précédent. Dans celui-là nous ne retrouvons que la division plutôt quantitative de la ligne de la tension en fonction des rapports entre *tout*, *partie* et *enclave*.

De cet examen rapide il s'ensuit que l'intonation ne peut pas desservir la grammaire: les éléments résultant de la diffé-

renciation syntagmatique et même ceux qui résultent de la différenciation asyntagmatique ne sont pas identiques aux unités d'aucun des deux ordres du plan lexicologique.

Cela ne veut aucunement dire qu'il n'existe pas de relations entre les quatre ordres des rapports linguistiques. Nous sommes parfaitement d'accord avec M. Alb. Sechehaye lorsqu'il dit: « Il se peut qu'en réalité l'emboîtement n'existe jamais que dans l'abstraction, et que tout phénomène concret ressortisse à tous les ordres à la fois, de telle sorte qu'on n'atteindrait à la connaissance complète d'un phénomène quelconque — pour autant que la science peut y atteindre — qu'en traversant toute la série des ordres successifs. »¹⁶⁾ Une excellente illustration de cette pensée nous est fournie par le *mot*, lequel relève des plans phonologique, morphologique, syntaxique et lexicologique tout à la fois, et ne peut être compris qu'examiné « à travers toute la série des ordres successifs » de la langue.

Essayons d'appliquer la même méthode à la résolution de notre problème. Examinons ce phénomène qui est des plus simples et que nous appelons *enclave*, afin de voir ce qui lui correspond dans les autres ordres de rapports.

L'*enclave* est, avons-nous dit, ce qui est extérieur au tout et ne peut se trouver dans le tout qu'intercalé. Dans l'ordre suivant, nous trouvons les rapports de non-équipollence asymétrique qui se traduisent phoniquement par l'intonation *neutre* ou *asymétrique*. Ensuite, l'*incise* (parenthèse, incidente), dans ses rapports avec le terme auquel elle est associée, se recouvre entièrement par la notion de couple asymétrique. La réciproque n'est pourtant pas vraie. Nous trouvons des termes subordonnés prononcés avec une intonation neutre. Ainsi Я сам зайду к тебе || если ты | хотя и отдохнул | но всё ещё слаб, ou bien Мы прошли мимо цветника || который был разбит перед домом || и спустились к реке. — Enfin l'*adjonction*, dans l'ordre syntagmatique offre ceci d'analogie avec l'*incise* qu'elle est, elle aussi, un « troisième terme », puisqu'elle est opposée aux deux autres espèces de rapport formant un couple et se partageant l'ordre correspondant. Il ne suffit pourtant pas d'être membre adjoint pour jouir de la considération dans les ordres emboîtants, et p. ex. un adverbe n'a aucun droit à l'intonation neutre par lui même. Si le gérondif (terme adjoint) продвигаясь dans la phrase Он рабóтает || упорно продвигаясь к цели || над большим сочинением est prononcé avec une intonation neutre, c'est seulement parce qu'il fait partie d'une espèce de parenthèse.

Il en est exactement de même pour les autres rapports syn-

¹⁶⁾ Programme et méthode, etc., p. 63.

taxiques quant à leur relation avec l'intonation. Mais il ne nous est pas possible d'en entreprendre ici un examen systématique.

L'intonation n'a rien à voir avec la grammaire¹⁷⁾ parce que les rapports dans les ordres emboîtants, et pour ainsi dire « superposés » aux ordres emboîtés, sont de nature plus générale. Les faits plus ou moins concrets relevant des ordres « inférieurs » passent, pour nous servir d'une image, à travers les mailles larges du réseau des rapports abstraits. Cependant, les unités appartenant aux ordres emboîtés tendent à s'identifier avec celles des ordres emboîtants et s'approprient les signes distinctifs de ces derniers. (On dirait un tableau de la société humaine trouvé là où l'on s'y attendait le moins). Leurs efforts semblent rester vains. Il y a beaucoup plus de raisons de croire que tout en admettant certaine réciprocité de relations entre les ordres emboîtés et les ordres emboîtants, ce sont surtout ces derniers qui agissent sur les premiers. Il est de beaucoup plus probable que ce soit l'intonation qui exerce une influence sur la grammaire que le vice-versa.¹⁸⁾ La grammaire, l'asyntagmatie d'abord, la syntagmatie ensuite, vient intellectualiser et cristalliser les résultats de la différenciation opérée par notre pensée prise dans son intégrité, c'est-à-dire avec ses réactions affectives et volitionnelles, en fonction de la réalité du dialogue.

Est-il nécessaire d'énumérer toutes les tentatives de la grammaire de s'emparer de l'intonation? — On cherche à disposer le T absolu (ou « sujet ») et le T' prédicatif de telle sorte que l'opposition symétrique de l'ascendante à la descendante corresponde à l'opposition du groupe du T absolu au groupe du T' prédicatif. Mais voici la réalité: *A la maison* || *nous n'avons trouvé personne* ou bien »Я вернусь завтра« || *говорил мой брат уезжая*. On croirait que la coordination et la subordination auraient le droit chacune à une intonation particulière. Or, nous n'avons pas trouvé d'intonations de coordination ni de subordination. Les rapports de réversibilité supposent une intonation dont les deux extrémités puissent changer de place. Mais cela n'est pas possible à cause du caractère *progressif* de l'intonation. Seule l'intonation d'identité ou d'énumération peut dans certains cas faire l'affaire de la coordination. Ce n'est pas beaucoup. Etant toujours irréversibles, les rapports d'intonation ne sau-

¹⁷⁾ On voit par ce que précède que, pour nous, la grammaire, c'est le domaine des rapports syntagmatiques et asyntagmatiques, et son synonyme est la *syntaxe*; tandis que le principe de la morphologie, c'est la projection sur la ligne phonique des résultats des différenciations syntaxique et sémantique (« morphèmes » de toutes espèces).

¹⁸⁾ On trouvera des idées analogues chez M. A. Sechehaye, *Essai sur la structure logique de la phrase* (Paris, 1926).

raient non plus être utilisés par la subordination pour la faire distinguer de la coordination. — Et que dire des rapports d'accord et de rection, sinon que l'intonation de phrase ne doit pas même soupçonner leur existence?

Nous voici amenés à la dernière question que nous pourrons essayer de résoudre dans cette étude.

Les *mots*, existent-ils aux yeux de la phrase? Quel est leur traitement dans le plan lexicologique? Et par la solution de ces problèmes-là nous répondrons également à la question subsidiaire de savoir si c'est effectivement la phrase qui est le principe constitutif du plan lexicologique.

Qu'est-ce que c'est que le mot?

Dans le premier ordre du plan *phonologique*, ce n'est qu'une suite de timbres différents; mais dans le second ordre du même plan, c'est déjà une structure, un groupement organisé de syllabes. — Passons au plan *morphologique*. Le mot nous apparaît tout d'abord comme une suite de morphèmes, ce terme étant pris dans son sens le plus large. Ensuite nous y distinguons deux espèces de valeurs, à savoir valeurs concrètes (sémantiques) et valeurs formelles (grammaticales), les seconds encadrant et organisant les premières. La syntagmatie (premier ordre du plan *syntactique*) procède à l'intégration des valeurs formelles les distribuant en quatre catégories se trouvant entre eux en rapports de T à T', et le mot s'y présente comme relevant d'une catégorie, il est une partie du discours. Les rapports syntagmatiques pénètrent pour ainsi dire à l'intérieur du mot mais pour organiser et non pour détruire son unité en tant que structure de valeurs (*resp.* « significations partielles »). Les rapports asyntagmatiques passent par-dessus le mot, et la structure intérieure du mot n'intéresse guère cet ordre de rapports qui opère avec des éléments d'autres espèces (subordonnées, subordonnantes, coordonnées, incises) englobant le plus souvent de groupes de mots.

Parvenu jus au plan *lexicologique*, le mot est aussitôt entraîné par le courant de la phrase. Il n'est plus qu'un bloc ou même parcelle d'un bloc parmi d'autres blocs qui n'ont d'individuel que des contours façonnés par l'intonation sur quelques patrons peu variés. Ce ne sont plus des mots, se ne sont même plus des unités asyntagmatiques, ce sont des « membres de phrase » censés correspondre aux « unités de sens ». La marche de ce processus de « blocage » ou lexicalisation devient encore plus irresistible, quand nous arrivons à l'ordre des rapports pour lesquels il n'existe qu'un *tout*, une *partie* et une *enclave*. C'est en fonction de ces deux ordres « supérieurs », où rien ne s'intéresse au *mot*, à son « passé », à la façon dont il a

été formé, à la position qu'il a occupée dans les plans « inférieurs », — c'est en fonction de la *phrase* qu'il peut définitivement cesser d'être ce qu'il a été pour se transformer en une unité nouvelle ou une parcelle d'une unité plus grande. C'est dans ce plan dont les rapports ne pénètrent pas plus loin que la surface des membres de phrase, que ceux-là peuvent sans inconvénient se lexicaliser et devenir des « blocs » de divers degrés de cohésion intérieure, et souvent si « opaques » que seul l'œil de la vision historique puisse (et encore!) discerner leur structure intérieure.

Disons en passant que ce sont les enclaves qui semblent se lexicaliser le plus facilement, toutes les langues pullulent de tous ces *dit-il, paraît-il, tiens, зрим* (« *говорит*»), *мол, ей-Богу, слава-Богу* (слаўбóў), *вишь* (« *видишь*»), etc. Il arrive même de se lexicaliser à un « tout », ainsi *Sauve qui peut!* Deux conditions favorisent particulièrement la lexicalisation: l'influence d'une émotion forte, phénomène dont l'importance pour le langage a été mis en relief par M. Ch. Bally, et le retour fréquent dans le dialogue d'une unité de sens chargée toujours du même rôle dans la phrase.

C'est pour ces raisons-là que nous appelons *lexicologique* le plan où règne la phrase.

VII.

Notre exposé serait par trop incomplet si nous passions sous silence la question des rapports de l'intonation avec ce principe du *dualisme asymétrique* du signe linguistique dont l'homonymie (c'est-à-dire transposition, et non homophonie) et la synonymie sont les manifestations. Car il s'agit de savoir si les phénomènes de l'intonation sont oui ou non des faits sémiologiques. Or, tout signe linguistique vivant se caractérise, selon nous, par un dualisme asymétrique de sa structure, puisqu'il n'est autre chose qu'un croisement des rapports du général et du particulier. Dans un système sémiologique, tout croisement de rapports constitue un signe. Il s'ensuit que « toute signification que nous croyons avoir délimitée en la réalisant dans la phrase, n'est qu'un point de croisement d'une série idéologique avec une série psychologique. Elle est virtuellement un synonyme et un „homonyme“, tout à la fois ».¹⁹⁾

« Le signe et la signification ne se recouvrent pas entièrement, leurs limites ne coïncident pas dans tous les points: un même signe a plusieurs fonctions, une même signification s'exprime par plusieurs signes. Tout signe est virtuellement „homonyme“ et „synonyme“, à la fois, c'est-à-dire qu'il est constitué par le croisement de ces deux séries de faits pensés. » « Le signi-

¹⁹⁾ *Système du verbe russe*, pp. 31 ss.

fiant (phonique) et le signifié (fonction) glissent continuellement sur la „pente de la réalité“. Chacun „déborde“ les cadres assignés pour lui par son partenaire: le signifiant cherche à avoir d'autres fonctions que sa fonction propre, le signifié cherche à s'exprimer par d'autres moyens que son signe. Ils sont asymétriques; accouplés, ils se trouvent dans un état d'équilibre instable. C'est grâce à ce dualisme asymétrique de la structure de ses signes qu'un système linguistique peut évoluer: la position „adéquate“ du signe se déplaçant continuellement par suite d'adaptation aux exigences de la situation concrète. »²⁰⁾

Les unités d'intonation que sont les *membres de phrase* et les *phrases*, satisfont-elles dans leur fonctionnement à ces conditions auxquelles, nous semble-t-il, doit satisfaire un signe linguistique vivant? Sont-elles, elles aussi, constituées par le croisement d'une ligne synonymique avec une ligne homonymique? Notre réponse est affirmative. Mais, faute de place, nous nous bornerons ici à quelques illustrations, sans aucun développement.

L'intonation de l'interrogation est une intonation tendue, de ton élevé; on se demande: la question, peut-elle s'exprimer autrement? Nous savons d'autre part que l'intonation tendue est employée pour l'expression de la question; mais a-t-elle aussi d'autres emplois? La réponse est bien simple. La question peut être exprimée p. ex. par les pronominaux spéciaux; dans ce cas, le caractère interrogatif de l'intonation faiblit et peut s'assourdir complètement; telle est p. ex. la question rapide, inquiète: *котóрый час, котóрый час?* D'autre part, c'est aussi une intonation tendue, montante que celle de l'anti-cadence. Et n'y a-t-il pas quelque chose d'une interrogation dans l'expression de cet étonnement qui se laisse distinguer dans notre exemple: *Я не понимаю как вы, etc. (Ich kann es nicht begreifen, wie Sie ...)*. — La présence de l'impératif fait faiblir le caractère exhortatif de l'intonation, mais celui-là subsiste tout de même. Tandis que dans *Только взошли цветы, а мороз и ударь*, où la valeur de l'impératif est transposée, il n'y a point d'intonation exhortative. Par contre, n'importe quel mot peut rendre l'attitude volitionnelle et alors il se trouve être immédiatement revêtu de l'intonation exhortative. — L'intonation *neutre* sert à reléger une unité de sens au second plan, mais précisément parce qu'elle est contrastante, elle peut très bien être employée à mettre en relief une idée originale; il ne s'agit que d'en ralentir le *tempo*.

Chaque déplacement du signifiant est accompagné de modifications dans sa structure, et il en est naturellement de même

²⁰⁾ S. Karcevskij, *Du dualisme asymétrique du signe linguistique* (Travaux du Cercle linguistique de Prague, I), pp. 88 et 93.

quant aux déplacements du signifié.²¹⁾ Cependant, soucieuse d'intégrer autant que de différencier, notre pensée n'en tient point compte aussi longtemps que possible. Autrement, ni la synonymie ni l'homonymie ne seraient possibles, ce qui reviendrait à l'impossibilité de la dénomination et par conséquent du langage en général.

Ces observations rapides suffisent, pensons-nous, pour reconnaître aux phénomènes de l'intonation le caractère de faits sémiologiques. Or, un nouveau problème apparaît immédiatement devant nous qui est celui de la distinction entre les procédés vivants et les faits improductifs dans la phonologie de la phrase. Cependant, à l'état actuel de nos connaissances sur l'intonation, il est impossible d'y songer même.

En abordant le problème de la phonologie de la phrase nous nous engageons dans un domaine inexploré. Presque tout y est inconnu, à commencer par la *phrase*. Il y a quelque 25 ans, le P. J. van Ginneken parlait avec force ironie de « tous les idolâtres de la phrase que personne, linguistes et psychologues ensemble, ne peut définir ». ²²⁾ Il paraît que nous n'avons guère avancé depuis, car tout dernièrement encore M. A. Meillet écrivait: « à vrai dire, la définition de la phrase ou de l'„énoncé“ est difficile à établir ». ²³⁾ Une autre difficulté fondamentale était l'intonation elle-même sur laquelle jusqu'à présent il a été dit peu de choses précises et utiles pour le linguiste. Il y avait enfin une circonstance qui rendait notre tâche particulièrement compliquée. Persuadés que nous sommes que c'est le tout qui explique les parties et non le vice-versa, nous avons dû situer et la phrase et la phonologie dans le système général de la langue et ne pas les considérer en elles-mêmes. Or, on sait combien éloignés sommes-nous encore d'une vue synthétique de la langue. On voudra peut-être y trouver l'explication ainsi qu'une justification du caractère modeste des résultats auxquels nos recherches ont abouti.

P. S. — Ce dernier chapitre a été ajouté après coup pendant la lecture des épreuves des premiers six chapitres, et un mois après qu'ils ont été écrits. C'est dans cet intervalle seulement que nous avons connu la série de remarquables articles de M. M. Grammont publiée dans le *Journal de psychologie* (1929—1930). C'était un grand plaisir pour nous que de constater que ce que l'auteur y dit sur l'intonation de la phrase vient confirmer quelques unes des idées formulées dans ce mémoire.

²¹⁾ *Système du verbe russe*, pp. 33—34.

²²⁾ *Principes de linguistique psychologique*, § 149.

²³⁾ *BSL*, XXXI (1931), fasc. 3, p. 69.

PHONOLOGIE UND SPRACHGEOGRAPHIE

Von N. S. Trubetzkoy (Wien)

1.

Die lautlichen Unterschiede zwischen zwei Dialekten können dreifacher Art sein: sie können das *phonologische System* betreffen oder die *phonetische Realisierung* einzelner Phoneme oder die *etymologische Verteilung* der Phoneme in den Wörtern. Demnach reden wir von *phonologischen*, *phonetischen* und *etymologischen* Dialektunterschieden.

Die *phonologischen* Dialektunterschiede zerfallen wiederum in *Inventar-* und *Funktionsunterschiede*. Ein phonologischer Inventarunterschied besteht, wenn der eine Dialekt ein Phonem besitzt, das einem anderen Dialekte unbekannt ist. Ein phonologischer Funktionsunterschied besteht, wenn ein Phonem in dem einen Dialekte in einer phonologischen Stellung vorkommt, in der es in einem anderen Dialekte nicht vorkommt. Ein phonologischer Inventarunterschied besteht z. B. zwischen Nordgroßrussisch und Südgroßrussisch, indem das Nordgroßrussische vier unbetonte (reduzierte) Vokalphoneme *ǔ, ǒ, ǎ, ĭ* besitzt, während das Südgroßrussische nur die drei unbetonten Vokalphoneme *ǔ, ǎ, ĭ* hat und ein unbetontes *ǒ* nicht kennt. Ein phonologischer Funktionsunterschied besteht z. B. zwischen verschiedenen Süd- und Mittelgroßrussischen Mundarten, von denen die einen das Phonem *ǎ* nur nach harten (nichtpalatalisierten) Konsonanten zulassen, die anderen dagegen — sowohl nach harten, wie nach weichen (palatalisierten); in dieser zweiten Gruppe von Dialekten besteht wiederum ein phonologischer Funktionsunterschied zwischen solchen Mundarten, wo das unbetonte *ǎ* nach weichen Konsonanten nur vor einem harten Konsonanten vorkommen darf (Typus *vǎdu — vǎd'oš*) und solchen, die diese Einschränkung nicht kennen (Typus *vǎdu — vǎd'oš*) usw.

Die phonetischen Unterschiede können *absolut* sein, wenn sie die Aussprache eines Phonems in allen Stellungen betreffen oder *beschränkt (kombinatorisch)*, wenn sie nur in gewissen Stellungen auftreten. Ein absoluter phonetischer Unterschied besteht z. B. zwischen den polnischen Dialekten mit der Aussprache des *ł* als *l* (etwas nach hinten zurückgezogenes *l*) und denen mit der Aussprache des *ł* als *ɥ*; ein kombinatorischer phonetischer Unterschied liegt z. B. vor zwischen den südpolnischen Dialekten, wo *ł* vor *i* palatalisiert wird (*łis ~ las*) und den nordpolnischen, wo es in dieser Stellung keine Modifikation erleidet (*lis ~ las*).

Auch unter den etymologischen Lautunterschieden können zwei Arten auseinandergehalten werden. Es gibt etymologische

Lautunterschiede, die mit phonologischen Funktionsunterschieden in Verbindung stehen: wenn nämlich in einem Dialekte die Funktion eines bestimmten Phonems im Vergleiche zu einem anderen Dialekte eingeschränkt ist, so geschieht es gewöhnlich zugunsten des stärkeren Gebrauches eines anderen bestimmten Phonems (in jenen Stellungen, wo das erste Phonem nicht stehen darf), wodurch die Funktionseinschränkung des ersten Phonems sozusagen kompensiert wird. In solchen Fällen darf man von *kompensatorischen* etymologischen Lautunterschieden reden. In anderen Fällen aber, wo die etymologischen Lautunterschiede mit keinem Funktionsunterschied verbunden sind, darf man sie als *freie* etymologische Lautunterschiede bezeichnen. Als Beispiel eines kompensatorischen etymologischen Lautunterschiedes möge das Verhältnis zwischen west- und ostweißrussischen Dialekten angeführt werden: während im Westweißrussischen das unbetonte *ǎ* in allen Stellungen vorkommt, darf es im Ostweißrussischen vor einer Silbe mit betontem *á* nicht stehen, und in jenen Wörtern, die im Westweißrussischen in der genannten Stellung ein *ǎ* aufweisen, bietet das Ostweißrussische gewöhnlich ein *ǐ*. Als Beispiel eines freien etymologischen Lautunterschiedes mögen die kleinpolnischen Dialekte angeführt werden, von denen die einen das urpoln. „verengte *é*“ zu *i*, die anderen (z. B. der Dialekt des Fürstentum Łowicz) zu *e* werden lassen: vergleicht man diese Dialekte miteinander und sieht man dabei von jeder lautgeschichtlichen Erklärung ab, so kann man nur feststellen, daß in einigen Wörtern, wo die Mundarten der ersten Gruppe das Phonem *i* bieten, die der zweiten Gruppe das Phonem *e* aufweisen, wobei diese Erscheinung an keine bestimmte phonologische Stellung gebunden ist.

2.

Die Dialektologie operierte bis jetzt immer mit diachronischen Begriffen und faßte daher jeden Lautunterschied als das Ergebnis divergierender Lautentwicklung auf. In bewußter Auflehnung gegen die Lehre von der Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze, behauptet die moderne Dialektologie oder Sprachgeographie, daß jedes einzelne Wort, welches eine Lautveränderung aufweist, seine eigenen Verbreitungsgrenzen besitze, und daß daher die geographischen Verbreitungsgrenzen einer Lautveränderung niemals genau und scharf gezogen werden können.

Diese Behauptung beruht darauf, daß die obenbesprochenen drei Arten von Lautunterschieden (— die phonologischen, phonetischen und etymologischen) gewöhnlich nicht auseinandergehalten werden.

Der Satz von der Ungenauigkeit und Verschwommenheit

der dialektischen Grenzen ist vollkommen richtig, wenn man unter dialektischen Unterschieden ausschließlich die etymologischen Lautunterschiede versteht. Bei diesen letzteren kann von einer völligen Regelmäßigkeit der Verbreitung keine Rede sein. An ein Gebiet, wo der betreffende Lautwandel konsequent durchgeführt ist, d. i. wo ein altes Phonem (oder eine alte Phonemenkombination) in allen in Betracht kommenden Wörtern durch ein bestimmtes neues Phonem ersetzt worden ist, grenzen gewöhnlich solche Gebiete, wo ein Teil der betreffenden Wörter statt des erwarteten Phonems ein anderes aufweist, ohne daß man die Ursache solcher „Ausnahmen“ erkennen könnte. Doch unweit von solchen Gebieten liegen gewöhnlich noch andere, wo jene „Ausnahmen“ schon die „Regel“ bilden. Somit darf man sagen, daß zwischen den Gebieten mit einem maximalen etymologischen Lautunterschied (d. h. zwischen Gebieten, wo der betreffende Lautunterschied in einer maximalen Anzahl der Wörter auftritt) immer Übergangsbereiche liegen, wo die einzelnen Wörter bald die eine, bald die andere von den zwei betreffenden „Behandlungen“ des alten Phonems aufweisen, wobei die Verbreitungsgrenzen der verschiedenen Lautformen der einzelnen Wörter voneinander ganz unabhängig sind.

Bei den *phonetischen* Lautunterschieden herrschen ganz andere Verhältnisse. Wird ein Phonem in zwei Dialekten auf zwei verschiedene Weisen phonetisch realisiert, so muß das auch in allen Wörtern, wo das betreffende Phonem in derselben Stellung vorkommt, geschehen, — sonst würden ja die verschiedenen Arten der phonetischen Realisierung im Sprachbewußtsein eine bedeutungsdifferenzierende Funktion und, folglich, phonologische Geltung bekommen, d. h. der phonetische Unterschied würde sich in einen phonologischen verwandeln. Wenn es manchmal auch bei phonetischen Dialektunterschieden schwer fällt, eine genaue Grenze zwischen zwei Gebieten zu ziehen, so liegt dies daran, daß oft zwischen Gebieten mit maximal entgegengesetzten phonetischen Realisierungen entweder Gebiete mit einer sozusagen „mittleren“ oder „vermittelnden“ phonetischen Realisierung liegen, so daß der Übergang von der einen zur anderen Realisierungsart ein allmählicher wird, oder daß Gebiete dazwischen liegen, wo beide betreffende phonetische Realisierungen als fakultative Varianten desselben Phonems nebeneinander bestehen. In beiden Fällen muß aber diese phonetische Erscheinung in allen Wörtern, die das betreffende Phonem enthalten, vorkommen. Der Ausdruck „Übergangsbereich“ hat also hier einen ganz anderen Sinn als in Bezug auf etymologische Lautunterschiede.

Wenden wir uns nun zu den *phonologischen* Lautunterschieden, so müssen wir feststellen, daß in Bezug auf diese der

Ausdruck „Übergangsgebiet“ in keinem Sinne angewendet werden kann. Ein Phonem oder eine Phonemenkombination kann in einem Dialekte bestehen oder nicht — tertium non datur. Freilich geschieht es oft, daß der in einem Dialekte bestehende phonologische Gegensatz durch einen phonetischen Gegensatz in einem Nachbardialekte sozusagen vorbereitet wird.¹⁾ Wir haben oben den Gegensatz von westweißbruss. *vāda* — *vādi* zu ostweißbruss. *vi̇da* — *vādi* erwähnt; nun grenzen an das eigentliche Ostweißbrussische solche weißbrussische Mundarten, wo *ā* vor einer Silbe mit betontem *á* als dumpfer Vokal *ǎ* realisiert wird, der objektiv weder mit *i* noch mit *ǎ* identisch ist, aber vom Sprachbewußtsein nicht als selbständiges Phonem, sondern als kombinatorische phonetische Variante des Phonems *ǎ* empfunden wird. Das Gebiet der Aussprache *vāda* — *vādi* kann gewissermaßen als Übergangsgebiet zwischen Ostweißbrussisch (*vi̇da* — *vādi*) und Westweißbrussisch (*vāda* — *vādi*) betrachtet werden, — das ist aber nur vom rein phonetischen Standpunkte richtig: vom phonologischen gehört dieses Gebiet zum Westweißbrussischen. Genauer gesagt: der Unterschied zwischen dem „radikal-westweißbrussischen“ Gebiete und dem Gebiete von *vāda* — *vādi* ist ein rein phonetischer, der Unterschied zwischen diesem Gebiete und dem ostweißbrussischen ist ein phonologischer. Und während die Abgrenzung gegen das „radikal-westweißbrussische“ Gebiet vielleicht gewisse Schwierigkeiten bietet (namentlich wegen der allmählichen Übergangsschattierungen zwischen *ǎ* und *ǎ*), so ist die Abgrenzung gegen das Ostweißbrussische ganz einfach: da, wo der Vokal der ersten Silbe von *vi̇da* als identisch mit dem Vokal der ersten Silben von *bi̇ta* empfunden wird, — liegt ostweißbrussische Phonologie, da, wo das nicht der Fall ist, westweißbrussische Phonologie vor. So gestalten sich die Dinge in allen ähnlichen Fällen. Im Gegensatze zu der Allmählichkeit der phonetischen Lautübergänge, die die Abgrenzung phonetisch-verschiedener Dialektgebiete erschwert, ergeben die phonologischen Unterschiede immer deutliche und scharfe Grenzen.

Aus den obigen Erwägungen ergeben sich Richtlinien für die Kartographierung der dialektischen Lautunterschiede. — Die *etymologischen* Unterschiede lassen sich nicht ohne weiteres in der Form von einheitlichen Isolinien auf die Karte bringen. Für diese Unterschiede paßt nur die wortgeographische Methode der Kartographierung: es müssen die Isolinien jedes einzelnen Wortes, welches den betreffenden Lautwandel aufweist, gesondert in spezielle Karten eingetragen und dann diese Karten

¹⁾ Oder, umgekehrt, daß ein phonologischer Unterschied in einem Nachbargebiet zu einem phonetischen ausartet, — beide Auffassungen sind vom Standpunkte der statischen Betrachtung gleichberechtigt.

übereinandergelegt werden; auf der auf diese Weise hergestellten synthetischen Karte erscheinen die gemeinsamen (d. h. übereinstimmenden) Isolinien als dicke und dunkle, die nichtübereinstimmenden — als dünne und bleiche Streifen; die Übergangsgebiete sind durch eine Häufung solcher bleichen Linien gekennzeichnet, während die Gebiete „mit konsequent-durchgeführtem Lautwandel“ ganz (oder fast ganz) rein von solchen Linien sind. — Die *phonetischen* Unterschiede können am besten durch verschiedene Farben oder verschiedene Arten der Radierung auf die Karte aufgetragen werden, — wobei die Gebiete der Übergangslautungen bzw. des fakultativen Nebeneinander beider Lautungen durch Farbenmischung bzw. durch Vereinigung beider Radierungsarten bezeichnet werden können, wodurch die allmählichen Übergänge der phonetischen Realisierungen symbolisch zum Ausdruck gebracht werden. — Was die *phonologischen* Unterschiede betrifft, so können entweder ihre geographischen Grenzen durch einfache, scharf und deutlich gezogene Linien auf der Karte dargestellt werden, oder die „phonologischen Gebiete“ durch verschiedene Farben bezeichnet werden, oder beide Mittel gleichzeitig verwendet werden: jedenfalls ist die Kartographierung phonologischer Unterschiede sehr leicht, da man dabei keine Übergangsgebiete zu beachten hat.

3.

Um etymologische Lautunterschiede und ihre Verbreitungsgrenzen festzustellen, muß man die mundartliche Aussprache derselben Wörter in verschiedenen Teilen des Sprachgebietes aufzeichnen. Auf dem Fragebogen, der für diese Zwecke gefertigt wird, steht die Frage: „wie wird das und das Wort in der Mundart N. N. ausgesprochen“. Daher setzt die Erforschung der *etymologischen Lautunterschiede* immer das Vorhandensein eines mehr oder weniger *einheitlichen Wortschatzes* voraus. Diese Erforschung ist also nur innerhalb einer einheitlichen Sprache, höchstens innerhalb einer Gruppe enger miteinander verwandter Sprachen möglich.

Die Feststellung phonetischer Lautunterschiede und ihrer Grenzen erfordert die Erforschung der lokalen Aussprachen (d. h. der phonetischen Realisierungen) desselben Phonems; dabei ist es natürlich ganz einerlei, ob man überall dieselben Wörter als Beispiele wählt, — wichtig ist es, solche Wörter zu wählen, in denen die gegebene Mundart das betreffende Phonem aufweist. Die Erforschung der *phonetischen Lautunterschiede* ist also von der Beschaffenheit des Wortschatzes unabhängig, setzt aber das Vorhandensein *desselben phonologischen Systems* in allen untersuchten Mundarten voraus, oder wenigstens das Vorhandensein ähnlicher Systeme.

Bei der Erforschung phonologischer Lautunterschiede müssen für jede Mundart das phonologische Inventar und die Funktionen der einzelnen Phoneme festgestellt werden. Die Fragen, die der Dialektologe dabei zu beantworten hat, lauten: „kommt in der Mundart N. N. das und das Phonem überhaupt vor?“ und „in welchen phonologischen Stellungen wird das und das Phonem in der Mundart N. N. verwendet?“ Dabei ist es natürlich ganz gleichgültig, ob alle untersuchten Mundarten denselben Wortschatz, ja ob sie auch denselben grammatischen Bau besitzen. Im Gegensatz zur Erforschung der etymologischen Lautunterschiede kann die *Erforschung der phonologischen Lautunterschiede* auch *außerhalb der Grenzen einer Sprache* und sogar *außerhalb der Grenzen einer Sprachfamilie* betrieben werden. Dabei bleibt alles, was oben über die Kartographierung der phonologischen Lautunterschiede gesagt wurde, auch dann gültig, wenn es sich um die Erforschung mehrerer Sprachen handelt.

Daß ein solches Übergreifen der phonologischen Dialektologie über die Grenzen der einzelnen Sprachen (ohne Rücksicht auf Sprachenverwandtschaft) zweckmäßig sein kann. — das unterliegt keinem Zweifel. Gewisse phonologische Erscheinungen verteilen sich geographisch so, daß sie in mehreren miteinander nicht verwandten, aber geographisch benachbarten Sprachen auftreten, oder umgekehrt, in größeren von verschiedenen Sprachen bewohnten geographischen Gebieten ausbleiben. R. Jakobson hat das für die konsonantischen Eigentongegensätze und die vokalischen Verlaufsgegensätze nachgewiesen, aber man könnte das gleiche auch für andere phonologische Erscheinungen tun. So ist z. B. die Expirationsartkorrelation „mit Kehlkopfverschluß ~ ohne Kehlkopfverschluß“ in allen Sprachen des Kaukasus ohne Rücksicht auf ihren Ursprung (nicht bloß in den nord- und südkaukasischen, sondern auch in den indogermanischen und türkischen Sprachen dieses Gebietes) verbreitet, während sie sonst weder in Europa, noch in den angrenzenden Teilen Asiens und Eurasiens vorkommt. Solche geographische⁵ Verbreitungsgebiete können auch für einzelne Phoneme festgestellt werden. Dabei ist zu beachten, daß die Verbreitungsgrenzen phonologischer Erscheinungen durchaus nicht immer mit Sprachgrenzen zusammenfallen und sehr oft das Gebiet einer Sprache durchschneiden, so daß diese Verbreitungsgrenzen nur durch phonologisch-dialektologische Untersuchung festgestellt werden können.

Das Vorkommen gemeinsamer phonologischer Lauteigentümlichkeiten in mehreren benachbarten, aber miteinander nicht verwandten Sprachen bzw. Dialekten ist schon öfters konstatiert worden. Dabei war man aber in der Erklärung dieser Tat-

sachen voreilig und hat zu diesem Zweck die Substrattheorie oder die Annahme des Einflusses einer „führenden“ Sprache verwendet. Solche Deutungen sind wertlos, solange sie nur einzelne Fälle erklären. Man wird überhaupt besser tun, vorläufig von jeder Deutung abzusehen, bis das gesamte Material gesammelt ist. Aktuell ist heute eben die erschöpfende Materialsammlung, die Feststellung des Tatsachenbestandes. Eine vergleichende phonologisch-geographische Beschreibung der Sprachen des Erdkreises steht jetzt auf der Tagesordnung. Eine solche setzt aber die phonologische Dialektologie der Einzelsprachen voraus.

ÜBER DIE PHONOLOGISCHEN SPRACHBÜNDE.

Von Roman Jakobson (Prahá).

Dieser Vortrag stellt eine kurze Zusammenfassung einiger Ergebnisse einer Arbeit dar, die demnächst in russischer Sprache erscheint. Ich verweise, was Beispiele, Detailfragen und Literaturangaben anlangt, auf diese Arbeit.

Das Überwiegen des Interesses an genetischen Problemen in der Sprachwissenschaft drängte die Fragen nach gemeinsamen Erscheinungen zurück, die in der Struktur benachbarter Sprachen vorkommen und nicht durch gemeinsamen Ursprung bedingt sind. Die Sprachwissenschaft muß aber neben den Sprachfamilien auch die Sprachbünde berücksichtigen, „Sprachbünde“ — nach der Terminologie Trubetzkoy's, die auf dem Haager Kongreß angenommen wurde.

Der phonologische Gesichtspunkt scheint zu einem der fruchtbarsten Gesichtspunkte bei der Erörterung des Problems der Sprachbünde zu werden. Eine weite Expansion, die über die Grenzen einzelner Sprachen oder Sprachfamilien hinausgreift, kennzeichnet viele konstitutive Elemente der phonologischen Systeme. Im besonderen neigen einige phonologische Korrelationen dazu, sich über ausgedehnte Sprachgebiete auszubreiten.

So bildet z. B. gewöhnlich die Polytonie (vgl. S. 169) weitgreifende Sprachbünde. Der ostasiatische polytonische Bund umfaßt die große tibetochinesische Gruppe, die anamitische Sprachfamilie, das Malaiische, das Japanische, das Ainu und das Giljakische. Bedeutende polytonische Sprachbünde finden wir auch in Zentralafrika und in Amerika. Ebenso bilden die Sprachen des Baltikums einen Sprachbund, den die Polytonie kennzeichnet; hierher gehören: das Schwedische, das Norwegische mit Ausnahme der nordwestlichen Mundarten, die meisten dänischen Dialekte, einige norddeutsche Mundarten, das Nordkaschubische, das Litauische und Lettische, das Livische und Estnische. In den meisten Sprachen und Mundarten dieses Bundes ist die Ton-

verlaufkorrelation und in den übrigen ihre Abänderung — die Tonbruchkorrelation vorhanden (vgl. S. 180). In allen Sprachen des baltischen Bundes mit Ausnahme der litauisch-lettischen Familie, ist die Polytonie eine Neubildung. Beispiele von Wörtern, die in diesen Sprachen nur durch die Tonverlaufkorrelation (vgl. S. 169) unterschieden werden: schwed. *giftet* — a) Gift, b) Ehe; norweg. *kokken* — a) Koch, b) Köchin; dän. *trykker* — a) drückt, b) Drucker; norddeutsch *brüt* — a) brauet, b) Braut; nordkaschub. *čòuka* — a) ich krieche, b) durch das Kriechen; lit. *suditi* — a) richten, b) salzen; lett. *seju* — a) ich säte, b) ich band; estn. *kaevu* — a) in den Brunnen, b) des Brunnens.

Mir ist nur eine polytonische Sprachinsel bekannt, nämlich das Serbokroatische (mit Ausnahme seiner südöstlichen Peripherie) und die benachbarten slovenischen Mundarten Krains. Es ist zu beachten, daß das phonologische System des Serbokroatischen ein Relikt ist, sein Pathos ist die Beibehaltung des ur-slavischen Sprachbaus. Es ist ein Sediment eines einst weiten Massivs der indogermanischen polytonischen Sprachen. Die Geschichte des Absterbens der Polytonie in diesen Sprachen verglichen mit der Geschichte ihrer Migration bildet eines der interessantesten Probleme der historischen Phonologie.

Die russische Wissenschaft der letzten Jahrzehnte hat das Vorhandensein einer besonderen geographische Welt bewiesen, die den Rumpf des alten Kontinents einnimmt und die man als Eurasien bezeichnet, um sie von den benachbarten geographischen Welten, nämlich von Europa und Asien zu unterscheiden. Die physische und die wirtschaftliche Geographie, die Geschichte und die Archäologie, die Anthropologie und endlich die Völkerkunde stellen eine Reihe spezifischer Merkmale der eurasischen Welt fest. Eine vor kurzem erschienene Arbeit Zelenins hat erkennen lassen, daß sich das Worttabu bei den Völkern Eurasiens vom Worttabu der übrigen Völker durch charakteristische funktionelle Eigenschaften unterscheidet, und daß es also gemeineurasische Besonderheiten der Sprachkultur gibt. Die phonologische Untersuchung ihrerseits gestattet, die eurasischen Isophonen zu skizzieren und das Vorhandensein eines eurasischen Sprachbundes anzunehmen.

Der Bestand der phonologischen Korrelationen in den Sprachen des eurasischen Bundes wird durch die Verknüpfung zweier Merkmale gekennzeichnet: 1. Monotonie (vgl. S. 169), 2. Eigentonkorrelation der Konsonanten.

Es gibt zwei Eigentonkorrelationen der Konsonanten: der Gegensatz der mouillierten und unmouillierten Konsonanten und der Gegensatz der dunklen und hellen Konsonanten. Wir werden uns hier nicht mit der akustischen Analyse dieser Gegensätze

befassen. Was die Lautbildung betrifft, so wird die Dunkelheit der Konsonanten durch die Labialisation erzeugt, wogegen bei der Bildung der hellen Konsonanten die Labialisation fehlt. Wenn mit der Artikulation eines Konsonanten eine Hebung des Mittelteils der Zunge in der Richtung des Palatums als Nebentätigkeit verknüpft ist, so bewirkt diese Tätigkeit, Palatalisation genannt, den akustischen Eindruck der Mouillierung. Beispiel von palatalisierten Konsonanten — die russischen *b', p', v', f', m', d', t', r', l', n', z', s'*. Mann muß selbstverständlich die palatalisierten Konsonanten von den palatalen unterscheiden, bei denen die Hebung des Mittelteils der Zunge zum Palatum keine Nebentätigkeit, sondern Haupttätigkeit ist. Beispiel der palatalen Konsonanten — die tschechischen *ď, ť, ň*.

Wenn in einer Sprache der Gegensatz palatalisierter und nichtpalatalisierter Konsonanten vorhanden ist und außerdem palatale Konsonanten und ähnliche unmouillierte Konsonanten einer nahen Reihe einander entgegengesetzt sind, so wird auch dieser Gegensatz als Bestandteil der Eigentonkorrelation aufgefaßt. Beispiel — die polnische Schriftsprache (*b — b', p — p'* usw., *z — ź, s — ś* usw.).

Wenn es in einer Sprache keine palatalisierten Konsonanten gibt und palatale Konsonanten den unmouillierten Konsonanten verschiedener Artikulationsreihen entgegengesetzt werden, so wird als gemeinsame Eigenschaft dieser einzelnen Gegensätze der Eigentonunterschied aufgefaßt. Dies ist in einigen westukrainischen Mundarten der Fall, wo die mouillierten Korrelate der Vorderzungenkonsonanten (*z, s*) und der apikalen Konsonanten (*d, t, l, n*) als palatale Konsonanten (*ź, ś, ď, ť, ľ, ň*) realisiert werden.

Wenn aber in einer Sprache den palatalen Konsonanten unmouillierte Konsonanten entsprechen, die sämtlich einer einzigen Artikulationsreihe angehören, so gibt es keine Voraussetzungen, die uns erlauben würden, gerade den Eigentonunterschied als differenzierende Eigenschaft dieser Gegensätze aufzufassen. Die palatalen Konsonanten werden in diesem Falle einfach als eine der Artikulationsreihen aufgefaßt und sind in Bezug auf die Konsonanten der übrigen Reihen bloß disjunkte Phoneme. Beispiel: das slovakische Inventar an palatalen Konsonanten, das auf die Phoneme *ď, ť, ň, ľ* beschränkt ist. Darum hat O. Broch vollkommen Recht, wenn er die slovakischen und die benachbarten ukrainischen Mundarten dem Konsonantismus nach scharf gegeneinanderstellt, und überhaupt die slavischen Sprachen mit der prinzipiellen Mouillierung und ohne solche kategorisch voneinander unterscheidet.

Die Mouillierungskorrelation der Konsonanten spaltet einige Sprachfamilien. Von den slavischen Sprachen besitzen diese Kor-

relation alle ostslavischen Dialekte, das Polnische mit Ausnahme seiner Nordperipherie und das Ostbulgarische; sie fehlt aber im Čechischen, im Slovakischen, im Kaschubischen, in den lausitz-serbischen Dialekten, im Serbokroatischen, im Slovenischen und im Westbulgarischen. Die romanischen Sprachen mit Ausnahme des Moldavischen, d. h. des östlichen Vertreters der rumänischen Gruppe, und die indoiranischen Sprachen mit Ausnahme der Ziegeunerndialekte Russlands und Polens entbehren diese Korrelation. Finno-ugrische Sprachen: die Korrelation ist vorhanden im Mordvinischen, Syrjänischen, Permischen, Wotjakischen, Tscheremissischen, in den südlichen Mundarten des Kareli-schen, an der Ostperipherie der Suomisprache, in den östlichen Mundarten der estnischen Sprache, im Ostjakischen, und außerdem in der samojedischen Gruppe, die den finno-ugrischen Sprachen verwandt ist; sie fehlt in den übrigen Mundarten des Kareli-schen, des Suomi und des Estnischen, im Livischen, im Lap-pischen und im Magyarischen. In der Mehrheit der türkischen Sprachen, die die Mouillierungskorrelation der Konsonanten be-sitzen, sind nicht die mouillierten und die unmouillierten Konso-nanten an sich einander entgegengesetzt, sondern unzertrenn-bare mouillierte und unmouillierte Silben. Eine derartige kombinatorische Mouillierungskorrelation der Konsonanten wurde in folgenden Sprachen beobachtet: im Tatarischen, Kasakkirgi-sischen, im Karakirgisischen, im Baschkirischen, im Turkmeni-schen, im Aserbaidshianischen, in der Sprache der bessarabischen Gagausen und den nicht-iranisierten usbekischen Mundarten. Eine selbständige Mouillierungskorrelation der Konsonanten ist in der Sprache der nordwestlichen Karaimen vorhanden, die auf dem Grenzgebiete zwischen dem Polnischen und dem Rus-sischen zerstreut wohnen. Das Tschuwaschische bildet einen Übergangstypus von der kombinatorischen zur selbständigen Mouillierungskorrelation. (Zum selben Übergangstypus gehören nebenbei gesagt auch einige Tscheremissische Mundarten, wo-gegen die übrigen Mundarten eine selbständige Mouillierungs-korrelation der Konsonanten besitzen). Die Mouillierungskorre-lation fehlt im Osmanisch-Türkischen und in den iranisierten usbekischen Mundarten. Die selbständige Mouillierungskorre-lation besitzen weiter mongolische Dialekte, z. B. das Kalmükische, das Chalcha-Mongolische, das Ordossische und das Dagurische. In den nordkaukasischen Sprachen ist teilweise die Mouillie-rungskorrelation, teilweise die Dunkelheitskorrelation der Kon-sonanten vorhanden und in einigen von diesen Sprachen beide zugleich.

Das Verbreitungsgebiet der Eigentonkorrelation umfaßt also die drei Ebenen — die Weißmeerkaukasische, die Westsibi-rische und die Turkestanische, d. h. den Grundkern des Konti-

netes, wo auch die typischsten Eigenschaften der eurasischen geographischen Welt in die Erscheinung treten. Die südwestliche Peripherie dieser phonologischen Einheit umfaßt den Keil der eurasischen Steppen, die sich längs der Schwarzmeerküste von Odessa bis zum Balkan ausbreiten. Im Osten nehmen die Sprachen mit der Eigentonkorrelation den sogenannten mongolischen Kern des Kontinentes ein, der mit einer Reihe von Merkmalen auch zu Eurasien gehört.

Eine charakteristische Symmetrie in der Grenzenstruktur Eurasiens wird sowohl von der Phonologie als auch von der physischen Geographie festgestellt. Im äußeren Nordosten und im äußeren Nordwesten grenzen an die eurasischen Sprachen monotonische Sprachen ohne Eigentonkorrelation: das Tschaktschische, Jukagirische u. s. w. einerseits, das Suomi, das Lappische, das Nordkarelische und das Finnland-Schwedische andererseits. Im Nordwesten und längs der ganzen östlichen Grenze berührt sich der eurasische Sprachbund mit den polytonischen Bündeln — mit dem baltischen und dem ostasiatischen. Im Süden und Südwesten sind die Nachbarn des eurasischen Bundes wieder die monotonischen Sprachen ohne Eigentonkorrelation: das Grundmassiv der Sprachen Europas, das Osmanische, die karthvelische Gruppe und die indogermanischen Sprachen des nahen Ostens. In den meisten Fällen ist ein außerordentlicher Parallelismus zwischen den phonologischen und den geographischen Daten vorhanden. So zum Beispiel fehlt im Armenischen und in den karthvelischen Sprachen die Eigentonkorrelation; auch die Geographie und die Ethnographie bezeugen, daß es sich hier um ein Übergangsgebiet zwischen der eurasischen und den benachbarten geographischen Welten handelt. Ebenso bestätigen die paläoasiatischen Sprachen die These des Geographen Savickij, daß der Ferne Osten sich außerhalb Eurasiens befindet.

Außer dem eurasischen Sprachbund gibt es auf dem Kontinent, zu dem Eurasien gehört, keine einzige Sprache, die eine Verknüpfung der Monotonie mit der Eigentonkorrelation der Konsonanten aufweist. Nur bei den Sprachen der Inseln, die mit diesem Kontinente benachbart sind, — am äußeren Westen der europäischen Welt — gibt es eine derartige Sprache, nämlich das Irische.

Wir können nur eine bedeutende Nichtübereinstimmung zwischen der phonologischen Grenze und den heterogenen Isolinen, die die Konturen Eurasiens bestimmen, feststellen — auf dem polnischen Gebiete erweisen sich die eurasischen Isophonen aggressiver als die physisch-geographischen Merkmale und als die historischen Grenzen.

Die Isolinie der Mouillierungskorrelation dringt in die beiden polytonischen Sprachbünde, die den eurasischen Sprachbund um-

geben. Wir finden die Mouillierungskorrelation einerseits im Litauischen, wobei ihre Rolle parallel mit der Nähe der russischen Sprachgrenze wächst, im Ostlettischen und in den östlichen estnischen Mundarten, andererseits im Giljakischen und im Japanischen mit Ausnahme seines östlichen Dialektes.

Wir haben die Verbreitzungszone der Eigentonkorrelationen skizziert. Um aber das Relief des phonologischen Sprachbundes aufzuklären und im besonderen den Grundherd oder die Grundherde der erwähnten Korrelationen auf dem Gebiete Eurasiens aufzudecken, ist es nötig, die tatsächliche Ausnützung der Eigentonunterschiede und ihre funktionelle Belastung in den einzelnen Sprachen zu erforschen und zu kartographieren.

Das Problem erschöpft sich keinesfalls in der synchronischen Charakteristik. Der eurasische Sprachbund hat seine Geschichte, bzw. seine historische Phonologie. Die Grenzen und selbst die Merkmale eines Sprachbundes ändern sich ähnlich wie die Grenzen und die charakteristischen Merkmale einer Sprache. Wir werden hier nur die Hauptlinien ziehen.

Schon das Alphabet der ältesten türkischen Denkmäler, das auf das 6. Jahrhundert zurückgeht, bezeugt die kombinatorische Mouillierungskorrelation der Konsonanten. Man darf sie schon als gemeinaltatisch ansehen. Wenn heute das Gebiet der Monotonie breiter als das Gebiet der Mouillierungskorrelation ist und gerade die letzte die charakteristischste Komponente der eurasischen Merkmalverknüpfung darstellt, so war ursprünglich im Gegenteil die Zone der Eigentonkorrelation breiter und die Zone der Monotonie enger. Damals war es die Monotonie, die die charakteristische Komponente der erwähnten Verknüpfung bildete. Die kombinatorische Mouillierungskorrelation entstand in der urslavischen Sprache vor ihrer dialektischen Gliederung und die selbständige Mouillierungskorrelation war, wie Trubetzkoy beweist, im Altindischen vorhanden; auch für das Chinesische des 7. Jahrhunderts n. Chr. ist sie bezeugt.

Im weiteren wird die Zone der Mouillierungskorrelation enger. Diese Korrelation fehlt schon im Mittelindischen, verschwindet im Chinesischen und in den westlichen Teilen der slavischen Sprachfamilie. Es entstand aber eine neue Erscheinung, die als eine Reaktion auf die erste betrachtet werden kann: die westliche und andererseits die östliche Vorhut der eurasischen Sprachenwelt hat die Rolle der konsonantischen Eigentongegensätze erhöht: während der ersten Jahrhunderte unseres Jahrtausends wurde hier die kombinatorische Mouillierungskorrelation der Konsonanten durch eine selbständige Mouillierungskorrelation ersetzt. So kann man annähernd einerseits die Entstehung der selbständigen Konsonantenmouillierung in den mongolischen Dialekten, andererseits die parallelen Er-

scheinungen im östlichen Sektor der slavischen und der finnischen Welt datieren. Eine ähnliche Erscheinung können wir auch für die westliche Vorhut der türkischen Sprachen Eurasiens, nämlich für die kumanischen Mundarten vermuten, deren Nachkommen das nordwestliche Karaimische und das erloschene Armenisch-Kaptschakische die einzigen türkischen Sprachen sind, wo eine selbständige Mouillierungskorrelation der Konsonanten festgestellt wurde.

Wir beschränkten uns auf wenige Beispiele der phonologischen Bünde, aber man kann mit Sicherheit sagen, daß die Durcharbeitung der phonologischen Geographie und letzten Endes die phonologische Zonierung der Sprachenwelt eine der aktuellsten Aufgaben der Phonologie bildet.

DIALEKTLAUTE ALS SCHRIFTSPRACHLICHE PHONEME

Von Henrik Becker (Leipzig)

Das Problem ist klein, aber praktisch wichtig. Es wurde mir lebendig bei der Betrachtung des heutigen Sprachlebens und bei meiner Arbeit als Spracherzieher. Hier soll indes nur die phonologische Seite der Frage gefaßt werden.

Die Sache tritt uns fast überall, wo es Schriftsprache gibt, in zahllosen Wechselarten entgegen. Dialektsprecher suchen sich der Schriftsprache anzunähern. Sie vermeiden das allzu Ortsgebundene, ohne indes ihrem Lautsystem zu entfliehen. Vielmehr suchen sie sich aus diesem jeweils das aus, was am besten zu den Lauten oder besser Phonemen der Schriftsprache paßt. Kurz: Laute eines bestimmten Lautsystems werden in das phonologische System einer anderen, wenn auch nahe verwandten Sprache gepreßt.

Diese Erscheinung ist nirgends wieder so gut herausgearbeitet wie in den Dialekten. Ähnliches finden wir ja auch, wenn Ausländer eine fremde Sprache sprechen ohne ihr phonetisches System anzunehmen. Aber das ist eine stark individuelle Angelegenheit und meistens geben sich die Betreffenden Mühe, sich doch der fremden Sprache anzupassen. Nur im Esperanto darf jeder sein Lautsystem bewahren und muß sich nur dem phonologischen System dieser Welthilfssprache fügen. Aber noch ist Esperanto nicht eingeführt. So ist heute bloß in den Dialekten die Anpassung eines phonetischen Systems auf das phonologische einer anderen Sprache eine reguläre und soziale Tatsache. Daher auch das besondere Interesse für den Spracherzieher, für den hier Allerwichtigstes zur Diskussion steht. Denn die neue Sprach-erziehung will nicht länger die Schriftsprache wie eine Fremd-

sprache äußerlich anlernen, weil sie dieses Verfahren als Ursache vieler Sprachschäden erkannt hat. Sie will sie in jedem Schüler von innen heraus, vom Dialekt aus entwickeln und so die tiefverwurzelte Sprachkultur, die im Volke lebt, hinüberleiten zur schriftsprachlichen Kultur. Ob dieser Weg ohne Sprung möglich ist, kann nur die Phonologie entscheiden.

Zwei Seiten hat das Problem. Aus dem Dialekt entsteht durch seine Anpassung an die Schriftsprache ein Drittes, das ich hier „Dialektschriftsprache“ nennen möchte. Diese steht zwischen Dialekt und Schriftsprache und hat ein eigenartiges Verhältnis zu beiden.

I. Dialekt und Dialektschriftsprache.

Damit ein Dialektsprecher nicht den lebendigen Zusammenhang mit seinem Dialekt verliert, darf die Abweichung der Dialektschriftsprache vom Dialekt nicht allzugroß sein. Nur in den seltensten Fällen wird es möglich sein, jedem Phonem der Schriftsprache einen Laut des Dialektes zuzuordnen. Dann allerdings wäre das Ideal erreicht, völlig schriftsprachlich in rein dialektischer Lautung zu sprechen. Meist indes würde eine so weitgehende Anpassung von den Dialektsprechern bereits als eine Loslösung von ihrer Sprechweise empfunden. So muß man sich gewöhnlich mit einer Annäherung begnügen. In einigen Beispielen will ich die häufigsten Vorgänge dieser Annäherung vorführen und zugleich die Grenzen andeuten, an die man gebunden ist. Ich gehe dabei natürlich von der Dialektrede aus. Dann stellen sich die Vorgänge dar als: Auswechseln von Lauten an bestimmten Stellen der Rede, Veränderung der Lautzahl, Schaffung neuer Laute.

Das Auswechseln von Lauten wird nötig bei etymologisch verschiedener Verteilung in den beiden Sprachen. Z. B. haben die Sachsen außer *ö* und *ü* alle Vokale, welche die Schriftsprache verlangt. Nur sagen sie an bestimmten, leicht erkennbaren Stellen *ē* und *ō* für *ei* und *au*. Um schriftsprachlich zu sprechen, muß der Sachse statt *mēster bešēdenhēt*, *ōge* sagen *meister*, *bešcheidenheit*, *auge*. Natürlich gebraucht er die schönsten sächsischen *ei* und *au*. Ein Nichtsachse würde diese Wörter verstehen, aber für echt sächsisch halten und heute bereits merken viele Sachsen nicht mehr, daß das keine sächsische, sondern eine schriftsprachliche Lautung ist; so durchaus paßt sie ins sächsische Lautsystem. Mehr Mühe macht schon der zweite, seltenere Unterschied. Vor *r* sind alle *i*, *u*, *ü*, zu *e*, *o*, *ä* geworden: *kerxe*, *wert*, *gorke*, *štorz*, *štärzem*, *färšt*. Aber trotzdem hier ein kombinatorisches Lautgesetz waltet, bringen erfahrungsgemäß die meisten Sachsen ohne Mühe fertig, *i* und *u* zu sagen; das *ü* macht mehr Mühe, da ein solches erst neu geschaffen wurde. Drum hört man dafür recht oft *ä* oder *i*. Wichtig ist, daß diese Ände-

rungen den Sachsen nicht stören. Die Sprache verliert auch keinen Laut bei dem Vorgang, denn *e*, *o*, *ä* und nur unwesentlich verschiedene *ē* und *ō* gibt es noch in vielen Wörtern, wo sie dem Schriftdeutsch entsprechen.

Bald kommen aber die unüberbrückbaren Unterschiede. Und zwar erlebt man da die größten Überraschungen. Oft werden scheinbar große Hindernisse leicht genommen. So macht es dem Österreicher nichts aus, die häufigen „unechten Diphtonge“ wie *ia*, *ua* aufzugeben, *lībe* statt *liabe*, *mūter* (mit österreichisch gelängtem *u*) statt *muater* zu sagen. Andererseits kommen die Hannoveraner niemals über ihr *st* statt *št*, die Schwaben umgekehrt über ihr *št* statt *st* hinaus, was ein geringfügiger Unterschied zu sein scheint. Offenbar wird im Deutschen *st* und *št* als ein einheitliches Phonem und daher unveränderbar empfunden. Untragbar scheint zu sein, wenn viele Laute ihren Lauttypus ändern müssen. Etwa muß das Niederdeutsche oft Explosivlaute durch Dauerlaute ersetzen: *ik sit to di tīd ann pāl* müßte werden: *ix siz zu der zeit am pfāl*. So war es für die Berliner eine notwendige Selbstverteidigung, daß sie ihre *ik*, *det*, *dat* „ich, das, daß“ behielten, ohne die ein Berlinerisch nun einmal nicht möglich ist. Aber andererseits hat der Berliner gut genug verstanden, daß er schriftdeutsch zu sprechen hat. So behielt er denn diese typischen Laute nur in einigen besonders häufigen Wörtern, die man leicht erlernt. Dadurch entsteht der Schein eines niederdeutschen Lautsystems und mehr braucht es ja nicht.

Die Veränderung der Lautzahl durch Weglassen und Zufügen von Lauten kann auch gut ablaufen. Das günstigste Ergebnis zeigt auch hier das Sächsische. Man kann nämlich einfach die Laute weglassen, die es mehr hat als die Schriftsprache, wie in *šēne* (schön), *dike* (dick), denn sie wirken wie Zufügungen im Affekt. Man setzt also neben das dialektische *das is aber šēne!* in ruhiger Rede ein *das ist aber šēn* oder gar *šōn*. Ebenso kann man das Weniger an Lauten im Dialekt so auffassen, daß bei schneller Aussprache ein paar Laute verschluckt wurden. Beispielsweise ist von dem Wort „Lippen“ im Dialekt nur *lim* geblieben. Spricht man etwas genauer, hört man schon *lipm*, und daraus macht dann gepflegtere Aussprache das vorschriftsmäßige *lipn*, während man bei feierlichen Gelegenheiten sich bis zu *lipen* versteigt. Ebenso reist man von *weršte* über *wiršte* zu *wirštu*, ja sogar zu dem allerdings sehr schwer aussprechbaren *wiršt dū*, oder man kommt von *färt* über *pfärt* zu *pfert*. Mit geringen Ausnahmen gibt es solche schmerzlosen Stufenwege.

Drei Schwierigkeiten machen aber oft eine direkte Reise unmöglich. Erstens können für die Sprecher des betreffenden Dialekts schwer aussprechbare Lautgruppen entstehen, wie

etwa das erwähnte sächsische *t-d*. In jeder Sprache sind die Möglichkeiten, die Phoneme zu belasten, irgendwie beschränkt. Dann aber kann eine wichtige Lauteigentümlichkeit verloren gehen. Es ist ja bekannt, daß man ein Schweizerdeutsch ohne *kʰ*, nicht als echt empfindet. Der Südwestdeutsche kommt auch kaum darüber hinweg, daß in seinem Dialekt die Endungen vokalisch auslaufen, statt mit schriftsprachlichem *-n*. So kann man in der Dialektschriftsprache wohl noch sagen: *ix bī ej šwabe geworde*, aber sobald man noch den letzten Schritt gehen will und sagt *ix bin ein šwabe geworden*, ist das nicht mehr schwäbisch Hochdeutsch, sondern wird vom Schwaben als ortsfremdes Hochdeutsch empfunden. Und dann kann noch die Silbenzahl fühlbar verändert werden. Und die Silbenzahl ist, wie namentlich Sievers nachgewiesen hat, von großer Bedeutung. Und in der Tat muß sich die Sprache im Bayrisch-österreichischen Gebiet diesem Gesetz fügen, *was denkens denn* statt *was denken sī den*, *ix habs gsägt* statt *ix hābe es gesägt*. Immerhin scheint es Sprachen zu geben, wo die Silbenzahl nicht so entscheidend wirkt. In Südwestfinnland macht es merkwürdig wenig aus, ob man dialektisch *vedäs, kaks kuqliaks* oder schriftsprachlich *vedässä, kaksi, kuqliaksi* sagt. Eine unüberbrückbare Kluft gibt es also auch hier nicht.

Die Einführung neuer Laute in ein dialektisches Lautsystem wird nötig, sobald der Dialekt für wichtige Phoneme der Schriftsprache keine geeigneten Vertreter stellen kann. Man braucht ja nicht jeden Unterschied der Schriftsprache zu teilen, z. B. ist der Unterschied von Stimmhaften und Stimmlosen im Deutschen ziemlich nebensächlich. Aber das Ideal bleibt es doch, oft ist es sogar nötig. Jedenfalls ist es möglich, denn allein das Sächsische bietet mehrere Beispiele. Die Lücke im Vokalismus hat man kunstreich geschlossen durch ganz seltsam dünne *ö* und *ü*. Phonetisch sind es eigentlich gar keine *ö* und *ü*, aber sie genügen doch, um *kennen* von *können* und *gönnen* zu scheiden, die im Dialekt alle drei als [geñ] zusammengefallen sind. Auch *j* und *ʒ*, die allerdings nie in gleicher Stellung vorkommen, kann man durch stärkeres oder schwächeres Reibegeräusch scheiden und sogar so gut, daß selbst ein Nichtsachse den Unterschied richtig aufnimmt.

Aber die Anpassung erreicht schnell ihre Grenzen. Das zeigt der sächsische Konsonantismus. Der Sachse scheidet weder stimmhaft von stimmlos, noch fortis von lenis. Nur behauchen kann er und dieses einzige Mittel, *d* von *t* usw. zu scheiden, hat er durch einen merkwürdigen Unschick verloren. Er verwendet es nämlich nicht, um die *p*, *t*, *k* zu verstärken, sondern um den Stimmtön zu markieren. Man hört also von schönen *rethen*, von Klopstocks *othen*. Das mag eine ganz richtige Be-

obachtung phonetischer Tatsachen sein, für den Nichtsachsen entsteht aber die verkehrte Wirkung. Trotzdem die Unterscheidung von stimmhaft und stimmlos die ganze Sprache durchzieht, kann man sie also nicht herstellen. Die Erfahrung lehrt, daß ein Sachse, der *d* und *t* scheidet, nicht mehr zu den Dialektprechern gezählt werden kann.

Das Auswechseln von Lauten ist also ziemlich leicht, solange man gewisse Rücksichten nimmt. Die Änderung der Lautzahl macht nur wenig mehr Schwierigkeiten. Aber beim Schaffen neuer Laute sind die Beschränkungen groß.

II. Schriftsprache und Schriftdialekt.

Im Verhältnis dieser beiden kommt alles darauf an, zu welchem Zwecke die Sprache dienen soll.

Die bloße Verständigung ist schon möglich, wenn die Phonemenfolge der Schriftsprache durch leidlich nahestehende, zu keinen Mißverständnissen veranlassende dialektische Ersatzlaute wiedergegeben wird. Sogar gewisse Abweichungen sind zulässig, wenn sie entweder belanglos oder sehr charakteristisch sind. Fürs erste braucht es keine Beispiele. Die charakteristische Abweichung braucht natürlich eine gewisse Gewöhnung. Z. B. wird ein Hörer eines Schwaben erst einige Sätze lang staunen, dann aber wird er heraushaben, daß sein Gesprächspartner die Endungen als *-e* spricht und für alle Zukunft ist jede Schwierigkeit behoben. Auch verträgt die Sprache öfters, daß mehrere Phoneme zusammenfallen. Nur in vereinzelten Fällen entstehen Mißverständnisse, besonders bei Namen. Im Deutschen können etwa Stimmhafte und Stimmlose zusammenfallen. Allerdings müssen sie sich auf einem mittleren Laut treffen. Wer etwa alle *d/t* als stimmhaftes *d* sprechen wollte oder gar als behauchtes *th*, würde nicht verstanden, wohl aber, wer ein unbehauchtes stimmloses *q* spricht.

Fast alles ist möglich: die Klangfarbe (Eigentön) kann bis zum Äußersten entstellt werden.¹⁾ Die Betonung, der Rhythmus, die Sprachmelodie sind der größten Zugeständnisse fähig. Das eine Wort *Großherzog* hat in der Schriftsprache den Akzent auf

¹⁾ Ich habe den Eindruck, daß ein fühlbarer Unterschied zwischen der Verschiebung in Richtung Disjunktion oder Relation besteht. In der Richtung Disjunktion kann man wohl viel weiter gehen, z. B. nach Hamburger Art *i* für *e* oder nach Hessischer *e* für *i* sprechen. Eine Relation möchte respektiert werden, höchstens darf sie verschwinden wie oben die stimmhaft — stimmlos im Sächsischen oder die Länge im Österreichischen. Dies hat Beziehung zur Diskussionsbemerkung von Fürst Trubetzkoy, daß es leichter ist, eine Disjunktion zu lernen als eine Relation. Es zeigt aber eine große Schwierigkeit auf. Denn gerade das schwerer Erlernbare ist auch wichtiger! Wo also eine wichtige Relation dem Dialekte fehlt, gibt es keinen Weg zur Schriftsprache!

der ersten Silbe, im Mecklenburgischen auf der zweiten, im Badischen auf der dritten. Niemand wird dadurch gestört. Der Schweizer oder der Rheinische musikalische Akzent ist nur ein vorübergehendes Hindernis und der durch geringere Silbenzahl veränderte Rhythmus des Bayrisch-österreichischen stört nur in einzelnen Wörtern.

Nur darf eine gewisse Grenze nicht überschritten werden. Diese Grenze ist sehr verschieden. Sie hängt nämlich von sehr vielem ab. In der Sprache von der Deutlichkeit der Artikulation, die in jedem Dialekt anders ist. Außer der Sprache von der Anpassungsfähigkeit der Bevölkerung, von ihrer Verkehrserschlossenheit. So kann ich gerade diese so wichtige Grenze nicht näher beschreiben. Aber es mag schon genügen zu wissen, daß diese Grenze durch geistige Schulung verschoben werden kann, meiner Meinung nach sogar sehr weitgehend.

Gefühlstöne und Schönheitswirkung unterliegen hingegen feineren Gesetzen. Das Verhältnis der Lautung zu den Zwecken der Rede wird viel intimer. Die Lautung hat eigenen Wert. Deshalb braucht nun dialektische Lautung nicht immer zu stören. Ich halte es für einen Irrtum zu glauben, daß ein Werk nur in der Lautung wirken kann, in der der Verfasser es empfunden. Es gibt auch andere Lautungen, die sich eignen, wenigstens bis zu dem zum Einfühlen notwendigen Grade. Welche das sind, ist mehr oder weniger Glückssache. Überhaupt ist in diesem Umkreis die Rangfolge der Dialekte sehr verschieden von ihrer Eignung zur Verständigung. Der Österreicher hat wohl viel Mühe, sich dem verstehbaren Hochdeutsch zu nähern. Aber seine Laute hört man gern und jedermann freut sich an dem koketten Spiel mit dialektischen Klangfarben, das etwa die Rundfunkansager treiben. Ein Sachse dürfte sich nie das Gleiche erlauben, trotzdem er viel schriftgemäßer spricht als der Österreicher. Die dünnen kurzen Vokälchen und die gezogenen langen Vokale eignen sich nicht, am wenigsten das ou für o, man denke nur ein begeistertes *hou*-rufen statt *hō*, oder ein aus tiefster Seele gestöhntes *qu* statt o. Innerhalb der deutschen Sprachgemeinschaft ist so etwas nicht erlaubt, die schriftsprachlichen Werke sind auf solche Klänge nicht eingestellt. Um künstlerisch zu wirken, muß also der Sachse seine Laute veredeln, vom Dialekt wegentwickeln. Selbst vorurteilsfreie Hörer, die nicht jede Dialektlautung bei einer Deklamation sofort belachen, kommen nicht in Stimmung.

Mit der Klangschönheit der Dialektlaute ist es aber nicht getan. Die Dialekte müssen auch die besonderen künstlerischen Wirkungen der Schriftsprache durchfühlen lassen. Dazu ist aber nötig, die nötigen Mittel freizuhalten: Die in der Schriftsprache erforderlichen Mittel müssen im Dialekt dephonologi-

siert sein. Beispielsweise sind im Deutschen alle musikalischen Akzente für künstlerische und gefühlliche Wirkungen freigehalten, ja sie bilden das meistbenützte Werkzeug der Dichtersprache. Aber diese Akzente sind in vielen Dialekten phonologisch gebunden. Diese Dialekte, vornehmlich die des Westens, sind also sehr benachteiligt, sobald es sich um das Deklamieren von Gedichten handelt. So wenig der südwestdeutsche Akzent, die rheinischen Tonlagen, der bayrisch-österreichische Rhythmus der Verständigung dauernd im Wege sein konnten, so sehr fallen sie hier ins Gewicht. Gewiß läßt sich vieles missen, ehe ein Gedicht seinen Reiz einbüßt, gewiß läßt sich vieles durch andere Sprachmittel ersetzen. Aber es hat seine Grenze. So bin ich überzeugt, daß es kein Zufall oder Vorurteil ist, daß die Bühne entweder eine außerordentlich reine Schriftsprache oder reinen Dialekt verlangt, soweit ich sehen kann in allen Ländern, auch in Italien, wo man wohl süditalienische Truppen in Rom, nie aber Dialektschriftsprache hört.

Ich kann also wohl behaupten, daß die Verständigung in den Dialektschriftsprachen sich im weitesten Maße erreichen läßt, daß aber große Schwierigkeiten entstehen, sobald man künstlerische und gefühlliche Wirkungen erstrebt. Da können nur einige glückbegünstigte Dialekte mitgehen, während andere, an sich ebenso gute, versagen.

So ungefähr stellt sich das Problem dem Betrachter dar. Aus dem Betrachten ergibt sich aber das unmittelbar Praktische. Spracherzieherische Folgerungen liegen auf der Hand. Einwände, die gegen das Esperanto auf phonetischer Grundlage erhoben wurden, verschwinden vor der phonologischen Betrachtungsweise. Manches Licht fällt auf die Doppelsprachigkeit der Tschechen und Slowaken, der Groß- und Kleinrussen, der Norweger. Namentlich ist deren Landsmaal als eine bewußt geschaffene Dialektschriftsprache interessant. In vielen Fällen würde ein phonologisches Gutachten ungemein klären. Doch führte das heute zu weit.²⁾ Ich will ja nur darauf hinweisen, daß wir bei der Verwendung von Dialektlauten als schriftsprachlichen Phonemen ganz geläufig erleben, daß Laute eines phonetischen Systems in ein anderes phonologisches gepreßt werden, was manche Beobachtung erlaubt. Namentlich aber, daß wir an hochaktuelle Fragen der Sprachpolitik kommen.

²⁾ Aus der Erfahrung heraus, daß vieles, was in der Sprachkunde alten Stils im Mittelpunkt stand, irrigerweise auch in die neue aufgenommen wird, möchte ich darauf hinweisen, daß ich mit Absicht alles hier nicht Erwähnte (wie Überschriftsprachlichkeit, Dialektmischung) nicht angebracht habe, weil es nicht hergehört.

PRINZIPIEN DER HISTORISCHEN PHONOLOGIE

Von Roman Jakobson (Praha)

I. Ganzheitliches Verfahren. — II. Außerphonologischer Lautwandel. — III. Phonologische Mutation. — IV. Entphonologisierung. — V. Phonologisierung. — VI. Umphonologisierung. — VII. Mutationen der Phonemverbindungen. — VIII. Umfangveränderungen der Phonemverbindungen. — IX. Struktur des Mutationsbündels. — X. Umschaltung der Funktionen. — XI. Mutationsdeutung.

Es ist begreiflich, daß sich die Aufmerksamkeit der ersten phonologischen Konferenz hauptsächlich auf die primären Begriffe der Phonologie konzentrierte: auf die Phoneme, ihre wechselseitigen Beziehungen und ihre Verbindungen. Erst in den weiteren Entwicklungsetappen der Phonologie werden die prinzipiellen Fragen des räumlichen Seins der phonologischen Phänomene, d. h. die phonologische Geographie, und die Fragen ihres zeitlichen Seins und Werdens, d. h. die historische Phonologie, eine neue geziemende Beleuchtung bekommen. Versuchen wir, eine vorläufige Skizze des ABC der historischen Phonologie zu entwerfen.¹⁾

I.

Für die traditionelle Lautgeschichte war die isolierende Behandlung der Lautveränderungen kennzeichnend, d. h. ungeachtet des Systems, welches diese Veränderungen erlebt. Diese Behandlungsart war im Rahmen der herrschenden Weltanschauung jener Zeit eine Selbstverständlichkeit: für die positivistischen Junggrammatiker war ein System, und ein Sprachsystem im besonderen, eine mechanische U n d - V e r b i n d u n g und keine G e s t a l t e i n h e i t, um mit den Termini der modernen Psychologie zu sprechen.²⁾

Die Phonologie stellt der junggrammatischen atomistisch-isolierenden Methode das komplexe, oder Othmar Spann gemäß, das ganzheitliche Verfahren, gegenüber; jede phonologische Tatsache wird als ein Teilganzes betrachtet, welches sich Teilganzen verschiedener höherer Stufen eingliedert. Demgemäß lautet das erste Prinzip der historischen Phonologie: jede Veränderung wird in Bezug auf dasjenige System, innerhalb dessen sie sich

¹⁾ Die Geschichte des Entstehens der historischen Phonologie und ihrer einzelner Probleme wird hier nicht berücksichtigt.

²⁾ Vgl. z. B. K. Koffka: Psychologie, — Die Philosophie in ihren Einzelgebieten, Berlin 1925, S. 531 ff. „Bedingung für das Erfassen der Gleichheit, allgemein der Relation, ist, daß die zwei Glieder nicht als bloß undverbunden gegeben sind, sondern als Teile in eine Gestalt eingehen. Waren sie vorher gleichsam gegeneinander isoliert, so sind sie jetzt miteinander verbunden, wirken aufeinander ein, beeinflussen sich gegenseitig.“

abspielt, behandelt. Ein Lautwandel kann nur dadurch begriffen werden, daß man seine Funktion im Sprachsystem klarlegt.

Ein Lautwandel fand statt. Hat sich nun irgendetwas innerhalb des phonologischen Systems verändert? Sind etwa irgendwelche phonologischen Unterschiede verloren gegangen und welche von ihnen? Sind etwa neue phonologische Unterschiede erworben worden und namentlich welche? Oder ist endlich der ganze Bestand an phonologischen Unterschieden unverändert geblieben, aber die Struktur der einzelnen vorhandenen Unterschiede wurde vielleicht umgestaltet, d. h. die Stellung eines bestimmten Unterschiedes hat sich geändert: seine Wechselbeziehungen zu den anderen Unterschieden, seine differenzierende Eigenschaft? Jede phonologische Einheit innerhalb des gegebenen Systems muß in ihren Wechselbeziehungen zu allen übrigen Einheiten des Systems vor und nach dem zu betrachtenden Lautwandel in Rechnung gestellt werden, ungeachtet dessen, ob dieser Wandel eine Veränderung der phonetischen Realisation der zu vergleichenden phonologischen Einheiten herbeiführte oder nicht.

(1) Im Weißrussischen verwandelte sich *t'* in *c'* und zugleich *d'* in *ǰ'*. Wenn wir die Umwandlung von *t'* in *c'* beschreiben, müssen wir einerseits die Beziehungen des Phonems *t'* mit den übrigen Phonemen des Systems, dem es angehört hat, klarlegen, also mit *t*, *d*, *d'*, *s*, *s'*, *c* usw., andererseits die Beziehungen des Phonems *c'* mit den übrigen Phonemen des entsprechenden Systems, also mit den an sich unveränderten Phonemen — *t*, *d*, *s*, *s'*, *c* usw., und mit dem neugebildeten Phonem — *ǰ'*.³⁾

II.

Einem Lautwandel kann es an einer phonologischen Rolle fehlen. Es wächst z. B. die Zahl und die Mannigfaltigkeit der kombinatorischen Phonemvarianten.

(2) In vielen großrussischen Mundarten hat sich *e* vor mouillierten Konsonanten in *e* (geschlossenes *e*) verwandelt.

(3) Das tschechische Phonem *n* wird vor den velaren Konsonanten als *ŋ* (velares *n*) realisiert.

Oder es verallgemeinert sich umgekehrt eine der kombinatorischen Varianten, zwei Varianten verschmelzen zu einer.

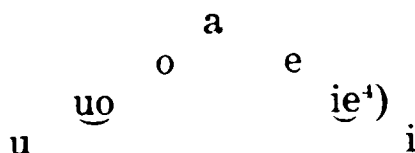
³⁾ Zur phonologischen Interpretation eines Lautwandels gehört die genaue Kenntnis des phonologischen Systems der gegebenen Sprache und seiner Evolution; deshalb verwende ich Beispiele vorwiegend aus der Geschichte der slavischen Sprachen, da ihre historische Phonologie mir am besten bekannt ist.

(4) In manchen südgroßrussischen Mundarten realisierte sich das Phonem unbetontes *a* vor engeren betonten Vokalen als der Laut *a* und vor den breiteren als ein mittlerer Vokal. In einem Teil dieser Mundarten wurde die Realisation — *a* später verallgemeinert. (Die heutigen Lautformen *m'ilá*, *p'iták* usw., zeugen davon, daß der Lautform *vadá* die Lautform *vadá* vorhergegangen war: der mittlere Vokal, welcher nach dem mouillierten Konsonanten vorhanden war, fiel zusammen mit der Realisation des Phonems *i* in derselben Umgebung. Hier fand also eine phonologische Mutation statt: das Phonem unbetontes *a* wurde in den oben erwähnten Verbindungen durch das Phonem unbetontes *i* ersetzt; daher konnte sich die später erfolgende Unifikation der Varianten des Phonems *a* in der vorbetonten Silbe nicht auch auf diese Fälle übergreifen).

(5) In den einen slavischen Mundarten realisiert sich der stimmhafte labiale Verschlusskonsonant als labiodentales *v*, in den anderen als bilabiales *w*.

Schließlich kann sich die Grundvariante eines Phonems phonetisch ändern, aber falls dabei die Systematik der Phoneme die gleiche bleibt und das Verhältnis zwischen dem gegebenen Phonem und allen übrigen sich unverändert gestaltet, so muß auch ein solcher Lautwandel als außerphonologisch betrachtet werden.

(6) Es gibt großrussische Mundarten mit einem siebenphonemigen betonten Vokalismus. Die einen dieser Mundarten besitzen das folgende System der betonten Vokale:



In den anderen Mundarten desselben Typus erscheinen statt uo, ie geschlossene Vokale — *o*, *e*, — scheinbar eine sekundäre Erscheinung; *o*, *e* nehmen in dem System denselben Platz ein wie uo und ie. Folglich ändert die Umwandlung des einen dieser Paare in das andere nichts am phonologischen System.

III.

Falls ein Lautwandel sich im phonologischen System kundtut, kann er als Realisation einer phonologischen Mutation oder eines Bündels phonologischer Mutationen angesehen werden. Wir sprechen von Mutation, um den sprunghaften Charakter der phonologischen Veränderungen hervorzuheben.

⁴⁾ uo entstammt einem steigend betonten *o*, ie dem Diphthong *ě*.

(7) Im Südgroßrussischen ist das unbetonte *o* mit dem *a* zusammengeschmolzen. Vielleicht waren hier Zwischenstufen vorhanden: *o* entwickelte sich zu einem sehr offenen *o*-Vokal, dann zu einem *a^o* und endlich allmählich die Rundung verlierend zu *a*. Aber vom phonologischen Standpunkt sind hier nur zwei Stufen vorhanden: 1. *o* (*o^a*, *a^o*) unterscheidet sich von *a*, es sind zwei verschiedene Phoneme; 2. der Reflex von *o* unterscheidet sich nicht mehr von *a*, die beiden Phoneme sind in ein einziges zusammengeschmolzen; tertium non datur.

Die Formel der phonologischen Mutation lautet:

$$A : B \succ A_1 : B_1$$

Es sind zwei Grundkategorien der Mutationen zu unterscheiden: entweder ist eines der beiden Verhältnisse (*A : B* oder *A₁ : B₁*) phonologisch, das andere außerphonologisch, oder es sind beide: sowohl *A : B*, wie *A₁ : B₁* verschiedene Spielarten eines phonologischen Verhältnisses. Die erste Grundkategorie teilt sich wiederum in zwei Typen: die Beseitigung eines phonologischen Unterschiedes kann als Entphonologisierung und die Entstehung eines phonologischen Unterschiedes als Phonologisierung bezeichnet werden.⁵⁾

IV.

Entphonologisierung: *A* und *B* sind einander phonologisch entgegengesetzt, wogegen zwischen *A₁* und *B₁* kein phonologischer Unterschied besteht.

Bei der Analyse einer Entphonologisierung müssen folgende Fragen aufgeworfen werden: Wie ist der Charakter des phonologischen Gegensatzes *A : B* beschaffen? Ist es eine Disjunktion

⁵⁾ Ich halte die Bezeichnungen Phonologisierung und Entphonologisierung für geeigneter als die Bezeichnungen Divergenz und Konvergenz, welche E. Polivanov in seinen vorzüglichen Studien über die Entphonologisierung („Iz teorii fonetičeskich konvergencij“, — Sbornik Turkestanskogo Vostočnogo Instituta v čest' prof. A. E. Schmidta, Taškent 1923, S. 106—115, — und „Faktory fonetičeskoj evolucii jazyka, kak trudovogo processa“, — Učenyje zapiski Instituta jazyka i literatury, III, S. 20—42) gebraucht, weil in der Wissenschaft diese letzteren gewöhnlich mit einer anderen Bedeutung verknüpft sind. So wird in der Biologie unter Konvergenz eine Erwerbung gleicher Merkmale durch verschiedene Organismen verstanden, ungeachtet dessen, ob es sich um verwandte oder unverwandte Organismen handelt (vgl. z. B. L. Berg: Nomogenez, Pb. 1922, Kap. IV.); ebenso werden in der Sprachwissenschaft mit Konvergenz ähnliche Erscheinungen in der selbständigen Entwicklung verschiedener Sprachen bezeichnet (s. Meillet: Convergence des développements linguistiques, — Linguistique historique et linguistique générale, Paris 1921, S. 61 ff.).

oder ein Korrelationspaar? Wenn es sich um ein Korrelationspaar handelt, bedeutet dann sein Verlust eine Einzeläußerung eines allgemeineren Prozesses, — d. h. des Verlustes der gesamten Korrelation, oder bleibt die Korrelation bestehen? Wie ist der Charakter des außerphonologischen Verhältnisses $A_1 : B_1$ beschaffen, ist es eine Variation, und zwar welche: eine kombinatorische? eine stylistische? eine kombinatorisch-stylistische? oder handelt es sich um eine phonetische Identität (zwei gleiche Realisationen eines und desselben Phonems)? Ist das Verhältnis $A_1 : B_1$ eine außerphonologische Variation, so ist A_1 phonetisch gleich A und B_1 phonetisch gleich B und es haben sich nur die Bedingungen des Vorhandenseins eines jeden von ihnen geändert. Wenn aber A_1 phonetisch B_1 gleicht, so ist entweder $A_1 \neq A$ und $B_1 \neq B$, d. h. A und B sind in einem gewissen C zusammengefallen, das phonetisch sich sowohl von A wie von B unterscheidet, oder es ist $A_1 \neq A$, aber $B_1 = B$, d. h. $A > B$. Also muß die Einordnung der Entphonologisierungstypen Rücksicht nehmen auf das Verhältnis zwischen den Phonemen vor der Mutation, auf das Verhältnis zwischen den Reflexen und auf das Verhältnis zwischen jedem Reflex und seinem Prototyp. Wir wollen einige Beispiele der Entphonologisierung betrachten. — Eine Disjunktion wird zu einer kombinatorischen Variation.

(8) In einem Teil der nordgroßrussischen Mundarten verwandeln sich zwei disjunkte Phoneme — unbetontes e und unbetontes a — in kombinatorische Varianten eines einzigen Phonems: nach den mouillierten Konsonanten wird dieses Phonem als e , nach den unmouillierten als a realisiert. Diese Entphonologisierung wurde folgendermaßen durchgeführt: a ist nach den mouillierten Konsonanten in e übergegangen ($p'aták > p'eták$, $p'atí > p'etí$), e ist nach den unmouillierten in a übergegangen ($žen'ix > žan'ix$).

— Eine Disjunktion wird zu einer kombinatorisch-stylistischen Variation.

(9) Die Phoneme z und z sind in den meisten japanischen Mundarten in einem Phonem zusammengefallen; im Wortanfang und nach einem Nasal wird dieses Phonem als z und zwischen Vokalen beim gewöhnlichen Tempo als z und bei einer gepflegten Sprechweise als z realisiert.⁶⁾

— Eine Disjunktion wird zu einer Identität ($A > B$).

(10) Die sog. mazurierenden polnischen Mundarten haben zwei Konsonantenreihen — 1. \check{s} , \check{z} , \check{c} , \check{z} , 2. s , z , c , z , — in eine einzige Reihe umgestaltet: $\check{s} > s$, $\check{z} > z$, $\check{c} > c$, $\check{z} > z$; also $\check{s} : s > s : s$ usw.

— Eine Disjunktion wird zu einer Identität ($A > C$, $B > C$).

⁶⁾ Polivanov: Faktory... S. 35.

(11) In einigen nord- und mittelgroßrussischen Mundarten vereinigten sich die mouillierten s' und z' mit \check{s} und \check{z} , die ihre Mouillierung noch nicht verloren hatten, in den Zwischenlauten — in den mouillierten dorsalen \hat{s} , \hat{z} .

— Ein Korrelationspaar wird zu einer kombinatorischen Variation (die Korrelation wird beseitigt).

(12) Das Paar $b : p$ und alle anderen Gegensatzpaare der stimmhaften und der entsprechenden stimmlosen Geräuschkonsonanten verloren im Tschuwaschischen ihren phonologischen Charakter: in der Stellung zwischen einem sonoren Phonem (hierher gehören alle Vokale und die sonoren Konsonanten) und einem Vokal wurden b und die anderen stimmhaften Konsonanten verallgemeinert; in allen übrigen Stellungen wurden im Gegenteil p und die anderen stimmlosen Konsonanten verallgemeinert.

— Ein Korrelationspaar wird zu einer Identität (die Korrelation wird beseitigt; $A > B$).

(13) Im Ostslowakischen fiel das lange \bar{a} mit dem kurzen a zusammen und auch alle anderen langen Vokale wurden ebenfalls gekürzt: die Quantitätskorrelation der Vokale wurde beseitigt.

(14) Im Urslavischen verloren die aspirierten Konsonanten ihre Aspiration und schmolzen mit den entsprechenden nichtaspirierten Konsonanten zusammen.

— Ein Korrelationspaar wird zu einer Identität (die Korrelation bleibt erhalten; $A > B$).

(15) In einem Teil der ukrainischen und weißrussischen Mundarten ist das mouillierte r' zu einem nichtmouillierten r geworden. Die übrigen Konsonantenpaare, die die Mouillierungskorrelation bildeten, blieben erhalten.

Es ist charakteristisch, daß bei der Verschmelzung der Korrelate immer gerade die merkmalthaltige korrelative Reihe (vgl. S. 97 f) beseitigt wird, — im Beispiel 13. die Länge der Vokale, im Beispiel 14. die Aspiration der Konsonanten, im Beispiel 15. das mouillierte r' .

V.

Phonologisierung: zwischen A und B gibt es keinen phonologischen Unterschied, wogegen zwischen A_1 und B_1 ein solcher besteht. Bei der Analyse einer Phonologisierung müssen folgende Fragen aufgeworfen werden: stellt $A_1 : B_1$ eine Disjunktion oder ein Korrelationspaar dar? Wenn es ein Korrelationspaar ist, bedeutet dann die zu betrachtende Mutation nur eine Bereicherung der bereits bestehenden Korrelation oder ist sie nur ein Bruchteil einer allgemeineren Erscheinung — der Entstehung einer neuen Korrelation? Was die Beziehung zwischen

A und B anbelangt, so halten Polivanov und van Ginneken das Vorhandensein einer außerphonologischen Variation für eine unentbehrliche Voraussetzung einer Phonologisierung. Tatsächlich ist das Identitätsverhältnis zwischen A und B anscheinend ausgeschlossen. Dementsprechend ist phonetisch $A_1 = A$, $B_1 = B$. Meistens sind A und B kombinatorische Varianten.

— Eine kombinatorische Variation wird zu einer Disjunktion:

(16) Im Lettischen sind *k*, *g* vor den vorderen Vokalen zu *c*, *ʒ* geworden. Die Laute *k* und *c* (bzw. *g* und *ʒ*) waren kombinatorische Varianten eines und desselben Phonems. Nach dem Übergang des Diphthongs *ai* in der Schlußsilbe in *i*, ist *k* in denselben Stellungen, wo *c* vorkam, möglich geworden, d. h. *k* und *c* sind disjunkte Phoneme geworden.⁷⁾

— Eine kombinatorische Variation wird zu einem Korrelationspaar (die Korrelation wird neu gebildet).

(17) In lettischen Mundarten haben sich die dentalen Konsonanten vor den vorderen Vokalen palatalisiert. Das waren kombinatorische Varianten der dentalen Phoneme, aber soweit unter gewissen Bedingungen die unbetonten Vokale geschwunden sind, entstand ein phonologischer Gegensatz der ihnen vorangegangenen palatalisierten und der entsprechenden nichtpalatalisierten Konsonanten. So bildete sich in diesen Mundarten eine Mouillierungskorrelation der Konsonanten.⁸⁾

— Eine kombinatorische Variation wird zu einem Korrelationspaar (die Korrelation war bereits vorhanden).

(18) Im Frühpolabischen war das Phonem *x* vor den einen Vokalen durch eine stimmlose velare Spirans *x* vor den anderen durch stimmlose palatale Spirans *ʃ* vertreten. Das waren zwei kombinatorische Varianten, die sich in zwei getrennte Phoneme verwandelten, als die schwachen Vokale mittlerer und niederer Hebung in *a* zusammenschmolzen und solche Wortunterscheidungen entstanden wie fem. *sauxa* — neutr. *sauʃa*. Das Paar *ʃ* : *x* wurde in den Bestand der schon im Polabischen vorhandenen Mouillierungskorrelation eingegliedert.⁹⁾

Es gibt auch solche Beispiele der Phonologisierung, in denen das Verhältnis A : B eine stylistische Variation ist. Diese Variation kann sich allmählich lexikalisieren, d. h. die affektive Phonemvariante wird durch solche Worte verankert, die meistens mit emotioneller Färbung ausgesprochen werden, — diese Worte

⁷⁾ s. J. Endzelin: Lettische Grammatik, Heidelberg 1923, § 89.

⁸⁾ s. Endzelin a. a. O. § 90.

⁹⁾ N. Trubetzkoy: Polabische Studien, Wien 1929, SS. 91 f., 38 f., 123.

bilden eine besondere stylistische Schicht im Wortschatz der gegebenen Sprache. Dann verwischt sich nach und nach das Affektive an manchen von diesen Worten und die entsprechende Phonemvariante verliert ihre emotionelle Begründung und wird als ein besonderes Phonem empfunden.

(19) Meillet vermerkt im lateinischen Wortschatz charakteristische Niederschläge eines expressiven Vorganges, nämlich der Konsonantengemination. Die geminierten Konsonanten, die dem intellektuellen indogermanischen Wortschatz fremd waren, stellten eine gewöhnliche Erscheinung innerhalb der affektiv-gefärbten Worte dar. Sie wurden durch diese Worte verankert, und als diese Worte ihren Gefühlswert verloren hatten und sich neutralisierten, blieben die geminierten Konsonanten als besondere Phoneme erhalten.¹⁰⁾

Ähnliche Beispiele der Umbildung einer emotionellen Phonemvariante in ein selbständiges Phonem sind verhältnismäßig selten, aber ihnen verwandt ist eine andere Erscheinungsreihe, die eine umfangreiche Anwendung findet. Indem die Sprache fremde Worte entlehnt, paßt sie sie zum Teil ihrem Phonembestand an, zum Teil bewahrt sie die fremdsprachigen Phoneme. Worte mit solchen Phonemen werden auch weiterhin als Fremdworte, als eine besondere stylistische Schicht empfunden. Aber öfters beginnen diese Worte, in der allgemeinen Wortmasse aufzugehen, und die Sprache wird auf diese Weise durch neue Phoneme bereichert, deren Fremdheit nicht mehr gefühlt wird. Am leichtesten eignet sich die Sprache solche fremde Phoneme an, die den vorhandenen Bestand an Grundarchiphonemen nicht erweitern (s. *Projet de terminologie*).

(20) Die russische Sprache, sowie die übrigen slavischen Sprachen haben eine beträchtliche Anzahl fremder Worte mit dem Phonem *f* entlehnt. In den Fällen, in denen eine Tendenz bestand, das Lehnwort mit *f* gründlich zu russifizieren, wurde *f* durch *xv*, *x* oder *p* ersetzt. *f* war ein Signal der Fremdsprachigkeit und manchmal wurde es vom Volke in solche Lehnworte untergestellt, in denen es an und für sich kein Platz haben sollte, z. B. *kufárka* statt *kuxárka* (Köchin) usw. Aber allmählich assimiliert sich der Teil der Worte, der *f* bewahrt hatte (*fonár'*, *lif*, *fílin*, *Féd'a* usw.), mit den russischen einheimischen Worten und das russische Grundarchiphonem

v, v'

 wird durch zwei neue Phoneme bereichert:

v, v'
f, f'

¹⁰⁾ *Esquisse d'une histoire de la langue latine*, Paris 1928, S. 166 ff.

VI.

Neben der Entphonologisierung und der Phonologisierung besteht noch eine Gruppe der phonologischen Mutationen, nämlich die Umphonologisierung — die Umbildung eines phonologischen Unterschiedes in einen andersgearteten phonologischen Unterschied, der sich in einer anderen Beziehung zum phonologischen System befindet als der erste. A und B und ebenfalls A₁ und B₁ sind einander phonologisch entgegengesetzt, aber die phonologische Struktur dieser Gegensätze ist verschiedener Art. In dieser Umgestaltung der phonologischen Struktur liegt der prinzipielle Unterschied der Umphonologisierung von den oben besprochenen Fällen des außerphonologischen Lautwandels (Beispiele 5., 6.).

Es gibt drei Typen der Umphonologisierung: I. die Umwandlung eines Korrelationspaares in eine Disjunktion; II. die Umwandlung einer Disjunktion in ein Korrelationspaar; III. Umwandlung eines Paares, das zu einer Korrelation gehört, in ein Paar einer anderen Korrelation. Dabei muß man stets in Betracht ziehen, ob es sich um das Schicksal eines einzelnen Korrelationspaares handelt (a) oder der Korrelation als solcher (b).

— Ia. Ein Korrelationspaar wird zu einer Disjunktion (die Korrelation bleibt erhalten).

(21) Im Altpolnischen ist das mouillierte *r'* in einen Geräuschkonsonant (*ř*) übergegangen. Die übrigen Paare der Mouillierungskorrelation der Konsonanten sind erhalten geblieben.

(22) In den südlichen Gebieten der nordwest- und ostslavischen Sprachgruppen ist *g* zu einer entsprechenden Spirans (*γ*) geworden und verwandelte sich in Bezug auf *k* aus einem korrelativen zu einem disjunkten Phonem.

— Ib. Ein Korrelationspaar wird zu einer Disjunktion (die Korrelation wird beseitigt).

(23) Im Italischen wurde *bh* zu *f* und ebenso verwandelte sich jeder andere aspirierte Verschußkonsonant in eine einfache Spirans, fernerhin vereinigten sich alle diese Reflexe in *f*, außer *x*, aus dem *h* entstand.

(24) Im Alttschechischen unterlag die Mouillierungskorrelation der Konsonanten der Beseitigung. Die mouillierten *s'*, *z'* verloren ihre Mouillierung, dasselbe geschah unter gewissen Bedingungen mit den mouillierten Labialen, unter anderen Bedingungen verwandelten sie sich in Gruppen „unmouilliertes Labial + *j*“. Die Gegensätze der Phoneme *t*, *d*, *n* und der entsprechenden Mouillierten wurden um-

phonologisiert: sie verwandelten sich in disjunkte Lokalisierungsunterschiede zwischen den apikalen und den palatalen Konsonanten (vgl. S. 236).

— IIa. Eine Disjunktion wird zu einem Korrelationspaar (die Korrelation war bereits vorhanden).

(25) Das indogermanische palatale \acute{g} hatte im Urslavischen z zum Reflex, d. h. wurde zum stimmhaften Korrelat des Phonems s .

(26) Der Übergang von g zu γ , der einem Teil der slavischen Sprachen eigen ist (vgl. Beisp. 22.), versah das Phonem x , das in Bezug auf g disjunkt gewesen war, mit einem stimmhaften Korrelat.

Mir sind weder Beispiele der Schaffung einer neuen Korrelation durch eine Umphonologisierung disjunkter Paare (IIb) bekannt, noch solche Fälle, in denen ein Paar korrelativer Phoneme sich von einer vorhandenen Korrelation losreißt und sich einer anderen anschließt, d. h. seine differenzierende Eigenschaft ändert (IIIa).

— IIIb. Eine Korrelation wird zu einer anderen Korrelation. Die Formen solcher Mutationen sind sehr mannigfaltig.

(27) Ein ganzes Bündel der Umphonologisierungen befiel nach Meillets Schilderung die armenischen Korrelationen der Konsonanten.¹¹⁾ Der indogermanische Gegensatz zwischen aspirierten und einfachen stimmhaften Konsonanten wurde zu einem Gegensatz zwischen Stimmhaften und Stimmlosen: die aspirierten Stimmhaften wurden zu einfachen Stimmhaften, die alten einfachen Stimmhaften zu Stimmlosen. Der indogermanische Gegensatz zwischen aspirierten und einfachen Stimmlosen wurde durch eine Unterscheidung der aspirierten Stimmlosen je nach Stärke und Schwäche ersetzt: die starken aspirierten Stimmlosen entstammen den aspirierten Stimmlosen, die schwach aspirierte Stimmlosen den einfachen Stimmlosen. Es ist charakteristisch, daß die merkmahlhaltige Reihe der Expirationskorrelation (aspirierte Konsonanten) wiederum durch merkmahlhaltige Reihen neuer Korrelationen (nämlich durch stimmhafte und starke Konsonanten) ersetzt wurde.

(28) Es gibt polnische Mundarten, in denen a und a° einander entgegengesetzt sind und es gibt einzelne polnische Mundarten, in denen dieser Gegensatz durch einen anderen, nämlich durch \ddot{a} — a , ersetzt ist.¹²⁾ Diese Än-

¹¹⁾ s. A. Meillet: *Esquisse d'une grammaire comparée de l'arménien classique*, Wien 1903, S. 7 ff. und *Les dialectes indo-européens*, Paris 1922, Kap. X, XI, XIII.

¹²⁾ s. K. Nitsch: *Dyalekty języka polskiego*, — *Encyklopedia Polska*, T. III, Dział III, Część II, S. 264.

derung eines Korrelationspaares bedeutet einen Wechsel der differenzierenden Eigenschaft der gesamten Korrelation: im ersten Fall bestand eine Dunkelheitskorrelation der Vokale, im zweiten Fall entstand eine Mouillierungskorrelation der Vokale (vgl. S. 235 f.). Alle übrigen Korrelate entsprechen beiden Anforderungen: $e - o$, $e - o$, $i - u$. In diesen Paaren ist ein Korrelat dem anderen phonetisch entgegengesetzt: sowohl als ein helles einem dunklen (bzw. ein ungerundetes einem gerundeten), wie auch als ein mouilliertes einem unmouillierten (bzw. ein vorderes einem hinteren).¹³⁾

(²⁰) Im Nordkaschubischen war die Korrelation „Geschlossenheit — Offenheit der Vokale“ vorhanden. Unter der Betonung wurde der phonologische Gegensatz der geschlossenen und offenen Vokale von dem unphonologischen Unterschied „fallender — steigender Tonverlauf“ begleitet. Die Reflexe der langen und kurzen Verbindung „Halbvokal + *l*“ haben im Nordkaschubischen jedes Unterscheidungsmerkmal außer der Akzentqualität eingebüßt: der eine Reflex stellt sich dar als Diphthong „geschlossenes \ddot{o} + unsilbiges offenes \ddot{u} “ mit fallendem Tonverlauf, der andere Reflex als der gleiche Diphthong mit steigendem Tonverlauf.¹⁴⁾ Im Endergebnis fand eine Umwertung der lautlichen Unterschiede statt: zur differenzierenden Eigenschaft des Gegensatzes der betonten Vokale wurde der Tonverlauf und zur differenzierenden Eigenschaft des Gegensatzes der unbetonten Vokale wurde die Quantität, die früher als eine außerphonologische Erscheinung den Gegensatz „Geschlossenheit — Offenheit der Vokale“ begleitet hatte. Dieser Gegensatz wurde sowohl für die betonten, als auch für die unbetonten Vokale entphonologisiert.

Von den betrachteten Umphonologisierungen muß man die Fälle der Verschmelzung zweier vorhandener Korrelationen scheiden, d. h. Fälle des Zusammenfallens aller vorhandenen Paare einer Korrelation mit den vorhandenen Paaren einer anderen — eine Abart der Entphonologisierung.

¹³⁾ Dieses Beispiel ist auch in anderer Richtung lehrreich. Hier ist beispielsweise das Paar $i - u$ unverändert geblieben ($A_1 = A$, $B_1 = B$), ebenso haben sich auch die Bedingungen des Vorhandenseins der beiden nicht geändert. Nichtsdestoweniger genügte die Ersetzung des Paares $a - a^o$ durch das Paar $\ddot{a} - a$, um Kraft der Strukturgesetze des Systems eine Umphonologisierung aller übrigen Vokalpaare hervorzurufen. — GleichermäÙen wird das phonetisch identische Verhältnis derselben palatalen und dentalen Konsonanten in den einen Fällen als Eigentonkorrelation, in den anderen als Lokalisierungsunterschied disjunkter Phoneme gewertet, je nach dem, wie die anderen Struktureigenschaften des Systems der Konsonantenphoneme in der gegebenen Sprache beschaffen sind.

¹⁴⁾ s. F. Lorentz: Slovinzische Grammatik, SPb 1903, § 48.

(30) Im Určechischen wurde der Gegensatz zwischen den steigend—langen und fallend—langen Vokalen zu dem Gegensatz zwischen den langen und kurzen Vokalen umgestaltet. Die Vokale mit fallendem Tonverlauf wurden mit den kurzen Vokalen identifiziert (Entphonologisierung). Es ist charakteristisch, daß die merkmallose Reihe der Tonverlaufskorrelation mit der ebenfalls merkmallosten Reihe der Quantitätskorrelation verschmolz.

VII.

Es gibt Lautwandel, die nicht den Bestand der Phoneme einer Sprache, sondern nur den Bestand ihrer Phonemverbindungen ändern. Da die phonologische Struktur der Sprache nicht nur durch das Repertoire der Phoneme gekennzeichnet wird, sondern auch durch das Repertoire der Phonemverbindungen, so bildet ein Lautwandel, welcher das Inventar der in der gegebenen Sprache zulässigen Phonemverbindungen ändert, ebenso wie die Veränderungen im Phoneminventar, eine phonologische Tatsache. Das sind zwei verschiedene Arten phonologischer Mutationen.

(31) In manchen großrussischen Mundarten wird die Verbindung „*é* + mouillierter Konsonant“ in eine Verbindung „*í* + mouillierter Konsonant“ umgestaltet. Auf diese Weise wird das Verhältnis zwischen der genannten Verbindung und der alten Verbindung „*í* + mouillierter Konsonant“ entphonologisiert; das Verhältnis zwischen der Verbindung „*é* + mouillierter Konsonant“ und z. B. „*ú* + mouillierter Konsonant“ wird umphonologisiert und das Verhältnis zwischen zwei kombinatorischen Varianten des Phonems *é* (einer geschlosseneren — vor den mouillierten Konsonanten und einer offeneren — in den übrigen Stellungen) wird phonologisiert. Das Repertoire der Phoneme hat sich nicht geändert, aber eine Phonemverbindung wurde von der Sprache eingebüßt.

Wenn auch die Mutationen der Phonemverbindungen das System der Phoneme an und für sich nicht ändern, so äußern sie sich andererseits doch im Funktionieren der Phoneme. Es ändert sich die Häufigkeit der Anwendung einzelner Phoneme und eventuell auch der Grad ihrer Belastung.

(32) Die im Beispiel 31. betrachtete Mutation kennzeichnet eine Erhöhung der Frequenz des Phonems *í* und eine entsprechende Verminderung der Frequenz des Phonems *é*. Es vermindert sich die funktionelle Belastung des phonologischen Unterschiedes *é* — *í*, da diese Phoneme früher einander entgegengesetzt werden konnten, unab-

hängig davon was nach ihnen folgte, und nach der Mutation nur in dem Falle, wenn nach ihnen kein mouillierter Konsonant folgt. Aber *é* erscheint in dieser Stellung verhältnismäßig selten — *é* war vor unmouillierten Konsonanten in *ó* übergegangen, und im Auslaut hatte *é* teilweise *ó*, teilweise *á* ergeben; *é*, dem kein mouillierter Konsonant folgt, erscheint in diesen Mundarten nur als Reflex des Diphthong *ie* (ǂ).

Es wäre eine gefährliche Vereinfachung, die Rolle des statistischen Faktors in der Sprachevolution zu überschätzen, aber wir dürfen auch nicht außer Acht lassen, daß das dialektische Gesetz des Umschlagens der Quantität in die Qualität mitwirkt. Die kleine Frequenz und die schwache funktionelle Belastung eines phonologischen Unterschiedes begünstigt natürlicherweise seinen Verlust.

(33) Im serbischen Dialekt, den die Grammatik Bričs wiederspiegelt, war der Gegensatz zweier kurzvokaliger Akzentqualitäten nur in der ersten Wortsilbe nach einer Pause möglich (vgl. S. 176). Die Enge des Anwendungsgebietes war zweifellos der Beseitigung dieses Gegensatzes behilflich; eine solche Beseitigung fand auch in Wirklichkeit statt und diente als Anstoß für eine weitgehende akzentologische Evolution mehrerer serbischer Mundarten.

VIII.

Alle die Fälle phonologischer Mutationen, die wir oben besprochen haben, werden durch einen gemeinsamen Zug charakterisiert: alle Glieder dieser Mutationen sind dem Umfange nach gleich. Falls A und B ihrem Umfange nach Phoneme sind, so sind auch A₁ und B₁ ihrem Umfange nach Phoneme; falls A und B Phonemverbindungen sind, so sind auch A₁ und B₁ Phonemverbindungen gleichen Umfanges. Aber nicht von geringerer Bedeutung sind vom Gesichtspunkte der historischen Phonologie auch solche Mutationen, bei denen der Reflex (A₁) seinem phonologischen Umfange nach seinem Prototyp (A) nicht gleich ist.

I. Ein Phonem spaltet sich in eine Phonemverbindung. Dementsprechend verwandelt sich der Gegensatz zweier Phoneme in den Gegensatz zwischen einer Phonemverbindung und einem Phonem (Umphonologisierung).

(34) Das lange Phonem *ie* (= langes ǂ) verwandelte sich in einem Teil der serbo-kroatischen Mundarten in eine zweisilbige Verbindung zweier Phoneme: *i + e*. An Stelle der Disjunktion *ie* — *i* usw. tritt der Gegensatz zwischen der Phonemverbindung „*i + e*“ und dem Phonem *i* usw.

(35) Im Ukrainischen haben sich die mouillierten La-

biale vor *a* in Verbindungen „Labial + *j*“ verwandelt. $p' : p$ (Korrelationspaar) $> pj : p$ (Verhältnis zwischen Phonemverbindung und Phonem). $p' : j$ (Disjunktion) $> pj : j$.

Der Gegensatz zwischen einem Phonem und einer Phonemverbindung kann sich in eine Identität zweier Phonemverbindungen verwandeln (Entphonologisierung).

(36) Im Ukrainischen sind die Verbindungen *pj* aus *p'* u. ä. (siehe Beisp. 35.) mit den alten Verbindungen „Labial + *j*“ zusammengefallen. Vergleiche z. B. *pjat'* (< *p'at'*) und *pjanyj* (mit älterem *pj*).

Es ist eine Umgestaltung einer kombinatorischen Variation in einen Gegensatz zwischen einer Phonemverbindung und einem Phonem möglich (Phonologisierung).

(37) *p'* vor *i* und *p* vor *a* (s. Beisp. 35.) waren ursprünglich im Ukrainischen kombinatorische Varianten eines und desselben Phonems — *p'* (verschieden war der Mouillierungsgrad je nach dem folgenden Vokal). Mit dem Übergang *p'* vor *a* in *pj* phonologisiert sich das Verhältnis zwischen den beiden Varianten.

II. Eine Phonemverbindung gestaltet sich zu einem Phonem. Es gibt dabei zwei Möglichkeiten.

a) Das Ergebnis der Umwandlung bildet ein Phonem, das bereits von früher her im System vorhanden ist.

(38) In den ost- und südwestslavischen Sprachen wurde die Verbindung *dl* zu *l*. Der Reflex ist einem der Phoneme der ursprünglichen Phonemverbindung identisch. Einerseits ist hier eine Entphonologisierung vorhanden, nämlich $dl : l > l : l$, andererseits eine Umphonologisierung, nämlich $dl : n > l : n$ usw.

(39) Im Lateinischen ist *dw* im Anlaut zu *b* geworden. Der Reflex ist mit keinem Phonem der ursprünglichen Phonemverbindung identisch. Das Verhältnis von *dw* zu *b* wird entphonologisiert, und das Verhältnis zu den übrigen Phonemen wird umphonologisiert.

b) Das Ergebnis der Umwandlung bildet ein Phonem, das dem System bis dahin unbekannt war.

(40) In der Moskauer und in vielen anderen großrussischen Mundarten wurde die Verbindung *šč* zu *š* (dorsaler Konsonant). Dieser Prozeß kennzeichnet eine Umphonologisierung des Verhältnisses zwischen *šč* und allen in der Sprache vorhandenen Phonemen, aber die Entphonologisierung (vgl. Beisp. 38., 39.) ist einer solchen Mutation selbstverständlich fremd.

(41) „Im Kirgisischen haben sich schon nach dem Zusammenfallen der gemeintürkischen langen Vokale mit den

kurzen, neue Längen durch eine Kontraktion zweier Silben gebildet, z. B. in *ēr* „Sattel“ (zum Unterschied von *er* „Mann“), — vergleiche das usbekische *egær* „Sattel“; oder es entstand z. B. im Kirgisischen *tō* „Berg“ aus **taw* (< **tay*.¹⁵) Eine Kontraktion der Phonemverbindungen hat hier eine neue Korrelation der Phoneme hervorgebracht.

(42) Die französische Umbildung der Phonemverbindungen „Vokal + *n*“ in Nasalvokale führte in das phonologische System eine Nasalitätskorrelation der Vokale ein.

(43) In chinesischen Dialekten ist durch eine Umbildung der Verbindungen „Vokal + Verschlusskonsonant“ in Vokale mit Stimmbänderverschluss (nach der chinesischen Terminologie der sog. fünfte Ton der Vokale) eine Tonbruchkorrelation der Vokale entstanden.

Die zahlreichen Mutationen des Typus *dl* > *l* (s. Beisp. 38.) stellen eine Verkürzung einer Phonemverbindung um ein Phonem dar. Die Umwandlung eines Phonems in eine Lautnull, kann auf bestimmte Phonemverbindungen beschränkt werden, kann aber auch allgemein sein. Das ist ein Sonderfall desselben Mutationstypus: eine beliebige Phonemverbindung verliert das fragliche Phonem.

(44) Serbokroatische Mundarten verloren das Kehlkopfphonem *h* (Reflex des urslavischen *x*), es schwand in allen Stellungen. Das ist eine Sondererscheinung der in diesen Mundarten durchgehend verwirklichten Tendenz zur Paarigkeit aller Geräuschphoneme nach Stimmhaftigkeit und Stimmlosigkeit.

Eine entgegengesetzte Erscheinung existiert selbstverständlich nicht, d. h. eine Lautnull kann sich nicht unter beliebigen Umständen in ein Phonem verwandeln.

IX.

Indem wir die Anwesenheit einiger gleichzeitiger Mutationen aufdecken, müssen wir das gesamte Bündel dieser Mutation als eine Ganzheit einer Analyse unterwerfen. Der Zusammenhang der Mutationen ist nicht zufällig. Sie sind innerlich miteinander verknüpft; die Gesetze ihrer Wechselbeziehungen müssen aufgeklärt werden. Eines dieser Gesetze, das für die Ausarbeitung von Prinzipien der historischen Phonologie sehr fruchtbar ist, wurde von Polivanov festgestellt: die Phonologisierungen „werden nie, ohne von einer anderen Neuerung begleitet zu werden, verwirklicht“; „in einer ungeheueren Masse der Fälle wird die Divergenz [Phonologisierung] von der einen oder anderen Konvergenz [Entphonologisierung] begleitet und wird dabei von ihr dik-

¹⁵) Polivanov: *Vvedenije v jazykoznanije*, Lngr. 1928, S. 196.

tiert“.¹⁶⁾ Hier ist die Phonologisierung kombinatorischer Variationen gemeint und in Anwendung auf diese (vgl. S. 253) ist das Gesetz ausnahmslos richtig. Eine solche Verknüpfung der Phonologisierung und der Entphonologisierung kann unter dem Gesichtspunkt der Mutationen der Phonemverbindungen als Umphonologisierung betrachtet werden. Ein Unterschied wird durch einen anderen Unterschied ersetzt, und von der Umphonologisierung der Phoneme unterscheidet sich dieser Mutationskomplex nur in einer einzigen Hinsicht: bei der Umphonologisierung der Phoneme bleiben die Träger des phonologischen Unterschiedes die Reflexe derselben Phoneme, die vor der Mutation einander phonologisch entgegengesetzt waren; dagegen bleibt bei einer „Umphonologisierung der Phonemverbindungen“ die Tatsache des Entgegengestelltseins der Phonemverbindungen bestehen, aber die Funktion des Unterschiedsträgers geht von den einen Phonemen auf die anderen über, z. B. auf benachbarte Phoneme derselben Phonemverbindungen.

(45) In chinesischen Mundarten sind die stimmhaften und die stimmlosen Konsonanten zusammengefallen. Die Stimmbeteiligungskorrelation der Konsonanten ist durch die Tonstufenkorrelation der nachfolgenden Vokale ersetzt: der tiefe Ton des Vokals entspricht der ursprünglichen Stimmhaftigkeit des vorangehenden Konsonanten, der hohe Ton entspricht der ursprünglichen Stimmlosigkeit.¹⁷⁾ Der Tonstufenunterschied wurde aus einer kombinatorischen Variation zu einer Korrelationseigenschaft.

(46) In der nordwestukrainischen Mundart, von der die Mundart des Kirchspiels Kornicy des früheren Gouvernements Sedlec abstammt,¹⁸⁾ hatte sich das Phonem *á* nach den mouillierten Konsonanten als Diphthong *ia* (kombinatorische Variante) realisiert. Der späterhin eingetretene Mouillierungsverlust von *r* machte den Gegensatz *ia*-*a* in der Stellung nach *r* zu einem phonologischen und demzufolge verselbständigte sich *ia* als besonderes Phonem. Das Schema dieser Mutation sieht in phonologischer Transkription folgendermaßen aus:

$r'á : rá > ria : rá$ ¹⁹⁾

¹⁶⁾ Factory ... S. 38.

¹⁷⁾ s. B. Karlgren: *Études sur la phonologie chinoise*, Stockholm 1915, Kap. 14, 16.

¹⁸⁾ s. N. Jančuk: *Kornickij govor b. Konstantinovskogo ujezda Sedleckoj gub.*, — Trudy post. komissii po dialektologii russkogo jazyka, IX. S. 13 ff.

¹⁹⁾ Vgl. auch die Bspl. 16.—18. — typische Fälle der Umphonologisierung der Phonemverbindungen. So wird im Bspl. 16. das Verhältnis *i* : *ai* entphonologisiert, im Bspl. 17. *ti* : *t0* > *t0* : *t0* usw. (0 = Lautnull).

X.

Im Gegensatz zur Phonologisierung einer kombinatorischen Variation ist die Phonologisierung einer stylistischen Variation nicht mit einer Entphonologisierung verbunden (vgl. Beisp. 19., 20.). Mit anderen Worten bestehen im Rahmen eines einem Sprachstyl angehörenden Systems keine Phonologisierungen, die nicht durch Entphonologisierungen ausgeglichen würden; einem abgesonderten „funktionellen Dialekt“ ist die Tendenz zur Vermehrung der phonologischen Unterschiede fremd; eine solche entblößte Phonologisierung ist nur als Ergebnis der Wechselwirkung zweier verschiedener funktionellen Dialekte, zweier verschiedener Sprachstyle möglich. Die Phonologisierung eines lautlichen Gegensatzes wird hier durch den Verlust seines stylistischen Wertes ausgeglichen. Hier findet eine funktionelle Umwertung statt, eine U m s c h a l t u n g d e r F u n k t i o n e n.

Scheinbar liegt die Umschaltung der Funktionen öfters auch den Entphonologisierungen zu Grunde, besonders den isolierten Entphonologisierungen, die mit keinen anderen Mutationen verknüpft sind. Die Entphonologisierung kann eine Verallgemeinerung einer solchen Erscheinung sein, die ursprünglich eine spezifische Eigenschaft eines besonderen Sprachstils, z. B. der nachlässigen, beschleunigten Rede bildete. Eine Erscheinung, die einen bestimmten Sprachstyl, eine besondere emotionelle Redefärbung signalisiert, wird auch auf solche Rede übertragen, der diese Färbung fremd ist, und gestaltet sich also zu einer Art sprachlicher Norm.

(47) Wie die russischen Grammatiker des XVIII. Jahrhunderts bezeugen, kannte die Mundart der Moskauer gebildeten Kreise noch den Diphthong *ie* (*ѣ*) als besonderes Phonem, aber in der nachlässigen beschleunigten Rede verschmolz er mit *é*. Eine gleiche Erscheinung — das Verwischen der Grenze zwischen *ie* und *é*, *uo* und *ó* vermerken die Dialektologen bei der Allegrosprechweise in solchen großrussischen Mundarten, die noch grundsätzlich den Unterschied zwischen diesen Phonemen bewahren.²⁰⁾ Das ist die erste Etappe des Unterschiedsverlustes, die zweite Etappe wäre die Verschiebung in dem Verhältnis zwischen dem nachlässigen und sorgfältigen Sprachstyl.

(48) Das Verschmelzen des unbetonten *e* mit dem unbetonten *i*, das vor unseren Augen in der Moskauer Mundart vor sich ging, verwirklichte sich zuerst nur in der

²⁰⁾ s. N. Durnovo: Dialektologičeskija razyskanija v oblasti velikorusskich govorov, B I. Lief. 2, 1918, S. 53 ff.

zwangslosen, nachlässigen Bade. Der Unterschied zwischen den beiden Phonemen wurde zuerst als Norm weiter empfunden und erst die nächste Generation hat den Allegrostyl des unbetonten Vokalismus als Sprachnorm verallgemeinert.²¹⁾

Außerhalb der Wechselbeziehungen von solchen Lautstrukturen, die durch verschiedene Sprachstyle bestimmt werden, ist der Sprache scheinbar die Neigung nicht nur zur Vermehrung, sondern auch zur Verminderung der phonologischen Unterschiede fremd. Im Rahmen eines einzelnen funktionellen Dialektes kann man weder von einem Ausbau noch von einem Abbau des phonologischen Systems sprechen, sondern nur von seinem Umbau — von seiner Umphonologisierung.

XI.

Wir haben darauf hingewiesen, daß es nur vermittels des ganzheitlichen Verfahrens möglich ist, einen Lautwandel zu beschreiben. Es muß erforscht werden, welche phonologischen Unterschiede eine Veränderung erlitten haben, welche unverändert geblieben sind und auf welche Weise sich die Anwendung und die Ausbeutung aller dieser Unterschiede verändert hat. Weiter ist der Lautwandel in seinen Beziehungen zu den Lautsystemen verschiedener Funktionen zu betrachten. Aber die Mutationenbeschreibung erschöpft noch nicht die historische Phonologie. Wir stehen vor der Aufgabe der Mutationen-
deutung:

Die Beschreibung liefert Daten über zwei sprachliche Zustände — vor und nach der Mutation und erlaubt uns die Frage über die Richtung und den Sinn der Mutation zu stellen. Sobald diese Frage aufgeworfen ist, gehen wir aus dem Gebiete der Diachronie ins Gebiet der Synchronie über. Die Veränderung kann im selben Grade wie die unveränderlichen Sprachelemente zum Gegenstand der synchronistischen Forschung werden. Es wäre der größte Fehler die Statik und die Synchronie als Synonyme zu betrachten. Der statische Schnitt ist eine Fiktion, es ist nur ein wissenschaftliches Hilfsmittel, aber kein besonderer Realitätsmodus. Wir können die Wahrnehmung eines Filmes nicht nur diachronisch, sondern auch synchronisch betrachten, aber der synchronische Aspekt eines Filmes gleicht nicht einem einzelnen Bild das aus dem Film herausgeschnitten ist. Die Be-

²¹⁾ In den Remarques sur l'évolution phonologique du russe (Prag 1929, S. 48 f.) interpretiere ich den Schwund der slavischen „schwachen Halbvokale“ als eine Verallgemeinerung des beschleunigten Sprachstils.

wegungswahrnehmung ist auch im synchronischen Aspekte gegeben. So verhält es sich auch mit der Sprache.

Das Werk von Saussure erspart uns den Beweis des Satzes, daß die synchronistische Betrachtung der Sprache eine teleologische Erkenntnis ist. Indem wir eine sprachliche Mutation im Kontexte der linguistischen Synchronie betrachten, führen wir sie in den Umkreis der teleologischen Probleme ein. Daraus folgt notwendigerweise die Anwendung des Problems der Zielstrebigkeit auf eine Kette von nacheinander folgenden Mutationen, d. h. auf die diachronistische Linguistik. Das ist eigentlich die logische Vollendung des Weges, der vor einigen Jahrzehnten von den Junggrammatikern betreten worden ist, soweit sie die ersten Versuche machten, die Sprachwissenschaft von der naturwissenschaftlichen Methodologie ihrer Zeit (Darwinismus) zu emanzipieren.

Wenn einer gegebenen phonologischen Mutation eine Störung des Systemgleichgewichtes vorangeht, und aus dieser Mutation eine Beseitigung der Störung resultiert, macht es uns keine Schwierigkeit, die Funktion dieser Mutation aufzudecken. Ihre Aufgabe ist die Wiederherstellung des Gleichgewichtes. Freilich, indem eine Mutation das Gleichgewicht in einem Punkte des Systems wiederherstellt, kann sie dabei das Gleichgewicht an anderen Punkten stören und somit die Notwendigkeit einer neuen Mutation hervorrufen. So entstehen öfters ganze Ketten stabilisationsheischender Mutationen.

(¹⁹) Der Schwund der „schwachen Halbvokale“ in den slavischen Sprachen führte eine selbständige Mouillierungskorrelation der Konsonanten herbei. Für alle slavischen Sprachen ist die Tendenz zum Beseitigen der Vereinigung der Mouillierungskorrelation der Konsonanten mit der Tonverlaufskorrelation der Vokale charakteristisch. Jene slavischen Sprachen, die zu Gunsten der Mouillierungskorrelation die Tonverlaufskorrelation beseitigt haben, wurden vor die Alternative gestellt, entweder auf die unabhängigen Quantitätsunterschiede der Vokale, oder auf die unabhängige Betonung zu verzichten, da diese beiden Korrelationen in einer monotonischen Sprache unvereinbar sind. Die einen slavischen Sprachen haben den einen Weg eingeschlagen, die anderen den anderen.²²⁾

Es wäre aber ein Fehler, den Pathos jeder phonologischen Mutation auf die Wiederherstellung des Gleichgewichtes zu beschränken. Wenn das phonologische System der intellektuellen

²²⁾ Eingehender habe ich diesen Erscheinungskreis in *Remarques...* geschildert.

Sprache wirklich normalerweise zum Gleichgewicht strebt, so bildet im Gegenteil die Gleichgewichtsstörung ein konstitutives Element der emotionellen und der dichterischen Sprache. Darum verstößt die statische phonologische Beschreibung gegen die Wirklichkeit am wenigsten in den Fällen, in denen der Gegenstand dieser Beschreibung ein intellektuelles Sprachsystem ist.

Die Ausdrucksfähigkeit der emotionellen Rede wird durch breite Ausbeutung der in der gegebenen Sprache vorhandenen außerphonologischen lautlichen Unterschiede erworben, aber auf den höchsten Stufen der Affektivität bedarf die Rede wirksamere Mittel und macht auch vor der Verunstaltung des phonologischen Baues nicht halt; z. B. es schmelzen verschiedene Phoneme miteinander zusammen, deren Aussprache zwecks Überwindung des Automatismus der gleichgültigen Rede umgestaltet wird; die Emphase dringt bis zur Verletzung der vorhandenen prosodischen Korrelationen; einzelne Phoneme werden zu Gunsten des beschleunigten Tempos verschlungen. All das wird durch die Tatsache begünstigt, daß in der emotionellen Rede die Darstellung vor dem Ausdruck zurücktritt und daß dabei der Wert einzelner phonologischer Unterschiede sich herabmindert. Die dichterische Funktion treibt die Sprache ebenfalls zur Überwindung des Automatismus und der Unfühlbarkeit des Wortes an, auch hier geht es bis zu Verschiebungen im phonologischen Bau.

(50) B. Miletić bemerkt, daß sich im Štokavischen unter emphatischem Nachdruck die „fallende“ Betonung der kurzen Vokale in eine „steigende“ umwandelt.²³⁾

(51) Öfters dient das Verwischen der phonologischen Unterschiede zur Befriedigung der ästhetischen Bedürfnisse, z. B. wird die russische Mundart von Kolyma durch die Tendenz zur Ersetzung der Phoneme *r*, *l* und besonders *r'*, *l'* durch das Phonem *j* charakterisiert. Diese Aussprache wird dort als *sladkoglasije* (Süßsprecherei) bezeichnet und der Beobachter vermutet, daß der größere Teil der Bevölkerung ohne jegliche Mühe *r'*, *l'* usw. richtig aussprechen kann, aber dabei behauptet, daß eine solche Aussprache unschön sei.²⁴⁾

Die Sprachen verschiedener Funktionen sind einander eng zugeordnet und die Umschaltung der Funktionen ist eine ständige. Somit bilden der Pathos des Gleichgewichtes und der

²³⁾ O srbo-chrvatských intonacích v nářečí štokavském, Prag 1926, 13—14, 20.

²⁴⁾ V. Bogoraz: Oblastnoj slovar' kolymaskago ruskago narěčija, — Sb. otd. rus. jaz. i slov. IAN LXVIII Nr. 4, S. 7.

gleichzeitige Pathos seiner Störung unentbehrliche Eigenschaften der Sprachganzheit.

Die Vereinigung der Statik und Dynamik ist eine der ursprünglichen dialektischen Antinomien, die den Begriff der Sprache kennzeichnen. Ohne Rücksicht auf diese Antinomie kann die Dialektik der Sprachentwicklung nicht begriffen werden. Die Versuche, die Synchronie, die Statik und das Gebiet der Anwendung der Teleologie einerseits bzw. die Diachronie, die Dynamik und die Sphäre der mechanischen Kausalität andererseits zu identifizieren, schmälern ungesetzlich die Rahmen der Synchronie, sie machen die historische Sprachwissenschaft zu einem Aggregat von vereinzelt Tatsachen und schaffen die schädliche Illusion einer Kluft zwischen den Problemen der Synchronie und der Diachronie.

ZUR ADAPTATION DER PHONOLOGISCHEN SYSTEME IN DEN SCHRIFTSPRACHEN

Von Bohuslav Havránek (Brno)

Mein Referat enthält nur einige Bemerkungen über dieses allzu weite Thema. Eine systematische Darstellung des Problems ist für mich derzeit noch nicht möglich. Als Slavist beschränke ich mich dabei auf das slavische Material.

Es ist klar und auch schon öfter bemerkt, daß das Lexikon und der grammatisch-syntaktische Aufbau einer Schriftsprache sich ihren speziellen Aufgaben anpassen; sie rationalisieren sich. Ich habe selbst darüber einige Bemerkungen im ersten Band der *Travaux du Cercle linguistique de Prague* und anderwärts veröffentlicht.¹⁾ Aber offen steht noch stets die Frage, wieweit auch das phonologische System der Schriftsprache zu diesen speziellen Aufgaben adaptiert wird.

Allgemein bekannt und anerkannt ist die Adaptation der bestimmten phonetischen Realisation in den Schriftsprachen, die sogenannte *Orthoepie*, die einen Kodex der anerkannten Musteraussprache darstellt, zum Beispiel die deutsche Bühnenaussprache, um das nächstliegende Beispiel zu nehmen. Schon

¹⁾ Influence de la fonction de la langue littéraire sur la structure phonologique et grammaticale du tchèque littéraire, l. c., S. 113 ff., weiter in einem Vortrage „Funkce spisovného jazyka“, der in *Sborník přednášek pronesených na I. sjezdu čl. profesorů* ... (Prag 1929), S. 130 ff. abgedruckt ist. — Aus diesem Gesichtspunkt wurde auf den Aufbau des Lexikons und teilweise auch auf den der Syntax öfter aufmerksam gemacht, vgl. Meillet, *Aperçu d'une histoire de la langue grecque* (2. Aufg. 1920), S. 90 u. pass., Trávníček, *O českém jazyce* (1924), S. 98 f., Trubetzkoy, *K probleme ruskogo samopoznanija* (1927), S. 57 und passim.

Siebs stellt als Regelungsprinzip für diese Aussprache nicht nur die üblichste, sondern auch die zweckmäßigste Aussprache hin, die nach den Forderungen der Einheitlichkeit, der Deutlichkeit und der Fernwirkung geregelt werden soll.²⁾

So wird die orthoepische Aussprache vom teleologischen Prinzip beherrscht.

Aber auch das ganze phonologische System der Schriftsprache wird seinem speziellen Zweck angepaßt, wird teleologisch umgebildet, manchmal nahezu neugeschaffen. Es wird nicht einfach ein phonologisches System irgendeiner Zeit oder irgendeiner Region, ein bestimmtes System eines Dialektes der Vergangenheit oder der Gegenwart zum System der Schriftsprache. Nicht einmal die Auswahl zwischen verschiedenen möglichen Systemen geschieht bloß nach äußerlichen Gesichtspunkten — politischen und kulturellen Verhältnissen — sondern es spielen auch hierbei Gründe der inneren sprachlichen Zweckmäßigkeit mit: die Eignung eines Systems zu den speziellen Aufgaben der Schriftsprache ist ein wichtiger Gesichtspunkt bei der Auswahl, wenigstens entscheidet sie über die Beständigkeit eines solchen Systems.

Darüber belehrt uns in hervorragender Weise ein markanter Unterschied zwischen den jungausgebildeten slavischen Schriftsprachen, die erst im XIX. Jahrhundert unter den Ideen der Romantik gestaltet wurden, und den älteren slavischen Schriftsprachen. Wir haben hierbei den doppelten Vorteil und zwar, daß diese Schriftsprachen vor unseren Augen sich bilden und, was wichtiger ist, daß bei ihnen anfangs bewußt, aus romantischer Überschätzung des volkstümlichen Wesens ein regionales phonologisches System als System der Schriftsprache angenommen wurde. So war es in der slovakischen Schriftsprache und in der serbischen Vuks-Schriftsprache; ähnlich auch schon früher in den ukrainischen und weißrussischen Schriftsprachen.

Für die slovakische Schriftsprache, die in den Vierzigerjahren des XIX. Jahrhundert entstanden ist, wurde unter dem Einfluß einer Vorliebe für dialektische Buntheit und einer separatistischen Tendenz ein solches phonologisches System gewählt, das am meisten von allen anderen abweicht, — ganz entgegen der Tendenz der älteren slavischen Schriftsprachen, ein solches System zu wählen, das allen Sprechern der betreffenden Sprache möglichst nahe liegt.

Das nach gewissem Schwanken für die slovakische Schriftsprache gewählte Vokalsystem der kurzen Vokalphoneme ist ein Vierecksystem einiger zentralen slovakischen Dialekte, das

²⁾ Siebs: Deutsche Bühnenaussprache, 12. Aufg. (1920), S. 15 ff.

selbst in den slovakischen Dialekten in der Minderheit ist und vom tschechischen System gründlich abweicht. Es sieht für kurze Vokalphoneme so aus:

a — ä
o — e
u — i

Das System des Tschechischen ist dreieckig:

a
o — e
u — i

Aber ein dreieckiges System der kurzen Vokalphoneme ist auch in den slovakischen Dialekten ganz üblich. Das Phonem *ä* ist den meisten von ihnen fremd. So sehen wir, daß dieses Vierecksystem mit *ä* nur ein Idealsystem der Schriftsprache geblieben ist; in Wirklichkeit wird bei den Slowaken die Aussprache des *ä* nur markiert und das Vierecksystem wird zum dreieckigen System, das allen Slowaken weniger Schwierigkeiten bietet.³⁾

Ein anderes Beispiel bietet Vuks serbische Schriftsprache. Dank der glücklichen Intuition Vuks wurde einer der verbreitetsten und annehmbarsten Dialekte zur Grundlage gewählt. Aber auch hier zeigte sich bald, daß ein reiner Dialekt, seine eigene herzegovinische Mundart, unhaltbar sei. Das erkannte Vuk selbst und bereicherte den Konsonantenbestand der Schriftsprache seit dem Jahre 1836 um den Konsonanten geschrieben *h*, der seiner Muttersprache fremd war, doch der Deutlichkeit der Sprache nützte; er lernte ihn auf seinen Reisen in Ragusa, in der Bucht von Kotor (Cattaro) und in Montenegro kennen. Dann, seit dem Jahre 1839, begann er die Gruppen *dje* und *tje* anstatt der herzegovinischen *će* und *đe* zu schreiben in solchen Fällen, wie zum Beispiel *djevojka* „Mädchen“, *tjerati* „treiben“, wo den Verbindungen *-je-* des *je*-kavischen Dialektes in *e*-kavischen Dialekten ein *e* (*devojka*, *terati*) und in *i*-kavischen ein *i* (*divojka*, *tirati*) entspricht; dies beeinflußt zwar nie den Bestand der Phoneme selbst, sondern nur den Bestand der Phonemverbindungen; Vuk selbst ließ sich da von der Aussprache, die er in Ragusa und bei den städtlichen Schichten in Bosnien kennen lernte, leiten, doch wählte er jene Verbindung, die für die Angehörigen der anderen Varianten der Schriftsprache am klarsten war. Dazu kommen noch einige Kleinig-

³⁾ Vgl. Trubetzkoy in Travaux du Cercle linguistique de Prague I, 1929, S. 56 f. — Jakobson im Artikel „Z fonologie spisovné slovenštiny“ in der Festschrift „Miscellanea slovenica“ 1931, S. 165. — Hála, Základy spisovné výslovnosti slovenské (1929), S. 98 ff.

keiten.⁴⁾ Mit Recht sagte schon Novaković über die Schriftsprache Vuks in ihrer definitiven Form, daß es eine Sprache sei, die in dieser Gestalt nirgends vom Volke gesprochen werde.⁵⁾ Aber Vuk bildete bewußt, eklektisch eine solche Schriftsprache aus, die der Ragusaner Literatursprache am nächsten stand und fähig war alle Serben und Kroaten zu verbinden.⁶⁾

In der jetzigen serbokroatischen Schriftsprache herrscht neben dem *Je*-kavismus auch der *E*-kavismus. Man kann aber heute schon prophezeien, daß der *E*-kavismus sich mehr und mehr verbreiten wird, und zwar nicht nur, weil Beograd *e*-kavisch ist, sondern auch, weil der *Je*-kavismus für Angehörige der *e*-kavischen Dialekte schwerer ist als der *E*-kavismus für die, welche *je*-kavisch sprechen (vgl. z. B. *je*-kavisch *mlijeko* „Milch“, *mljekar* „Milchhändler“ und *e*-kavisch *mleko*, *mlekar*). Das sind alles den Slavisten allgemein bekannte Tatsachen, aber man wird sie zur Illustration der allgemeinen Schlüsse noch brauchen.

In den älteren slavischen Schriftsprachen wurde das phonologische System viel gründlicher adaptiert oder umgebildet.

Es gibt zwei Grundprinzipien einer solchen Adaptation.

Das erste ist: es gelangt zur Herrschaft oder bildet sich ein Laut, ein Phonem oder ein System, das am leichtesten den Angehörigen der verschiedenen Dialekte, beziehungsweise der verschiedenen Sprachen, die die betreffende Schriftsprache gebrauchen, annehmbar ist und ihnen die wenigsten Schwierigkeiten bietet.

Das kommt daher, daß die Schriftsprache Sprache einer größeren Gemeinschaft ist oder sein will; ich muß bemerken, daß ich in diesem Punkte keinen Unterschied mache unter dem Interdialekt, wie er sich in den politischen und kulturellen Zentren bildet, und der Schriftsprache im engeren Sinne, sofern sie das gleiche phonologische System haben, also so, wie es z. B. im Russischen der Fall ist, aber nicht im Čechischen, wo das phonologische System einen solchen Interdialekt (der Prager Umgangssprache) von dem der Schriftsprache stark unterscheidet.

Diese oben erwähnte Tendenz führt zur Vereinfachung des phonologischen Systems oder zur Auswahl eines möglichst einfachen.

⁴⁾ Vgl. Vuk, Skupljeni gramatički i polem. spisi III, S. 4—10 (= Vorwort zu „Poslovice“ 1836). — Belić, O Vukovim pogledima na srpske dijalekte i književni jezik (Glas Srpske kraljevske akademije 82, 1910, S. 101 ff.), S. 158, 177, 187, 211 und passim.

⁵⁾ Vgl. Glas Srp. kralj. akademije 82, 1910, S. 105, Fußnote.

⁶⁾ Vgl. Belić: l. c., S. 213.

Einige konkrete Belege dafür:

In der Moskauer Umgangssprache herrscht, wie in der russischen Schriftsprache, das südgroßrussische System der unbetonten Vokale, das von dem nordgroßrussischen abweicht. Die südgroßrussische Spracheigenart, das sogenannte „akanije“, in der sonst mehr nordgroßrussischen Sprache, läßt sich am besten damit erklären, daß der Nordgroßrusse alle unbetonten südgroßrussischen Vokale ohne Mühe sprechen kann, während umgekehrt der Südgroßrusse Mühe hat, das ihm unbekannte unbetonte *o* des Nordgroßrussischen zu sprechen.⁷⁾

Das System der unbetonten Vokalphoneme in der russischen Schriftsprache und im Südgroßrussischen lautet:

α — ε
 u — i/y , wo α einen reduzierten Vokal der hinteren Reihe bedeutet, der aus den unbetonten Vokalen *o* und *a* nach den nicht-palatalen Konsonanten entstanden ist (z. B. *stàrikà* „den Greis“, *gòlavu* „den Kopf“) und ε ein reduzierter Vokal der vorderen Reihe, der aus den unbetonten Vokalen *a* und *o* nach den palatalen Konsonanten und aus dem *e* entstanden ist (z. B. *čelav'èk* „Mensch“ *pl'èsàt'* „tanzen“, *d'èšèt'* „zehn“).

Aber auch dieses schriftsprachliche System wird derzeit noch vereinfacht: aus dem Viervokalsystem wird jetzt ein Dreivokalsystem: u — i/y ⁸⁾; z. B. man unterscheidet nicht mehr zwischen *mìlà* (lieb, fem., Prädikativform) und *mèlà* (sie kehrte) und spricht beide gleich (*mìlà*).

Und auf ähnliche Weise wurde das Moskauer betonte Vokalsystem während des XVIII. Jahrhunderts vereinfacht, als die Diphthonge *iè*, *uò* verschwanden.⁹⁾

In der polnischen Schriftsprache gibt es seit dem XVIII. Jahrhundert keine verengten Vokale *â*, *ô*, *ê* (geschrieben *á*, *ó*, *é*), die sogenannten „pochylone“, mehr, z. B. *ubogá* „die arme“, *świéca* „die Kerze“, *dwór* „der Hof“, die noch im XVI. Jahrhundert streng, z. B. bei Kochanowski, von den Vokalphonemen *a*, *o* (und *u*), *e* (und *i/y*) unterschieden wurden,¹⁰⁾

⁷⁾ Šachmatov: Očerk sovremennogo russkogo literaturnogo jazyka (1925), S. 14 ff. — Jakobson: Remarques sur l'évolution phonologique du russe (1929), S. 94.

⁸⁾ Vgl. Ščerba: Russkije glasnyje (1912), S. 97 ff.

⁹⁾ Vgl. Vasiljev: Izvěstija russkago jazyka 10, 1905, 2, 177 ff. Šachmatov: Očerk drevnějšago perioda istoriji zvukov russkago jazyka (1916), S. 343 ff.

¹⁰⁾ Er setzte niemals Reime wie *trwoga* — *ubogá*, *tego* — *wielkiégo* und nur ausnahmsweise solche wie *niewoli* — *klóli*, vgl. Nitsch, Z historii polskich rymów (1912), S. 15 ff. — Noch im XVII. Jahrhundert gibt es bei W. Kochowski Reime mit *a* — *á* oder *u* — *ó* höchstens selten, doch oft reimt er *é* — *y(i)*, vgl. J. Lekow in der Zeitschr. Prace filologiczne 15, 1930, 1, S. 137 ff. u. 149.

obgleich dieselben verengten Vokale oder ihre späteren selbständigen Umbildungen, am meisten die des verengten *a*, in den meisten polnischen Mundarten bis heute vorkommen; in der Schriftsprache wurde *â* durch *a*, *ô* durch *u* (geschrieben *ó*) und *ê* durch *i/y* früher (z. B. *świca*, *syr*, geschrieben *świeca*, *ser*), jetzt bei der jüngeren Generation und in der orthoepischen Aussprache nur durch *e* ersetzt.¹¹⁾ — Nitsch hat schon vor Jahren gezeigt, daß es die Aussprache der östlichen mazovischen und teilweise ethnographisch russischen Bezirke, wo man keine verengten Vokale kannte und kennt und sie nie aussprechen konnte, war, die den Verlust des verengten *â* und teilweise durch des verengten *e* beeinflußt hat.¹²⁾

Aus demselben Prinzip wird leicht erklärt, warum in die tschechische Schriftsprache die ziemlich späte Verschmelzung der Korrelationspaare *i/y* und *l/ł* doch eingedrungen ist, dadurch, daß die Laute *y* (das breite *i*) und *ł* verschwanden, obgleich andere viel ältere Veränderungen des tschechischen Zentralkonstruktes und der tschechischen Umgangssprache, z. B. die Diphthongisierung des *ý* (und *í*) in *ej* und die Verengerung des *é* in *í*, nicht mehr Platz im System der tschechischen Schriftsprache fanden: den Angehörigen der Dialekte, wo diese Laute *y* und *ł* verschwunden sind, war es schwer oder unmöglich dieselben auszusprechen.¹³⁾

Das Kriterium dieser zweckmäßigen Adaptationen, die gerade belegt worden sind, kann man kurz *Expansionsfähigkeit* nennen.

Scheinbar steht dieser Vereinfachungstendenz gegenüber, daß in den Schriftsprachen andere Phoneme und phonologische Gegensätze erhalten wurden, die in den nächstliegenden Volksmundarten verschwunden sind.

So zum Beispiel ist in der polnischen Schriftsprache der ältere Unterschied zwischen den Konsonanten *č*, *š*, *ž*, *dž* und den Konsonanten *c*, *s*, *z*, *dz*, erhalten geblieben, obzwar diese zwei Reihen von Konsonanten im Kleinpolnischen (das heißt auch in der Krakauer Mundart) wenigstens seit dem XV. Jahrhundert verschmolzen sind, dadurch, daß die Konsonanten *č*, *š*, *ž* und *dž* verschwunden sind, das sogenannte „Mazu-

¹¹⁾ Vgl. *Język polski* 1, 1913, S. 174 ff., ib. 13, 1928, S. 8 und *Prawidła poprawnej wymowy polskiej* (1930), S. 13.

¹²⁾ Nitsch, *O wzajemnym stosunku gwar ludowych i języka literackiego*, *Język polski* 1, 1913, S. 80 ff. (teilweise schon im Artikel *Ugrupowanie gwar polskich in Rozprawy Akademji Umiejętności, wydział filologiczny* 46, 1910, 358 ff.) — Ähnlich auch von Lehr-Splawiński in *Zarys dziejów literatur i języków literackich słowiańskich* von A. Brückner und T. Lehr-Splawiński (1929), S. 193.

¹³⁾ Vgl. über diese vom Verfasser näher erklärte Verschmelzung schon im I. Band der *Travaux du Cercle linguistique de Prague*, S. 111 ff.

rieren“: es gibt da z. B. *syja, zółty, cekać, jezdę* anstatt *szyja, żółty, czekać, jeżdę*.¹⁴⁾ Das „Mazurieren“ fing zwar auch an in die Schriftsprache im XVI. Jahrhundert einzudringen, so findet man bei Kochanowski Reime, wie z. B. *poszły — niosty, naszymy — lasy — czasy, vozu — zbożu* usw. und noch bei W. Kochowski, wie z. B. *utoczy — pomocy* usw.,¹⁵⁾ aber es wurde bald gemieden (und insbesondere in den Komödien im XVII. Jahrhundert verhöhnt).

Damit kann man die Verschmelzung des *c* und *č* in den nordgroßrussischen Mundarten vergleichen, (z. B. *chocu* oder *choču, noc* oder *noć, cas* oder *čas* anstatt *choču, noč, čas*), die früher wahrscheinlich alle diese Mundarten, die früheren nordrussischen Mundarten der Šachmatov'schen Terminologie nach, getroffen hat und doch niemals in das Moskauer Russische und in die russische Schriftsprache, deren Grundlage nordrussisch ist, siehe oben, eingedrungen ist, sondern selbst in den nordgroßrussischen Mundarten vielfach aufgegeben und durch den Unterschied von *c* und *č* ersetzt worden ist.¹⁶⁾

Auch in den russischen Mundarten von Pskov, verschmolzen die Konsonanten *š, ž, č* mit *ś, ź, ć*, welche Erscheinung in die Denkmäler des XIV. Jahrhunderts und in die späteren zwar eingedrungen ist, doch darin nur als Schreibfehler vorkommt, dem die Schreiber ausweichen wollten (es wird z. B. *пришагося* anstatt *присягоша, дружини, книзници* anstatt *дружини, книжници, челова, издалеца* anstatt *целова, издалеча* geschrieben). In den heutigen Pskover Dialekten beschränkt sich diese Verschmelzung nur auf einige Mundarten.¹⁷⁾

Etwas Verwandtes sieht man im Čechischen: in der čechischen Schriftsprache sind die Korrelationspaare *e/é* und *i/í* (geschrieben *i* und *y, í* und *ý*) erhalten geblieben oder neu hergestellt, von denen das erste im čechischen Zentraldialekte seit Jahrhunderten ganz zerstört ist, da es kein langes *é* gibt (es hat sich in das lange *í* verändert), und das zweite zu der Zeit, als

¹⁴⁾ Vgl. Dobrzycki: O tak'zwanem mazurowaniu w języku polskiem in Rozprawy akademji umiejętności, wydział filologiczny 32, 1900, S. 221 ff. — Nitsch, ib. 46, 1910, 345 und in der Zeitschrift Język polski 1, 1913, 35 ff. — Łoś in Język polski 3, 1916, 116 ff.

¹⁵⁾ Nitsch: Z historii polskich rymów (1912). S. 34 ff. — J. Lekow: Lingwistyczna analiza rymów W. Kochowskiego in der Zeitschrift Prace filologiczne 15, 1930, 1, 153 ff.

¹⁶⁾ Vgl. Durnovo: Vvedenije v istoriju russkogo jazyka (1927), S. 112. — Šachmatov: Očerok drevnějšago perioda istoriji russk. jazyka (1916), S. 317 ff. — Durnovo: Očerok istoriji russk. jazyka (1924), S. 216 ff. — Šachmatov: Očerok sovremennogo russk. literaturnego jazyka, S. 13. — Trudy komissiji po dialekt. 11, 1930, 2, 5 u. passim.

¹⁷⁾ Vgl. Karinskij: Jazyk Pskova i jego oblasti v XV. věkě, S. 78 und passim. — Šachmatov: Očerok drevnějšago perioda usw., S. 327 ff. — Durnovo: Opyt dialekt. karty (1915), S. 37 und 38.

neben dem Vokal *i* noch ein breites *i* (geschrieben *y* oder *í*) im Čechischen existierte, teilweise in den phonologischen Gegensatz *i* — *ei* dadurch umgebildet wurde, daß das lange breite *í* (*ý*) diphthongisiert wurde (z. B. in der Schriftsprache *lépe*, *lepší*, in der Volkssprache *lip*, *lepši*; in der Schriftsprache *pýcha*, *pyšný*, *získati*, *zisk* und in der Volkssprache *pejcha*, *pyšný*, *zejskat*, [*zisk*], *zejma*, *zima*).¹⁸⁾

Scheinbar stehen diese Erscheinungen, wie schon gesagt wurde, der oben erwähnten Vereinfachungstendenz gegenüber, aber wenn man frühere Fälle mit diesen letzten betreffs der Struktur des phonologischen Systems vergleicht, sieht man einen gründlichen Unterschied.

Die Korrelationspaare, besonders solche, die isoliert geblieben sind, werden dadurch gestört, daß die Korrelationseigenschaft verschwindet und die Korrelaten, Korrelationsglieder verschmelzen, z. B. čech. *i/y*, *l/l*, poln. *a/á*.

Dagegen wird die geltende Korrelation durch die Auflösung des Korrelationspaares zu einer Disjunktion nicht zerstört, wie z. B. čech. *e/é* in *e—i*, čech. *i/í* in *i—e i*.

Ferner werden nicht leicht solche phonologische Gegensätze zerstört, die einen hervorragenden lexikalischen (semantischen) Wert haben, z. B. pol. *ś—s*, *ź—z*, *ć—c*, *dź—dz*.¹⁹⁾

Die Gründe der Zerstörung der Korrelationen der ersten Reihe habe ich schon früher angeführt. Die Gründe der Erhaltung der Korrelationen oder der Phoneme in der zweiten Gruppe, respektive ihrer Restitution, sehe ich darin, daß erstens ein Archiphonem *i/í*, *e/é* erhalten bleibt, insbesondere, weil es durch die optische Vorstellung, durch eine Litera gebunden ist; denn die Schrift spielt in den Schriftsprachen auch ihre Rolle, namentlich in solchen, die auch von der Umgangssprache der kulturellen Kreise abweichen, wie es im Čechischen der Fall ist.

Zweitens wirkt so gegen die Vereinfachung des Systems, wenn sie auch schon teilweise in den Mundarten durchgeführt

¹⁸⁾ Vgl. eine nähere Erklärung der Umstände dieser Zerstörung und ihres Verhältnisses zur Schriftsprache in meinem erwähnten Artikel im I. Band der *Travaux du Cercle linguistique de Prague*, S. 110 f.

¹⁹⁾ Man hat mir eingewendet, daß im Polnischen keine Homonyma durch Verschmelzung dieser Reihen von Konsonanten entstehen und sie deshalb keinen so großen semantischen Wert haben: aber erstens gibt es doch genug Fälle, wo der Unterschied zwischen diesen Konsonanten einen semantischen Wert hat, z. B. Czech „Čeche“ — *cech* „Zunft“, *czelny* „Stirn“ — *celny* (zu *cto*) „Zoll“, *cep* „Dreschflegel“ — *czep* „Haken“, *cepek* „Drescher“ — *czepek* „Haube“, *czar* „Zauber“ — *car* „Zar“ usw.; *poszła*, *poszły* „sie ist gegangen“ und Pl. — *posła*, *posły*, Gen. Sg. und Akk. Plur. zu *posel* „Bote“, *nieszli* „sie sind nicht gegangen“ — *niesli* „sie sind getragen“ — *weszła*, *zaszła* — *wesła*, *zasła* (3. Sg. zu *wesłać*, *zasłać* „einbetten“) usw. — Behrend ist auch die Tatsache, die Rudnicki in *Symbolae grammaticae in honorem Rozwadowski* (I, 62) anführt, obzwar

ist, das Streben nach Deutlichkeit der Wörter; Deutlichkeit ist auch eine Bedingung der leichteren allgemeinen Annehmbarkeit der Schriftsprache, wieder nur der akustischen Seite nach. Und gerade die Deutlichkeit und leichte Verständlichkeit wird in der Schriftsprache dadurch erschwert, daß außersprachliche begleitende Verständigungsmittel beseitigt oder geschwächt werden, so daß jede weitere Erschwerung zu vermeiden ist.

Daraus erklärt sich die Erhaltung des Unterschiedes zwischen den Konsonanten *s* — *ś*, *z* — *ż* usw. in der polnischen Schriftsprache, ähnliche Erscheinungen im Russischen, die Aufnahme des Konsonanten geschrieb. *h* in die serbische Schriftsprache.

Dasselbe Streben nach Deutlichkeit wirkt sich auch in der Schriftsprache durch eine größere Selbständigkeit des Morphems und des Wortes aus, sodaß die Ausnützung und Kombinationsfähigkeit der Phoneme sich ändert.

So z. B. im Čechischen unterscheidet man in der gewählten Sprache *bošsky* (geschr. *božsky*) — *bosky* (göttlich — barfüßig), so erhält sich das Morphem in Wörtern wie *mužský* (Adj. zu *muž* „Mann“), *říšský* (Adj. zu *říše* „Reich“), *kočce* (Dat. zu *kočka* „Katze“), *svlačce* (Gen. zu *svlačec* „Winde“) usw., wo man in der Umgangssprache stets nur *muský* oder *muskej*, *říský* oder *řískej*, oft *koce*, *svlace* hört, wo es aber der Deutlichkeit wegen unnötig ist diese Konsonantengruppen zu erhalten oder zu restituieren, oder das betreffende Morphem nicht mehr deutlich auftritt, spricht man stets nur *český* („čechisch“), gewöhnlich auch *vlský* (*ořech*, geschr. *vlašský* „wälsche Nuß“), oft *babice* (geschrieb. *babičce*, Dat. zu *babička* „Großmutter“), *dobrodrství* (geschrieb. *dobrodružství* „Abenteuer“) usw.

Dasselbe Streben nach der Erhaltung des Morphems begegnet uns in der Erhaltung der Konsonantengruppen im Aus-

er selbst den semantischen Wert dieser Gegensätze (*s-ś* usw.) zu wenig schätzt, daß in den mazurierenden (kleinpolnischen) Dialekten die Identifikation zwei weit liegenden Formen: *nas*, Gen. Plur., und *naś* („*naś*“) „unser“ doch durch die neue Form *naski* für *naś* „unser“ beseitigt wird. — Zweitens, handelt es sich nicht nur darum, ob die Verständlichkeit der Sprache durch Homonyma zerstört werden soll (sie haben wirklich in den slavischen Sprachen nicht so einen großen Wert wie in den romanischen), sondern darum, daß die leichte Verständlichkeit und die Deutlichkeit, die in der Schriftsprache wichtiger ist als in der Volkssprache, durch jeden Verlust phonologischer Gegensätze erschwert wird und die Maßgabe des Verlustes liegt in der Ausnützung und Häufigkeit der betreffenden phonologischen Elementen. — Rudnicki l. c. (S. 63) sieht den Grund der Erhaltung des Unterschiedes dieser zwei Reihen in der höheren Sprachbewußtbarkeit (*świadomość językowa*) der gebildeten Leute; sein wohl zu weit formulierter Standpunkt ist doch nicht grundsätzlich von dem unseren entfernt.

laut, z. B. im Russischen in der Schriftsprache *kust* (Gen. *kusta*, „Strauch“), *most* „Brücke“ usw., wo die Volkssprache gewöhnlich *kus*, *mos* usw. hat.²⁰⁾

Weiter, was die Selbständigkeit des Wortes betrifft: es gibt Sandhierscheinungen im Čechischen, die nur in der lebendigen Volkssprache erscheinen, wie *tem byl*, *om pil* (anstatt *ten byl* „er war“, *ten pil* „er trank“), *dy-sem přišel* (anstatt [k]*dyš sem přišel* „als ich gekommen bin“) usw., aber in der wirklichen Schriftsprache niemals vorkommen.

Im Anlaut besteht ein grundsätzlicher Unterschied zwischen der čechischen Volkssprache, die den Hiatus beseitigt hat, und der Schriftsprache, die den vokalischen Anlaut erhalten hat, z. B. *oko* — *voko* „Auge“ usw.

So haben wir zwei prinzipielle Tendenzen in der Adaption des phonologischen Systems der Schriftsprache: Expansionsfähigkeit und größere Deutlichkeit: beide dienen demselben Zwecke, der leichtesten und weitesten Anwendbarkeit der Schriftsprache. Ich glaube, daß diese inneren Gründe eine große Rolle bei der Bildung der Schriftsprachen spielen und daß die genannte Adaption wirklich zweckmäßig, teleologisch zu erklären ist.

Noch zwei Bemerkungen:

1. Die Schriftsprache hat ihr eigenes phonologisches System, aber daneben kann sie auch Elemente der anderen Systeme als stilistische Varianten gebrauchen. Diesen Fall sieht man sehr entwickelt in der čechischen Sprache. Da bei uns das System der Schriftsprache nicht in der Umgangssprache gebraucht wird, gebraucht man ganz systematisch Glieder des Systems der Prager Volkssprache um eine peiorative oder allgemein expressive Schattierung zu erzielen, z. B. *úřad* — *ouřad* „Amt“, *výška* — *vejška* „Höhe“ usw.

Es gibt dann Wörter der dauernden emotionellen Schattierung, die stets diese expressive Lautform haben, z. B. *ouško* „ein kleines Ohr“ (ein Schmeichelwort), *pejsek* („das Hündchen“), *hejl* „Gimpel“, (*hejl na nose* „rote Nase“) usw. In der Umgangssprache gibt es wieder Wörter, in denen man niemals das *ej* statt *i* (*y*) ausspricht, wie *výheň* „Glühofen“, *výstava* „Ausstellung“, *výkřik* „Ausruf“, *význam* „Bedeutung“, Personennamen des Typus *Nový* usw., sogar in der Volkssprache sind einige solche Wörter mit dem schriftsprachlichen Systeme, wie

²⁰⁾ Vgl. z. B. Durnovo, *Opisanije govora der. Parf. Mosk. gub. in Russkij filolog. věstnik* 45, 1901, S. 267 und 46, 1902, S. 129; Černyšev in *Sbornik oddělení rusk. jaz.* 68, Nr. 3, 20 usw.

výbor (mit Bedeutung *zemský výbor* „Landesausschuß“), *velebny pane* „hochwürdig“, teilweise *výstava* (oder *vystava*) „Ausstellung“, ähnlich *otec* „Vater“, doch *voko*, *vokno* usw. Es sind alles „gelehrte Wörter“. Etwas ähnliches sieht man auch im Polnischen: es gibt in der Schriftsprache Wörter meistens einer pejorativen oder emotionellen Schattierung, die mazurieren, wie z. B. *cupieć*, *cupnąć* „sich bücken“, *cuchnąć* „riechen“, oder wenigstens zwischen *c/ć* schwanken²¹⁾, und wieder in den mazurierenden Mundarten gelehrte Wörter mit *ż*, *ś*, *ć*, z. B. *żelezo* „Eisen“, *boże* „Gott“ (Vok.), *żegnać* „segnen“, *sześć(ć)*, *szóstka* „sechs“, *szola* „Schule“.²²⁾

So wird im Čechischen durch Ausnützung dieser zwei phonologischen Systeme, aus denen immer das eine nur zu stilistischen Varianten dient, dieselbe Schichtung der Sprache erzielt, welche im Russischen durch lexikalische Mittel der Anwendung einer doppelten Reihe von Wörtern der kirchenslavischen Wörter, die eine mehr festliche oder poetische Schattierung oder die abstrakte Bedeutung haben, und der russischen, die den gewöhnlichen und mehr konkreten Sinn haben, z. B. *oko* — *glaz* „Auge“, *usta* — *rot* „Mund“, *velikij* — *bolšoj* „groß“; *glava* „Kapitel“ (in Büchern) u. ähnl. — *golova* „Kopf“, *ogradit* „beschützen“ — *ogorodit* „umzürnen“, *čuždoj* „sonderbar, unbegreiflich“ — *čužoj* „fremd“ usw.²³⁾

2.^o Es handelt sich bei den Schriftsprachen oft um die Adaptation eines fremden phonologischen Systems und es wird auch interessant sein zu verfolgen, was und wie aus ihm übernommen wird.

Diesen Fall vertritt in den slavischen Sprachen die Adaptation der altkirchenslavischen Sprache. Ich will nur kurz sagen, daß auch da die fremden Laute, Phoneme oder Kombinationen verschwanden oder umgebildet wurden, so z. B. die altkirchenslavischen Nasalvokale *q* und *ę* wurden im Russischen durch *u* und *a* ersetzt, und auch die altkirchenslavischen Konsonantengruppen *št*, *žd*, die dem Russischen vor dem Schwund der schwachen Halbvokale (*ь*, *ъ*) fremd waren, verschwanden anfangs: *žd* wurde im älteren russischen Kirchenslavischen stets durch *ž* ersetzt, und die Litera *št* (ψ) ist zwar geblieben, aber ihre Aussprache wurde in das einheimliche *šč* umgebildet, (*помощь* usw.). Dagegen sind die bekannten Laute und Phoneme geblieben, wenn auch etymologisch anders ausgenützt, wie

²¹⁾ Vgl. Nitsch im *Rocznik slawistyczny* 2, 1906, 110. — Rudnicki in *Symbolae grammaticae* 1, 65.

²²⁾ Vgl. Dobrzycki in *Rozprawy Akademji umiejętności, wydział filologiczny* 32, 1900, 218.

²³⁾ Vgl. Trubetzkoy: *K probleme russkogo samopoznanija*, S. 81.

z. B. *strana, glava, graždánin* (russ. *storona, golova, gorod*) usw.²⁴)

Doch werden auch fremde Laute und Phoneme übernommen, aber es handelt sich um solche Laute, die in das betreffende System passen, wie *f* und teilweise *g* in den slavischen Sprachen, da sie stets den heimlichen Phonemen *v* und *k* korrelativ sind, dagegen trotz des bewußten Strebens der Schule ist z. B. *th* dem čechischen fremd geblieben in gleichem Maße, wie man jetzt im Russischen *tekst, teatr, tema, teologija* usw. mit *t'* ausspricht.

LA PHONOLOGIE ET LA POÉTIQUE

Par Jan Mukařovský (Praha)

Les quelques remarques suivantes sur la phonologie appliquée à l'aspect phonique de l'œuvre poétique qui suivront, n'ont nullement la prétention de donner un programme de travail systématique. Il est impossible de prévoir dès aujourd'hui, jusqu'où iront, dans l'étude de l'œuvre poétique, les possibilités de l'application des méthodes, élaborées par la phonologie, et des résultats concrets, obtenus par l'étude phonologique de la langue. L'importance de la phonologie pour la langue n'apparaîtra avec une clarté suffisante que lorsqu'on procédera à l'étude comparative de différents systèmes littéraires (c'est-à-dire de différentes littératures nationales) basés sur des systèmes phonologiques différents; cette étude sera d'autant plus fructueuse que les systèmes phonologiques seront plus ressemblants (donc si l'on compare des littératures de langues parentes); dans ces cas on pourra constater des diversités de structure poétique d'autant plus frappantes qu'elles se réfléchiront sur le fond des ressemblances considérables entre les systèmes phonologiques en question. Ce n'est qu'à ce moment qu'on pourra se rendre compte avec une clarté suffisante, dans quelle mesure l'aspect et la fonction structurale des procédés poétiques sont influencés par le système phonologique; on verra des procédés absolument identiques changer d'aspect et de fonction selon le caractère du système phonologique avec lequel ils seront mis en rapport. Nos remarques ne sont pas fondées sur ce genre de comparaison entre diverses littératures; nous nous sommes bornés à passer en revue les possibilités de l'application de la phonologie à la poétique qui nous ont été suggérées uniquement par l'étude de la littérature tchèque seule. Cette réserve faite, nous allons commencer nos remarques.

²⁴) Vgl. Durnovo in *Slavia* 1, 1922/23, S. 220 ff. — Bulič, *Cerkovnoslav. elementy v russk. jazykě*, S. 131 ff.

Ce n'est que depuis quelques années que l'on a commencé à distinguer les qualités phoniques inhérentes à l'œuvre elle-même de celles qui dépendent de sa réalisation déclamatoire (voir le livre de R. J a k o b s o n, *O češskom stiche*, Berlin 1923 et l'étude de S. J. B e r n s t e i n, *Stich i deklamacija* dans *Russkaja reč* I. Leningrad 1927; dans la poétique tchèque, c'est Z i c h qui, dès 1917 quoique se déclarant d'accord avec le point de vue acoustique de l'« Ohrenphilologie », a précisé la différence entre les qualités phoniques inhérentes à l'œuvre et celles qui sont au gré du récitant, dans l'article « O typech básnických », Č. M. F. VI., Praha 1917). La question, quoique résolue en principe, est encore loin de l'être en détail; on n'est pas encore d'accord sur la ligne de démarcation définitive séparant les deux groupes d'éléments phoniques; ainsi par ex. les uns réclament l'intonation pour l'œuvre, selon d'autres elle dépend complètement de la réalisation acoustique. La phonologie devra prêter ici son secours; il est caractéristique que les deux savants russes, cités plus haut comme adversaires du point de vue acoustique (introduit par l'« Ohrenphilologie ») ont eu recours à la phonologie à un moment où les questions phonologiques n'étaient guère actuelles. Cela ne veut pas dire qu'il soit possible d'identifier la limite entre les qualités phoniques inhérentes à l'œuvre et celles qui en sont indépendantes avec la ligne de démarcation séparant les faits phonologiques des faits extraphonologiques. Même les faits purement acoustiques peuvent non seulement être donnés par le texte, mais aussi figurer parmi les composantes de la structure de l'œuvre, à condition que leur caractère soit prédéterminé par d'autres éléments de l'œuvre (par ex. la hauteur relative du niveau tonique actualisée par quelques poètes symbolistes tchèques). Tout de même, le devoir de la phonologie est d'établir un principe de délimitation: s'il est impossible d'affirmer que, pour être extraphonologique, un élément soit exclu de l'œuvre même, du moins on peut dire avec certitude qu'un élément phonique, en tant qu'il est phonologique, fait par cela même partie de la forme phonique de l'œuvre. Il est même possible d'affirmer que différents éléments phonologiques par leur répétition régulière donnent une impulsion qui caractérise l'œuvre en question et qui a une répercussion sur les éléments voisins.

Voici l'importance générale de la phonologie pour l'analyse structurale de l'œuvre poétique. Avant d'entrer dans les détails, il sera peut-être utile d'ajouter encore une petite remarque, concernant les procédés graphiques. Ces procédés, comme p. ex. le choix de différents types d'impression, la disposition des types sur la page, l'emploi, différant de l'usage normal, de signes

de ponctuation, des majuscules et des minuscules etc., peuvent avoir la fonction de composantes intégrantes de la structure de l'œuvre poétique. Si, jusqu'ici, on s'est peu occupé de leur étude par rapport à l'œuvre, c'est que la prépondérance du point de vue acoustique a fait négliger leur importance. Le plan graphique n'a pas de rapport direct avec le plan acoustique, mais de même que le plan acoustico-moteur il est en rapport direct avec le plan phonologique. C'est pourquoi l'introduction du point de vue phonologique place les procédés graphiques dans le champ de vision des théoriciens.

Une fois ces remarques faites, nous entrerons dans les détails, c'est-à-dire que nous étudierons l'un après l'autre les éléments phoniques capables d'être actualisés dans la poésie (c'est-à-dire d'acquérir le caractère spécifique des procédés d'art), pour démontrer sur chacun d'eux les possibilités de l'application du point de vue phonologique.

Le choix des phonèmes. Le poète a à sa disposition le répertoire des phonèmes de sa langue, caractérisé non seulement par le nombre des phonèmes et par leurs rapports (phonologiques, acoustico-articulatoires), mais aussi par la fréquence relative de leur emploi. En choisissant dans ce répertoire, il peut changer les relations numériques des phonèmes, en se servant plus fréquemment ou au contraire moins fréquemment que l'on ne le fait dans l'usage normal de certains d'entre eux. Il peut ainsi déformer p. ex. la relation numérique entre les consonnantes et les voyelles, entre les voyelles longues et brèves etc. (cf. A. M. Peškovskij, Principy i prijemy stilističeskogo analiza i ocenki chudožestvennoj prozy dans le livre Voprosy metodiki rodnogo jazyka, lingvistiki i stilistiki, Moskva—Leningrad 1930). Il serait même possible de se poser la question si, dans une œuvre poétique, le choix des phonèmes reste toujours le même au cours du texte ou s'il change suivant les péripéties de la composition (cf. A. Arťuškov, Zvuk i stich, Petrograd 1923). Dans une œuvre en vers et rimée, il serait parfois intéressant de savoir à quels phonèmes ou quelles séries de phonèmes on donne la préférence pour les rimes. Il est clair que le choix des phonèmes influence non seulement le caractère phonique de l'œuvre, mais aussi son vocabulaire. Il est donc important pour l'analyse structurale d'une œuvre poétique de faire un tableau statistique de la fréquence des phonèmes et des séries de phonèmes en comparaison de leur fréquence normale. Si, en faisant cette statistique des sons, on négligeait le point de vue phonologique, on risquerait 1^o de s'égarer dans le dédale des complications acoustiques, 2^o de ne pas voir clairement le rôle que peu-

vent jouer dans la structure de l'œuvre les rapports existant à l'intérieur du système phonologique donné.¹⁾

Le groupement des phonèmes. Le groupement des phonèmes, surtout consonantiques, offre au poète des possibilités très variées. Ce groupement est régi, dans une langue donnée, par des principes généraux (cf. la tendance du tchèque à se servir très fréquemment de groupes consonantiques, et une autre, de placer ces groupes de préférence au commencement des mots, voir *M a t h e s i u s*, La structure phonologique du lexique du tchèque moderne, Travaux du Cercle linguistique de Prague I, Prague 1929) de même que par des « affinités » particulières (certains couples de consonnes peuvent, dans une langue donnée, facilement former un groupe, d'autres, au contraire, rarement ou pas du tout; même l'ordre dans lequel se suivent les consonnes d'un groupe n'est pas indifférent à cet égard; voir là-dessus l'étude de Peškovskij citée plus haut). Le poète peut influencer et les principes généraux du groupement et les « affinités » en choisissant de préférence certaines possibilités ou en évitant d'autres. Exemple de la déformation des principes généraux: le recueil lyrique du poète tchèque Vinařický où ont été évités, malgré la prédilection du tchèque pour les groupes consonantiques, tous les groupes de ce genre. Quant aux « affinités », le poète peut p. ex. rendre plus fréquents les groupes qui sont rares dans l'usage normal et inversement; il peut même éviter certains groupes etc. Toutes ces variations, il peut les réaliser par le choix des mots en influençant en même temps que le caractère phonique de son œuvre, son vocabulaire.

Mais, par là, toutes les possibilités du groupement des phonèmes ne sont pas épuisées. Restent encore tous les groupes qui se forment à tout moment à la limite des mots voisins. Ces groupes, fortuits dans l'usage normal, peuvent ne pas l'être dans une œuvre poétique. Le poète peut — par l'arrangement de l'ordre des mots — influencer ces groupes d'une manière beaucoup plus efficace que ceux qui se trouvent à l'intérieur des mots. En plus, le choix est dans ce cas beaucoup plus étendu que dans le corps des mots, étant donné que tous les groupes, possibles à l'intérieur des mots, le sont aussi à leur limite, mais de plus, on trouve à la limite des mots beaucoup de groupes que l'on ne rencontre jamais dans leur corps (voir l'étude de Peškovskij citée plus haut). On peut dire en général que le choix des phonèmes voisins des limites des mots est très important pour le caractère

¹⁾ Par rapport au choix des phonèmes on peut citer le témoignage du poète russe A. Belyj qui affirme que, pour l'impression de ses poèmes, les ouvriers typographes augmentaient leurs provisions de quelques types (l etc.). Un autre poète russe, Deržavina, parmi ses œuvres lyriques toute une série de poésies où il a tout à fait supprimé la consonne *τ*.

phonique de l'œuvre poétique; ainsi, dans la poésie classique française l'hiatus est défendu à la limite des mots, mais permis à l'intérieur. Quant aux groupes de consonnes se formant à la limite des mots, il est surtout important de savoir quels sont, parmi les groupes possibles, ceux qu'on évite, ou au contraire ceux qu'on préfère dans une œuvre; ainsi il se pourrait qu'un poète évitât à la limite des mots tous les groupes qui, dans la langue donnée, sont impossibles à l'intérieur des mots (voir Peřkovskij l. c.) etc.

La disposition des phonèmes (schèmes euphoniques). Cette disposition, qui est toute fortuite dans la langue de communication, peut ne pas l'être dans la langue poétique. En ce cas on entrevoit à travers la suite des phonèmes d'une phrase, d'un vers, d'une strophe etc. certaines correspondances basées soit sur l'identité des phonèmes ou de la série corrélative, soit sur un contraste fondé sur les rapports phonologiques. Dans le premier cas, ce n'est pas l'identité phonétique qui est de rigueur; même les variantes d'un phonème peuvent entrer en correspondance; par ex. l'*n* dental et l'*η* vélaire dans le vers suivant de Hlaváček:

mé tenké prsty na strunách vždy nervosně se chvějí

Pour le second cas (identité de la série corrélative) l'accumulation des longueurs, apparaissant parfois comme phénomène euphonique ou à l'intérieur d'un vers ou à la fin de plusieurs vers consécutifs fournit un exemple instructif (voir notre article « Eufonie Theerových Výprav k Já », L. Fil. LVIII). Parfois il arrive même que cette façon de disposer les longueurs à la fin des vers prend l'importance d'un élément de composition dans le poème; dans le recueil de Vinařický, cité plus haut, on trouve par ex. un poème où le dernier temps fort de chaque strophe est long; dans un autre poème du même recueil tous les vers de la 1^e et la 4^e des quatre strophes qui le composent, s'achèvent sur un ictus long, tandis que ceux de la 2^e et 3^e strophe ont — sauf deux exceptions — les derniers ictus brefs. Reste encore le troisième cas, la correspondance reposant sur un contraste fondé sur les rapports phonologiques. L'euphonie tchèque en offre deux exemples très caractéristiques. Le premier concerne la corrélation longueur-brièveté: on peut faire correspondre dans les vers tchèques une voyelle longue et la même voyelle brève en les mettant à des places où — grâce à une correspondance rythmique — leur opposition est facile à saisir. En d'autres cas — et c'est là le second exemple — on met en opposition de la même façon les voyelles tchèques *i* et *u* en exploitant ainsi au profit de l'euphonie la différenciation des tons propres.

On doit considérer comme un groupe en dehors des autres phénomènes euphoniques la rime qui, outre sa fonction eupho-

nique, a toujours en plus une fonction rythmique — essentielle celle-là — et une fonction sémantique. L'identité des phonèmes, exigée par la rime, est un peu différente de l'identité euphonique en général. Ainsi par ex. le couple corrélatif *d-t* qui donne une correspondance euphonique parfaite, est ressenti à la rime comme une identité imprécise.²⁾ Il importe donc d'appliquer à la rime le point de vue phonologique. En face d'un système de rimes donné il faut toujours se poser la question quelle est la fonction que peuvent y remplir les rapports phonologiques. Que cette fonction soit positive ou négative, toujours est-il qu'elle contribue à la caractéristique du système donné. Ainsi dans la poésie tchèque (tel que l'a constaté R. J a k o b s o n dans le livre *O češskom stiche*, p. 57), il y a eu des époques où la rime entre une voyelle brève et la même voyelle longue était considérée comme imprécise — on évitait des rimes de ce genre; mais à d'autres époques cette rime était traitée comme parfaitement précise et l'on s'en servait beaucoup. Les voyelles *i* et *y* qui, étant l'une prépalatale et l'autre postpalatale, sont relativement éloignées l'une de l'autre au point de vue acoustico-moteur, riment dans la poésie russe, polonaise, et vieux-tchèque uniquement parce qu'elles sont des variantes combinatoires d'un même phonème.

L'i n t o n a t i o n. La question fatale de savoir si l'intonation est un élément de l'œuvre poétique se pose de la façon suivante: l'intonation est-elle donnée, et — en cas d'une réponse affirmative à la question précédente³⁾ — dans quelle mesure peut-elle être donnée dans l'œuvre elle-même, sans tenir compte de la réalisation acoustique? La phonologie contribue dans une large mesure à la solution de cette double question. Il est évident, qu'une fois le caractère phonologique de l'intonation non seulement définitivement prouvé, mais aussi suffisamment éclairé, on pourra tracer d'une manière précise les principaux contours de l'intonation de l'œuvre poétique. Cela ne veut pas dire que tout ce qui est donné comme intonation dans l'œuvre poétique, doit nécessairement porter le caractère d'un élément phonologique; il y a des phénomènes d'intonation qui, tout en étant purement acoustiques, peuvent faire partie de l'œuvre elle-même. Comme exemple on peut citer la hauteur relative du ni-

²⁾ Quant à la précision qu'on exige de la rime, il y a des différences d'école et d'époque. Au cours de l'évolution de la même littérature il y a toujours des périodes de rimes précises et des périodes où la rime imprécise est non seulement permise, mais où elle est recherchée.

³⁾ La réponse affirmative à cette question est encore loin d'avoir obtenu l'assentiment unanime. Voir les solutions négatives d'A. H e u s l e r dans l'article « E. Sievers und die Sprachmelodie » (*Deutsche Literaturzeitung*, Année 33, fasc. 24) et de S. J. B e r n s t e i n dans l'article cité plus haut.

veau tonal qui, souvent, se trouve prédéterminée par la structure syntaxique et sémantique du texte (cf. E. Sievers, *Rhythmisch-melodische Studien*, Heidelberg 1912, p. 66) et qui peut même acquérir la valeur d'un procédé esthétique (chez certains poètes symbolistes tchèques).

M. K a r c e v s k i j a, ici même, fait une communication très intéressante sur la phonologie de l'intonation. Son grand mérite est d'avoir le premier clairement affranchi l'étude de l'intonation de l'asservissement complet par la syntaxe.⁴⁾ Sa constatation est de première importance pour l'étude de l'intonation dans la poésie, car ici où l'intonation, en qualité de composante ou même de dominante de la structure, a plus de relief que dans la langue de communication, ses connexions multiples avec d'autres éléments linguistiques que la syntaxe seule ressortent avec plus de clarté; ce sont par ex. les limites des mots, l'ordre des mots (qui, à son tour, n'est nullement un phénomène d'ordre purement syntaxique), le poids sémantique relatif des mots voisins dans le contexte etc.⁵⁾ L'étude concrète de l'intonation dans une œuvre poétique doit suivre deux voies différentes: 1^o elle doit explorer la qualité de la ligne d'intonation (rapidité ou lenteur de l'élevation ou de l'abaissement du ton, caractère des cadences finales, rapports entre l'intonation et l'intensité expiratoire etc.); 2^o elle doit étudier l'arrangement et les rapports mutuels des formations mélodiques de succédant dans l'œuvre. Dans les deux directions, il est impossible de se passer de la phonologie, car la qualité de la ligne d'intonation aussi bien que les formations mélodiques doivent non pas être décrites comme phénomènes acoustiques, mais être réduites à leurs connexions avec d'autres éléments de l'œuvre qui, eux, sont indépendants de la réalisation acoustique. Autrement, on n'a pas de garantie que les phénomènes décrits fassent partie de l'œuvre même.

Tout ce que nous venons de dire de l'intonation pouvait se rapporter aussi bien à la prose qu'au vers. Mais le vers offre — par rapport à l'intonation — des problèmes d'ordre spécial. Car l'intonation du vers a un double fondement; il y a l'entrecroisement de deux sortes de schèmes mélodiques: l'un conditionné par la langue, l'autre par le rythme (car le vers est — on pourrait dire, par définition — une unité d'intonation en même temps qu'une unité rythmique). Dans un vers donné, les deux intonations, linguistique et rythmique (ou même métrique, puisque

⁴⁾ Pour la bipartition mélodique de la phrase, motivée par sa structure sémantique, voir aussi L. M a r t i n, *Les symétries du français littéraire*, Paris 1924, p. 75.

⁵⁾ Voir notre article « Rapports de la ligne phonique etc. » dans les travaux du Cercle linguistique de Prague I (Prague 1929) et l'article « Eufonie Theerových Výprav k Já », L. Fil. LVIII (p. 167 s.).

certains mètres se trouvent associés à des schèmes mélodiques caractéristiques et permanents) ; peuvent se recouvrir l'une l'autre ou s'entrecroiser ; dans les deux cas, leur relation mutuelle est un fait très important pour la structure de l'œuvre. Il est évident que la simplification de l'analyse, rendue possible par le point de vue phonologique, est encore plus indispensable ici que dans le cas précédent.

La limite des mots. — La limite des mots, élément dont le caractère phonologique est hors de doute, joue un rôle considérable dans la structure de l'œuvre poétique, à condition d'être actualisé. Il y a des œuvres où son rôle structural est minime (p. ex. dans les œuvres où l'intonation est dominante et où la ligne d'intonation transgresse et voile souvent toutes les limites — non seulement celles des mots, mais aussi celles des propositions et des phrases, celles des hémistiches, des vers et même parfois celles des strophes). Dans d'autres cas le rôle structural de l'intonation est important et très marqué.

1^o *Le parallélisme des limites des mots.* Dans certains poèmes, on peut constater que les limites des mots dans le premier hémistiche du vers correspondent, en partie ou entièrement, à celles du second hémistiche dans la majorité des vers, de sorte que ce phénomène influence sérieusement la structure du poème entier. Comme il s'agit ici d'un phénomène saisissable même pour ceux qui ne comprendront pas le texte tchèque, nous donnons ici un exemple :

Ó jara polnice se vichří triumfální,
a všichni čekají na návrat mladých ptáků,
v jichž peří budou chvět se hudby rovníkové
a až k nám přiletí mé všechny jarní lásky,
na smavých pobřezích prapory vyvěsíme,
a bude naše země dýchat rytmem svátků,
které jsou bělostné jako sny zasnoubených.

(Theer, *Výpravy k Já, Óda na jaro*).

Dans tous les hémistiches de cette strophe la première limite des mots précède chaque fois immédiatement le deuxième temps fort ; il en résulte un parallélisme, toujours renouvelé, des limites dans les deux hémistiches de chaque vers.

Le même parallélisme des limites des mots peut unir les vers consécutifs d'un poème :

Kde dříve	snů mých	horizont	v magických	barvách	plál,
pod klenbou	svého	paláce	teď hasne	starý	král,
jenž nemá	světu	víc co říci	a o tom	jenom	sní,
kdy nad temnotou		života	se nebe	vyjasní.	

(Theer, l. c. *Ztracené horizonty*).

Ou enfin ce parallélisme des limites de mots peut se faire valoir dans des strophes entières de sorte que les limites du premier vers d'une strophe correspondent à celles du premier vers de la strophe suivante; la même ressemblance relie les seconds vers des deux strophes et ainsi de suite. Exemple:

1. Vyzáblé stíny letí rovinami
2. k žebrovým ohňům a bledým chatrcím
3. na smolných věncích snášejí se s hury
4. potulné čarodějnice.

1. Chorobný dým a jiskry omamují
2. věštecké věnce bludných vlasatic,
3. záludné ticho věští pohřeb lesů
4. vibrujíc potměšile.

(Nezval, *Most, Domov.*)

Il est évident que le parallélisme des limites des mots peut jouer un rôle important 1^o dans le choix des mots, 2^o dans l'arrangement sémantique du contexte (réactions sémantiques qui se produisent à la rencontre des mots voisins).

2^o La disposition des limites des mots dans le vers peut servir aussi à la *différenciation rythmique*. Dans le cas précédent, celui du parallélisme, les limites des mots influençaient la structure de l'œuvre par la régularité de leur disposition, ici, c'est au contraire l'irrégularité qui se fait valoir. Cette irrégularité concerne le rapport entre les limites des mots et le mètre. Dans le vers tchèque, les limites des mots peuvent suivre tous les contours de la scansion en se plaçant immédiatement devant chaque syllabe forte. Mais il y a encore une autre possibilité, qui est réalisée plus fréquemment: les limites des mots choisissent pour s'y placer seulement quelques temps forts du vers, laissant les autres, pour ainsi dire, s'effacer à l'intérieur des mots. Quelle en est la conséquence? Dans les cas où la limite des mots n'est pas actualisée (et, par conséquent, reste presque sans effet dans la réalisation acoustique) le rapport entre le mètre et la disposition de la limite des mots passe presque inaperçu; tel est l'état des choses par ex. dans les structures où l'intonation domine. Mais dans d'autres cas, là où la limite des mots est actualisée grâce aux procédés d'ordre sémantique et d'ordre syntaxique, il en ressort une forte différenciation rythmique, une grande variété et variabilité du mouvement rythmique concret par rapport au schème métrique. On peut trouver dans la poésie tchèque des poèmes où le rythme, quoique fondé sur un schème métrique absolument régulier et — ce qui plus est — fixé par la tradi-

tion, apparaît à l'audition moins régulier que le rythme des vers libres. Tel est le caractère rythmique de certains vers de Karel Toman où les limites des mots ont un relief très marqué — la critique impressionniste désigne ces vers du mot de « gravés » — grâce à une construction sémantique et syntaxique spéciale dont nous avons noté quelques traits dans notre article « Rapports de la ligne phonique etc. », cité plus haut.

Le rythme poétique et la phonologie. La phonologie devient nécessaire pour l'étude du rythme poétique, dès que l'on commence à analyser la base prosodique d'un système rythmique donné. Comme exemple-modèle d'une analyse de ce genre il faut citer le livre de R. Jakobson sur la prosodie tchèque (*O češskom stiche*, Berlin 1923; la version tchèque *Základy českého verše*, Prague 1926). Jakobson a été le premier à confronter la question du rythme poétique avec la phonologie. Il l'a fait sur des matériaux tchèques, en démontrant que le principe prosodique du vers tchèque repose sur une canonisation de la coïncidence de la limite des mots avec les temps forts rythmiques. On peut déduire de son livre la règle générale que pour l'analyse de tout système rythmique il est absolument nécessaire de constater lesquels des éléments linguistiques, faisant partie de la base prosodique du rythme, sont phonologiques, lesquels extraphonologiques. Il est naturel que pour chaque système donné on pourra constater, à travers son évolution historique, une tendance à prendre pour élément essentiel, constituant le canevas de la structure rythmique, un des éléments phonologiques, tandis que les éléments extraphonologiques tendront à se ranger autour du noyau phonologique en qualité d'éléments concomitants.

L'application du point de vue phonologique est donc d'une utilité essentielle pour l'analyse du côté phonique de l'œuvre d'art littéraire:

1^o Elle aide à établir une délimitation entre les qualités purement acoustiques (que l'on pourrait aussi appeler « déclamatrices »), facultatives au point de vue de l'œuvre, et entre ces éléments phoniques qui sont des parties intégrantes de sa structure.

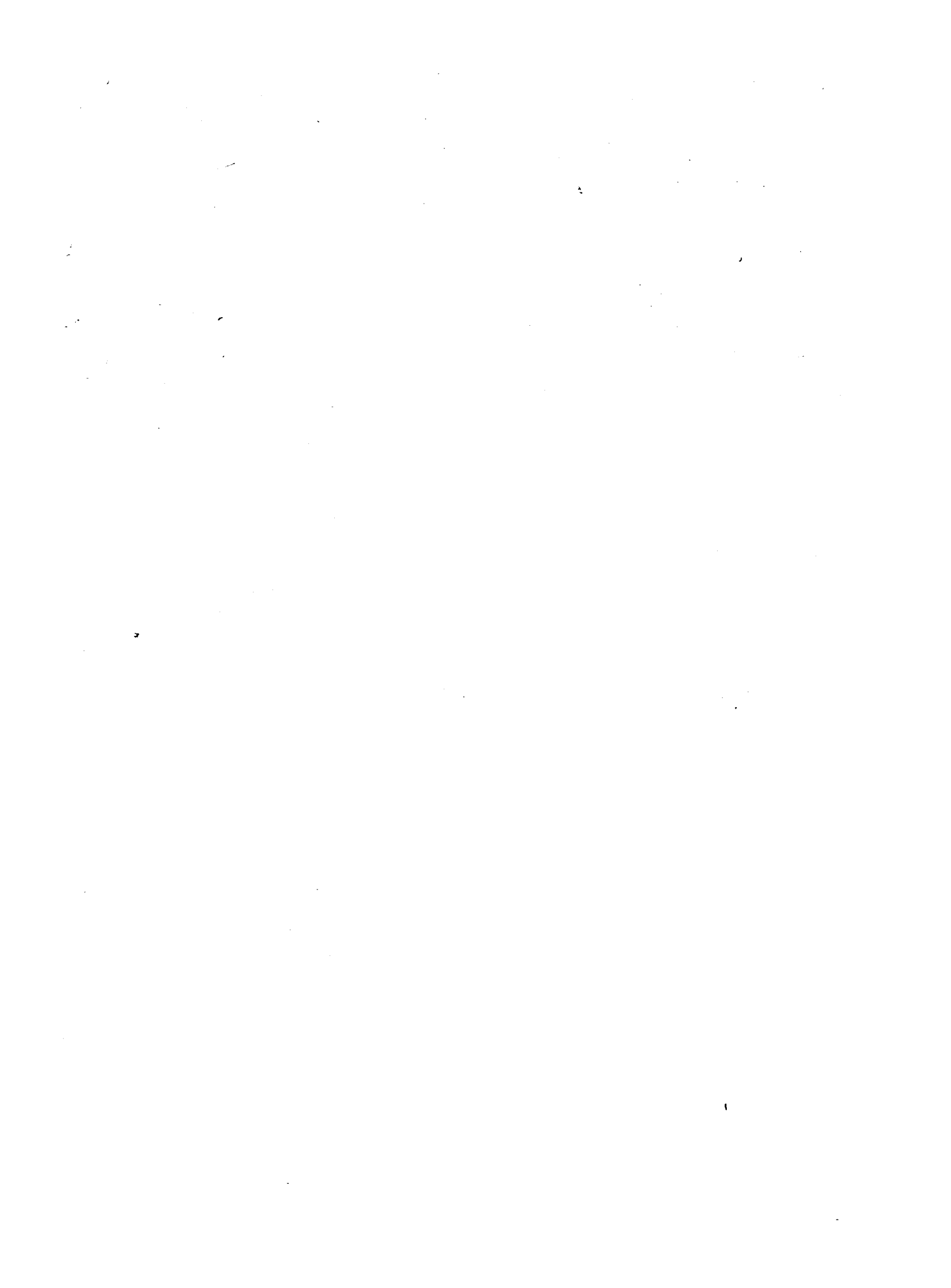
2^o Elle donne la possibilité de s'occuper du rapport structural entre le côté phonique et les autres éléments du poème. Ce rapport n'est pas celui d'un parallélisme automatique, mais celui d'une interaction mutuelle et active entre les membres des deux groupes. Si l'on ne se rend pas compte de cette interaction, il est sûr que dans toute analyse on déformera l'un et l'autre côtés de l'œuvre. Tel est le profit que la poétique pourra tirer des études phonologiques. Mais on pourrait aussi retourner la

question qui est à la base de cet article et dire: la poétique peut-elle, à son tour, être utile à la phonologie? La réponse à cette question ne peut être autre qu'affirmative, si l'on considère le caractère spécial de la langue poétique. Une langue fonctionnelle ayant pour but la désautomatisation des moyens d'expression, une langue où tout élément linguistique, même celui qu'habituellement on remarque le moins, peut prendre la valeur d'un procédé nettement téléologique, doit fournir des matériaux inappréciables à toute analyse phénoménologique du langage. Grâce à la langue poétique, on peut parfois distinguer plusieurs éléments linguistiques, nettement caractérisés par rapport à leur fonction, là où du point de vue de la langue de communication on n'aperçoit qu'une complication incertaine et inquiétante. La poétique, qui étudie la langue de la poésie au point de vue de sa fonction spéciale, peut donc, en adoptant le point de vue phonologique, espérer de recevoir, mais aussi de pouvoir donner.

II.

PROCÈS—VERBAUX DES SÉANCES

DU 18 AU 21 DÉCEMBRE 1930.



18 Décembre, Séance du matin. Président: M. Mathesius.

Discours d'ouverture prononcé par M. Mathesius:

M e s s i e u r s ,

C'est avec un vif sentiment de joie que je saisis cette occasion de vous saluer tous au nom du Cercle linguistique de Prague, qui a entrepris d'organiser cette réunion. Nous sommes heureux de voir l'accueil favorable qu'ont trouvé nos lettres d'invitation. Afin d'assurer à notre réunion un travail efficace, nous avons restreint le nombre des invitations à ceux des linguistes qui ont témoigné un intérêt actif aux problèmes phonologiques. Et cependant, nous voyons représentés ici un nombre considérable de pays étrangers. Du Sud au Nord, et de l'Est à l'Ouest de l'Europe, ce sont la Yougoslavie, la Bulgarie, l'Autriche, la Pologne, l'Allemagne, la Norvège, la Hollande et la Suisse; la linguistique russe et ukrainienne sont également représentées à notre réunion. Deux linguistes, qui n'ont pu prendre part personnellement à nos travaux, M. Jones de Londres et Polivanov de Samarqand, ont envoyé leurs communications par écrit: elles seront lues au cours de nos séances. Un certain nombre de linguistes ont aussi manifesté leurs sympathies pour notre cause en nous adressant leurs bons souhaits pour le succès de la réunion. Ce sont M. Meillet, de Paris, M. Grammont, de Montpellier, M. Tesnière, de Strasbourg, MM. Bally et Sechehaye, de Genève, M. Grattan, de Liverpool, M. Jespersen, de Copenhague, M. Nehring, de Würzburg, M. Weisgerber, de Rostock, M. Benni, de Varsovie, M. Czermak et M. Pfalz, de Vienne, M. Karpf, de Graz, M. Laziczius, de Budapest et M. Sapir, de Chicago.

Notre réunion n'est pas un fait isolé, elle a son histoire, qu'il faut rappeler en ce moment pour bien comprendre le but qu'elle poursuit. Cette histoire est marquée par deux faits: l'un d'eux est relié au premier Congrès international des Linguistes, qui a eu lieu à La Haye en 1928. C'est à ce congrès qu'un groupe de participants, dont les uns appartiennent à l'école linguistique genevoise et les autres au Cercle linguistique de Prague, a élaboré un programme général de la linguistique structurale et fonctionnelle, dont la phonologie est une partie essentielle. Ce programme a été discuté et approuvé dans une séance plénière du Congrès. L'autre événement se rapporte au premier Congrès des philologues slaves qui s'est réuni à Prague en 1929. Notre Cercle a présenté à la Section linguistique du Congrès un programme plus détaillé que celui de la Haye et approprié spécialement à l'étude des langues slaves. En conséquence, une commission a été élue, qui doit travailler à une description des langues slaves au point de vue fonctionnel et structural. Mais ce

n'est pas seulement le passé qui détermine le programme de cette réunion, c'est aussi l'approche du second Congrès international des linguistes qui doit avoir lieu à Genève à la fin du mois d'Août 1931, et dont les organisateurs ont souligné la nécessité d'une séance spéciale consacrée aux problèmes phonologiques. C'est grâce aux efforts de M. Schrijnen, secrétaire général du Congrès de La Haye, et de M. Sechehaye, secrétaire général du Congrès de Genève, que la phonologie a été retenue comme un des trois points principaux qui seront discutés dans les séances plénières de ce Congrès.

Notre réunion, par conséquent, est une continuation de ce qui a été fait à la Haye en 1928 et à Prague en 1929, et une préparation à ce qui se fera à Genève en 1931.

Il reste encore un point que je voudrais souligner dans mon bref discours, c'est la place qu'occupe, à mon avis, la linguistique fonctionnelle et structurale, et spécialement la phonologie, dans le développement général de la linguistique. A partir du commencement du XIX^e siècle, on peut constater deux courants parallèles dans les recherches linguistiques. L'un d'eux qu'on peut désigner par le nom de Franz Bopp, c'est la linguistique historique, employant la méthode comparative pour la solution des problèmes génétiques et aboutissant enfin aux méthodes rigoureuses de l'école néogrammairienne. L'autre, désignée par le nom de Guillaume de Humboldt, s'occupe de problèmes statiques et emploie la méthode comparative pour arriver à une analyse plus profonde des faits linguistiques. Les deux courants ont leurs mérites propres et leurs propres points faibles. Si la linguistique boppienne se distingue par des méthodes précises, elle montre souvent une tendance fatale à isoler les faits linguistiques qui ne peuvent être compris que dans leur complexité naturelle. Si la linguistique humboldtienne se distingue par une appréciation plus fine des faits compliqués de la langue et une conscience plus vive de leur interdépendance synchronique, elle ne réussit pas à élaborer des méthodes d'analyse définitives. Ce qui doit donner à la linguistique fonctionnelle et structurale, remontant dans ses origines aux idées de Ferdinand de Saussure à l'Ouest et de Baudouin de Courtenay à l'Est, sa place dans le développement général de la linguistique, c'est la possibilité qui lui est propre de réunir la rigueur méthodique de l'école boppienne à la fraîcheur de vue et à la notion de l'interdépendance des faits grammaticaux de l'école humboldtienne. Notre devise n'est donc pas « Révolution », mais « Renaissance ». Ce que nous voulons, ce n'est pas une rupture des traditions linguistiques, mais leur rajeunissement et leur synthèse organique.

Das ist der Geist, in dem unsere Konferenz nach meiner

Ansicht arbeiten soll und arbeiten will; und in diesem Geiste erkläre ich die Phonologische Konferenz für eröffnet.

Allocution, prononcée par M. Weingart au nom de la Faculté des Lettres de l'Université Charles à Prague:

M e s s i e u r s ,

J'ai l'honneur de vous saluer en ma qualité de doyen de la Faculté des Lettres de l'Université Charles à Prague. Je vous salue dans les salles de notre faculté, dont les membres, qui sont en même temps membres du Cercle linguistique de Prague, s'efforcent de frayer de nouvelles voies aux recherches linguistiques. Vous trouverez ici un travail sérieux, plein d'ardeur scientifique. Je n'ose dire, que vous donnerez votre approbation à tout ce que a été élaboré ici. Mais c'est votre haute autorité et votre science profonde, qui porteront secours et prêteront leur appui à ces essais si jeunes et si attrayants.

Vous trouverez ici une collaboration internationale de linguistes tchèques, allemands et russes de Prague, qui sont réunis par un programme commun. Votre précieuse présence, Messieurs, qui êtes venus à Prague de pays éloignés, slaves et non-slaves, formera de cette réunion un petit congrès international, qui pourrait devenir une préparation remarquable au grand congrès linguistique de Genève. Notre faculté de l'Université Charles souhaite le meilleur succès à vos travaux.

Messieurs, soyez les bienvenus!

1^o Communication: D. Čyževskýj — Phonologie und Psychologie (v. p. 3—22).¹⁾

2^o Communication: K. Bühler — Das Verhältnis der allgemeinen Phonetik zur Phonologie (v. p. 22—53).

Discussion sur les communications 1 et 2 (place de la phonologie).

M. De Groot met en garde contre le danger d'imposer au système phonologique d'une langue des faits qui ne peuvent être établis par des moyens phénoménologiques, et surtout contre le danger d'introduire des considérations d'ordre historique dans l'analyse synchronique d'un système. Il place la phonologie entre la phonétique d'une part et la lexicologie et la syntaxe de l'autre.

M. Trubetzkoy insiste sur le fait que les indices peu sûrs de la psychologie individuelle ne devraient se substituer à la description phénoménologique du système.

M. van Ginneken déclare, contrairement à l'opinion de M. De Groot, que la manière dont M. Trubetzkoy systématise les

¹⁾ La plupart des communications publiées dans ce volume ont été remaniées et augmentées par leurs auteurs.

voyelles peut être intégralement appliquée à l'analyse phonologique des langues les plus diverses et en particulier du Hollandais.

M. Sommerfelt fait remarquer qu'il y a unité de représentation phonique dans les cas où la substitution d'un son à un autre n'importe pas aux indigènes.

M. Belić est d'avis que l'on ne peut interpréter plusieurs sons comme des représentants d'un même phonème que dans les cas où il y a, entre ces sons, une parenté phonétique considérable.

18 Décembre, séance de l'après-midi. Président M. Havránek.

3^o Communication: H. Ułaszyn — Laut, Phonema und Morphonema (v. p. 53—61).

4^o Communication: W. Doroszewski — De la définition du phonème (v. p. 61—74).

5^o Communication: D. Jones — On Phonemes (v. p. 74—79).

6^o Communication: E. Polivanov — La perception des sons d'une langue étrangère (v. p. 79—96).

Discussion sur les communications 3, 4, 5, 6 (notions phonologiques primaires).

M. Jakobson rappelle, à propos de la communication de M. Doroszewski, que c'est M. Ščerba qui, en 1912, a, pour la première fois, envisagé le phonème du point de vue fonctionnel, sans toutefois abandonner l'ancienne conception du phonème en tant que représentation, conception, dont Ščerba lui-même ainsi que les autres linguistes russes de l'école Baudouin se sont affranchis par la suite. — Le terme « morphonétique » proposé incidemment par M. Doroszewski pour remplacer celui de phonologie ne paraît pas approprié, étant donné que dans la phonologie, il ne s'agit pas seulement de valeurs phoniques morphologisées, mais aussi de valeurs lexicalisées.

M. Szober déclare: Aux sons du langage correspondent, dans la conscience linguistique, leurs représentations dites phonèmes. Les phonèmes agissent sous forme de représentations perceptives (physiophonèmes), d'une part, et sous forme de représentations reproduites (psychophonèmes) d'autre part. Le physiophonème n'est pas un reflet psychique des caractères articulatoires du son; la façon dont la conscience linguistique perçoit le fond représentatif du physiophonème dépend avant tout du psychophonème qui lui est associé. L'analyse phonologique doit donc porter essentiellement sur le rapport entre le son et le psychophonème. Il y a plus de sons que de psychophonèmes — plusieurs variantes phonétiques correspondent à un seul psychophonème. La variante principale est celle qui est réalisée en position indépen-

dante. L'isolement des psychophonèmes dans la conscience linguistique se fait au moyen de l'analyse associative. La conscience linguistique assimile les éléments identiques des mots, procédé qui fait ressortir les éléments par lesquels les mots diffèrent entre eux, avec d'autant plus de netteté. De même que, dans la conscience linguistique, les psychophonèmes s'isolent par suite de l'analyse associative de mots entiers, de même les éléments représentatifs des psychophonèmes s'isolent par suite de l'analyse des psychophonèmes. Cet isolement ne peut se produire que dans les cas où les éléments de ressemblance entre deux phonèmes l'emportent sur les éléments de dissemblance. Des psychophonèmes de ce genre, susceptibles de subir l'action de l'analyse associative, sont des psychophonèmes opposés. Les associations d'opposition reliant des psychophonèmes constituent la base du système phonologique d'une langue. C'est de ce système que dépend la façon dont se différencie le fond représentatif des psychophonèmes propres à une langue. De même que les phonèmes résultent de l'analyse associative des mots basée sur la ressemblance de leur matière phonématique, de même les morphonèmes s'isolent par suite de l'analyse associative des mots basée sur la ressemblance de leurs éléments morphologiques. Il faut donc distinguer les variations des sons, les oppositions des phonèmes et les alternances des morphonèmes. Ces trois espèces de relations ont déjà été distinguées il y a 30 ans par Baudouin de Courtenay. La coordination entre ces rapports de sons, de phonèmes et de morphonèmes fait souvent défaut. Ce manque de coordination prouve la nécessité de distinguer le son, le phonème et le morphonème, et par conséquent la phonétique, la phonologie et la morphonologie.

M. de Groot pense que ce qui caractérise avant tout le phonème, c'est le fait de pouvoir être reconnu et identifié au cours de la parole. Ce caractère du phonème est constant, tandis que la différenciation de significations n'est pas toujours donnée.

M. Trubetzkoy approuve la thèse de M. Ułaszyn suivant laquelle le morphonème est une partie du morphème, tandis que le phonème est une partie de la syllabe. En établissant les phonèmes nous faisons abstraction de la structure morphologique de la langue. Un phonème est donc un élément qui distingue deux syllabes l'une de l'autre.

M. Bühler, en prenant comme point de départ les thèses de M. Doroszewski, propose la définition suivante du phonème: Une invariante qui sert de marque diacritique en vue de distinguer les significations intellectuelles. Il met en garde contre la tendance de certains linguistes qui opposent les sons et les phonèmes (et en conséquence la phonétique et la phonologie) comme des faits objectifs d'une part et des faits subjectifs de l'autre;

cette interprétation de la notion d'objectivité est tout à fait erronée.

M. van Ginneken reproche à M. Doroszewski de ne pas estimer à sa juste valeur l'antinomie entre l'intention et la réalisation. Cette antinomie n'est pas une faiblesse de certaines doctrines linguistiques, mais elle est une propriété de la langue comme telle.

M. Doroszewski souligne que la phonologie doit éviter de trop accumuler les notions et les termes. « *Entia non sunt multiplicanda.* » En ce qui concerne l'antinomie entre l'intention et la réalisation et quelques autres questions, il renvoie à sa critique des notions saussuriennes *langue et parole*.

M. Jakobson objecte à M. De Groot que lorsqu'on cherche à résoudre la question de savoir si une diphthongue, dans une langue donnée, est un phonème un ou un groupe de phonèmes, il s'agit uniquement d'établir si les parties composant cette diphthongue peuvent être chacune des unités distinctives ou non. L'identification est une propriété secondaire résultant de la fonction distinctive.

7^o **Communication:** N. Trubetzkoy — Zur allgemeinen Theorie der phonologischen Systeme (v. p. 96—116).

19 Décembre, séance du matin. Président: M. Trubetzkoy.

8^o **Communication:** A. W. de Groot — Phonologische und andere Lautsysteme (v. p. 116—147).

Discussion sur les communications 7 et 8 (système phonologique).

M. Jakobson, se rapportant à la communication de M. Trubetzkoy, fait observer que les différences de localisation des consonnes, ainsi que les différences de sonorité des voyelles, forment toujours des disjonctions et jamais des corrélations, vu qu'elles ne présentent pas le rapport binaire « marque — manque de marque », mais de multiples modifications linéaires du caractère du phonème. (Par exemple: *a — o — u*; consonne dentale — labiale — vélaire etc.) — Il serait déjà possible de formuler des lois concernant le rapport entre les corrélations vocaliques et les corrélations consonantiques dans les langues. Par exemple: une langue possédant la corrélation « mouillure — non-mouillure » des consonnes ne peut pas avoir la même corrélation pour les voyelles. — La notion « *Komplexqualitäten* » mise en valeur par M. de Groot est très fertile et importante pour la phonologie.

M. Trubetzkoy rappelle les difficultés causées par le manque de précision dans la terminologie acoustique.

9^o **Communication:** V. Mathesius — Belastungs- und Kombinationsfähigkeit der Phoneme (v. p. 148—152).

10^o **Communication:** B. Trnka — Über die Homonymie (v. p. 152—156).

11^o **Communication:** A. Sommerfelt — Sur l'importance générale de la syllabe (v. p. 156—160).

19 Décembre, séance de l'après-midi. Président: M. Slotty.

Discussion sur les communications 9—11 (groupement des phonèmes).

M. Trubetzkoy marque l'importance de la méthode statistique dans les recherches phonologiques qui, toutefois, ne doit pas avoir son but en elle-même. Il observe qu'avec les mots onomatopœïques analysés par M. Mathesius ce sont les mots obscènes et en général les mots tabou qui, contrairement au vocabulaire intellectuel, sont caractérisés, dans leur structure phonologique, par des traits spécifiques. — Il est difficile de formuler avec une précision mathématique le degré de sensibilité des différentes langues à l'égard de l'homonymie. — Les coïncidences de la phonologie irlandaise, étudiée par M. Sommerfelt, et de la phonologie russe sont très frappantes.

M. Ułaszyn confirme la thèse de M. Mathesius sur la tendance de conserver l'indépendance du mot. Il démontre sur des exemples polonais comment la langue empêche, par différents moyens (métathèse, phonèmes intercalés etc.) la disparition des phonèmes qui au point de vue des morphèmes ont une certaine importance.

12^o **Communication:** N. Trubetzkoy — Einige morphologische Fragen (v. p. 160—163).

Discussion sur la communication 12 (morphologie).

M. Jakobson fait remarquer que la phonologie n'est pas une partie de la grammaire, mais une branche spéciale de la linguistique à côté de la grammaire. La grammaire s'occupe des symboles et la phonologie des parties composant ces symboles. Le fait qu'il y a des cas où un phonème en lui-même fait fonction de symbole, n'est pas en contradiction avec cette différence de principe. C'est le morphème qui est l'élément le plus petit en grammaire.

M. Sommerfelt cite des exemples irlandais illustrant l'emploi grammatical de certaines corrélations phonologiques.

M. van Ginneken se demande si on peut parler de l'identité d'un morphème dans les cas où la plupart des phonèmes qui le composent alternent.

M. Bühler soutient que la phonologie ne fait pas partie de la grammaire. La signification porte sur un morphème tout entier et non pas sur ses éléments. L'identité du morphème peut rester intacte malgré les alternances des éléments phonologiques

qui le composent; ces alternances peuvent être comparées à la transposition d'une mélodie d'une tonalité dans une autre. La mélodie reste la même.

M. Doroszewski conteste la nécessité du terme morphonème; il suffirait de parler de phonèmes alternants.

M. Trubetzkoy objecte qu'un morphonème est une réalité. C'est une idée complexe qui existe dans la conscience linguistique: un morphème se présente sous un double aspect phonique. Il faut avoir des termes pour tout ce qui est réellement contenu dans la langue; mais il serait inutile de désigner de morphonèmes, tel que le propose M. Ułaszyn, également les éléments phoniques du morphème ne présentant pas d'alternances.

13^o **Communication:** R. Jakobson — Die Betonung und ihre Rolle in der Wort- und Syntagmaphonologie (v. p. 164—182).

14^o **Communication:** A. Belić — Sur l'accent du mot et de la phrase (v. p. 183—188).

15^o **Communication:** S. Karcevskij — Sur la structure phonologique de la phrase (v. p. 188—227).

20 Décembre, séance de l'après-midi. Président: M. Trnka.

Discussion sur les communications 13—15 (entités phonologiques de divers degré).

M. Trubetzkoy fait remarquer que M. Karcevskij a relevé dans la mélodie de la phrase les mêmes types phonologiques que ceux que M. Jakobson a constatés dans la mélodie du mot. La mélodie montante de la phrase, qui signifie que la suite est attendue, forme une série non-marquée, tandis que la mélodie descendante annonçant la fin de la phrase constitue une série marquée. — Les phrases intercalées caractérisées par leur ton bas rappellent les vocatifs védiques notés dans les textes comme atones. — A propos de la communication de M. Belić la question se pose de savoir si, dans les dialectes de Krk et de Vinodol on peut parler de polytonisme en tant que fait phonologique. Il serait important d'examiner quel est l'aspect que prennent dans ces parlers les mots qui, dans les autres dialectes čakaviens, se distinguent l'un de l'autre par la courbe du ton. — Il est important de tenir compte des thèses formulées par M. Jakobson, lorsqu'il s'agit de reconstituer l'accentologie des époques antérieures.

M. van Ginneken attire l'attention sur une corrélation phonologique particulière qu'on trouve en hollandais. Les explosives rendues dans l'écriture par des consonnes doubles ne sont pas, en vérité, des géminées; elles s'opposent aux explosives rendues par des consonnes simples par le fait que c'est l'implosion qui constitue le fait phonologique dans le premier cas, l'explosion

dans le second cas. Parfois l'orthographe enregistre des traits importants d'une langue qui autrement sont méconnus.

M. Sommerfelt cite des faits dans d'autres langues germaniques analogues aux phénomènes relevés par M. van Ginneken.

16^o **Communication:** N. Trubetzkoy — Phonologie und Sprachgeographie (v. p. 228—234).

17^o. **Communication:** R. Jakobson — Über die phonologischen Sprachbünde (v. p. 234—240).

18^o **Communication:** H. Becker — Einzellaut und Sprachsystem nach Beobachtungen in Dialekt und Umgangssprache (v. p. 240—246).

Discussion sur les communications 16—18 (géographie phonologique).

M. Sommerfelt se déclare tout à fait d'accord avec les suggestions de M. Trubetzkoy concernant la cartographie linguistique. Il faut également tenir compte des différences phonologiques qui peuvent se présenter dans les générations successives.

M. Doroszewski note qu'il est parfois difficile d'établir si un fait est phonologique ou non. Ainsi en polonais il n'existe pas de η vélaire comme phonème spécial. Et pourtant à Varsovie la prononciation *fran̄ka* (gén. de *fran̄k* — franc) : *Franka* (gén. de *Franek* — François), avec une différence de localisation de la nasale qui sert à distinguer les significations, est très répandue.

M. Nitsch commente l'exemple cité par M. Doroszewski. Les derniers temps, en Pologne, on observe une tendance à prononcer le *n* dental dans les cas obliques des mots du genre de *Franek*. La base de cette tendance est purement morphologique. Il est curieux que les gens prononçant *Franka* tendent à transposer le *n* dental également dans les mots du type *frank*, *-a*, *bank*, *punkt*, etc., où l'orthoépie exige un η vélaire.

M. Bühler signale les difficultés que cause, en phonologie, l'étude des mots d'emprunt qui, par leur structure phonétique et phonologique, diffèrent du lexique indigène. Il faut déterminer, pour chaque langue, la capacité d'emprunt ou son aversion pour les emprunts. Le problème du bilinguisme est d'une importance capitale pour la phonologie.

M. Trubetzkoy insiste sur le fait que, tant qu'il ne s'agit pas de populations bilingues, et tant que l'influence d'une autre langue n'est pas prépondérante, les éléments étrangers restent nettement en dehors du système de la langue indigène; toutefois il y a des cas où ils finissent par s'acclimater. En ce qui concerne le bilinguisme, on est en droit d'affirmer, que plusieurs

systèmes phonologiques peuvent nettement coexister dans la conscience linguistique.

M. Mathesius démontre qu'au point de vue phonologique on peut distinguer, en analysant les emprunts, trois cas différents: le phonème étranger peut exister dans le système phonologique indigène; ou bien il y existe comme son, mais non pas comme phonème (par ex. *g* en tchèque), et par suite il peut être facilement prononcé; ou encore le phonème étranger n'existe dans la langue indigène ni comme son ni comme phonème. Dans ce cas un procès de substitution a lieu. Si les sons étrangers parviennent à être reproduits, ils sont éprouvés comme des tranches phoniques tout à fait à part. La géographie linguistique représente une branche très importante des recherches phonologiques appelée à démontrer avec le temps ce qui sépare les langues apparentées et ce qui rapproche les langues non-apparentées. Il est très probable que, d'après la carte phonologique de l'Europe occidentale qu'on établira, l'anglais occupera une place intermédiaire entre le français et l'allemand, et que le français et l'anglais, contrairement aux autres langues germaniques et romanes, présenteront certaines convergences avec les langues celtiques. — Il rappelle, à propos de la communication de M. Becker, qu'en Angleterre aussi on cherche à distinguer « Received Standard English » et « Modified Standard English ». D'après M. Wyld le langage de classes cultivées de Londres n'est qu'un Modified Standard English.

M. Savickij constate que les observations faites dans le domaine de la géographie linguistique démontrent à quel point la répartition des isophones est proche de la répartition des frontières géographiques et historiques les plus importantes. La proximité phonologique de l'anglais par exemple et des langues de la Méditerranée notée par M. Mathesius est particulièrement symptomatique: d'après plusieurs caractères géographiques, l'Angleterre appartient au « lieu de développement » Méditerranéen. Ce sont surtout les isothermes de l'hiver qui rapprochent la nature de l'Angleterre de la nature méditerranéenne. Cette liaison a trouvé son expression géographique dans le fait que le monde britannique faisait partie de l'empire romain. Le matériel dialectologique russe démontre également l'existence d'un rapport entre le tracé des frontières linguistiques et les isothermes d'hiver. Dans les Pamirs, la frontière phonologique entre l'Eurasie et les lieux de développement voisins, correspond à la frontière entre la formation des steppes et celle des oasis et des vallées fluviales (le karakirghiz d'un côté, le tadjik de l'autre). Dans la Transcaucasie orientale, la frontière phonologique de l'Eurasie coïncide également avec la frontière des formations de steppes (cf. l'azerbaïdjan avec l'arménien et avec les langues

des groupes k^cart^vélien et iranien). Ce rapport est une propriété spécifique précisément de la frontière méridionale de l'Eurasie. Dans les autres parties de l'Eurasie, ce sont en plus les populations qui étaient de tout temps sédentaires et qui n'habitent pas les steppes, par exemple les peuples finnois forestiers et la partie forestière du peuple russe, qui sont caractérisées par des marques linguistiques du type eurasién. Ainsi la phonologie confirme l'unité des zones eurasiennes, de la zone des steppes et de la zone des forêts située au nord de celle-ci, unité qu'attestent également les données archéologiques et historiques.

M. Jakobson reconnaît la grande utilité de la confrontation des isolignes linguistiques, anthropologiques, physico-géographiques et culturelles. On y découvre des coïncidences frappantes: ainsi la zone de la mouillure des consonnes est identique à la zone où la gamme à 5 tons est répandue, tel que l'a fait remarquer M. Trubetzkoy. La science doit confronter, mais elle ne doit pas déduire les faits d'un plan de ceux d'un autre.

19^o **Communication:** R. Jakobson — Prinzipien der historischen Phonologie (v. p. 247—267).

21 Décembre, séance du matin. Président: M. Jakobson.

20^o **Communication:** S. Romanski — Lautwandel und Lautgesetz.²⁾

Discussion sur les communications 19 et 20 (phonologie historique).

M. Sommerfelt approuve l'interprétation téléologique de la phonologie historique et la distinction entre la synchronie et la statique. Il voit déjà dans les travaux de MM. Grammont, Meillet, Vendryes et van Ginneken la réfutation du dogme néogram-mairien et le point de départ des recherches modernes dans le domaine de la phonologie historique.

M. van Ginneken rappelle à ce propos les travaux de Gillieron qui a fait entrevoir la logique des phénomènes linguistiques et ceux de M. Jøpersen qui accentuent de plus en plus le point de vue téléologique. Ce qu'il y a de nouveau dans les thèses de M. Jakobson, c'est qu'il combine les résultats des études synchroniques de Saussure et ceux des études diachroniques de l'école Meillet-Vendryes. La phonologie diachronique est une discipline très importante. — La scission phonologique d'un phonème est précédée par l'existence de deux variantes combinatoires ou accidentelles — ces variantes deviennent équivalentes, c.-à-d. des phonèmes indépendants. La formation des nou-

²⁾ Le texte de cette communication n'a pas été transmis par l'auteur à la rédaction de ce volume.

velles variantes peut être expliquée par le substrat biologique du milieu linguistique.

M. Becker rappelle la différence fondamentale entre la linguistique fonctionnelle et les anciennes méthodes, différence qui se fait sentir partout, même dans des questions, où, au premier abord, on ne s'y attendrait pas.

M. Jakobson note qu'entre ceux qui travaillent dans le domaine de la phonologie historique et M. van Ginneken il n'y a pas de différence de principe, mais une différence de sphère d'intérêts: M. van Ginneken s'intéresse surtout aux éléments extraphonologiques, à la matière dont se forme la structure phonologique, et non pas à la structure phonologique comme telle. Sans doute la biologie peut intervenir dans cette matière, mais elle est complètement incapable d'expliquer les faits de structure phonologique. — M. Romanski reconnaît des exceptions aux lois phoniques. Mais là aussi il faudrait distinguer, tel que le fait M. Trubetzkoy dans la question des isoglosses, entre les phénomènes phonologiques, les phénomènes extraphonologiques et la répartition étymologique des phonèmes. Les mutations portant sur la structure du système phonologique s'accomplissent d'après des lois qui n'admettent pas d'exceptions.

M. Trubetzkoy doute qu'on puisse établir un rapport entre les changements phoniques et le mélange des races. La langue fait partie de la culture, et l'évolution des valeurs culturelles ne peut pas s'expliquer au point de vue biologique. Il cite des exemples caucasiens où la langue change, sans qu'il se produise le moindre mélange de tribus. — La phonologie historique envisage ce qui change par rapport au système phonologique: c'est là son innovation essentielle.

M. Mathesius reprend la remarque de M. van Ginneken sur l'importance du commencement du mot dans les langues germaniques; il pense que c'est ainsi que s'explique la simplification des groupes consonantiques finaux dans l'anglais vulgaire, mentionnée dans sa communication. Par contre la simplification des groupes consonantiques initiaux dans les mots tchèques s'expliquerait par l'importance de la fin du mot en tchèque où elle joue un rôle morphologique considérable.

M. Bühler se déclare partisan de la conception téléologique de l'évolution linguistique. Il souligne l'importance capitale qu'ont à cet égard les idées de Sapir sur le *drift* et il fait allusion aux difficultés auxquelles on se heurte fréquemment, quand il s'agit de déterminer les buts concrets des changements linguistiques.

21^o Communication: B. Havránek — *Adaptation der phonologischen Systeme in den Schriftsprachen* (v. p. 267—278).

22^o **Communication:** J. Mukařovský — La phonologie de la langue poétique (v. p. 278—288).

21 Décembre, séance de l'après-midi. Président: M. Mathesius.

Discussion sur les communications 21—22 (phonologie des langues de fonctions différentes).

M. Nitsch admet que la phonologie peut expliquer maints phénomènes phoniques de langues littéraires; mais certains faits lui échappent. Le polonais littéraire a conservé la différence entre les chuintantes et les sifflantes, quoique les dialectes qui ont aboli cette différence aient été très répandus et que d'après le « principe de la solution la plus acceptable » la langue littéraire n'aurait pas non plus dû distinguer ces consonnes. Le second principe de Havránek, celui de la netteté, ne peut pas non plus être admis dans ce cas, le danger de l'homonymité causé par l'abolition de ladite différence étant minime en polonais. L'explication doit donc être cherchée dans les causes culturelles. Ce sont le tchèque et, peut être, le russe, langues de civilisation distinguant ces consonnes, qui ont influencé le polonais au 11^e et 12^e siècles. De même la perte de la voyelle *â* doit être expliquée par l'influence des dialectes ruthènes de l'ouest; elle a disparu tout d'abord chez les Polonais habitant le domaine russe. Ainsi on ne peut expliquer les traits essentiels du système phonologique du polonais littéraire sans recourir aux influences étrangères.

M. Trubetzkoy fait remarquer que dans sa communication lumineuse M. Havránek a omis de mentionner certaines particularités de la phonologie des langues littéraires, se trouvant en rapport avec une fonction importante de ces langues, — la fonction de sauvegarder l'individualité nationale. On peut démontrer cette particularité sur l'exemple des langues slaves. Chaque langue slave présente dans son système phonologique certains traits ou certaines combinaisons de traits, qui ne sont propres qu'à elle seule et qui constituent son originalité. Or, les langues littéraires accentuent ces traits, les font apparaître d'une manière plus nette et plus saillante que les dialectes populaires. C'est ainsi qu'en polonais, où le vocalisme ne présente que des oppositions qualitatives, tandis que le consonnantisme est richement varié par des oppositions de sonorité et de timbre, — le trait le plus saillant est le grand nombre de consonnes en regard d'un nombre assez petit de voyelles. Le polonais littéraire présente ce trait d'une manière plus radicale que les parlers populaires: parmi les différents systèmes dialectaux, le polonais littéraire a choisi le plus pauvre système de voyelles et le plus riche système de consonnes et a encore enrichi ce dernier par

l'opposition de $x : x'$, inconnue (comme l'a indiqué M. Nitsch) à tous les parlars populaires. Le serbocroate, où les consonnes ne connaissent que des oppositions de sonorité, tandis que les voyelles présentent des oppositions de qualité, de quantité et d'intonation, est caractérisé par un grand nombre de nuances vocaliques et un nombre assez restreint de consonnes, — et la langue littéraire a choisi un type dialectal qui présente cette particularité de la façon la plus nette. Le tchèque, où ce sont les oppositions quantitatives des voyelles qui constituent la « dominante phonologique » (c'est-à-dire le trait dominant du système), présente dans sa langue littéraire certains phénomènes qui soulignent ce trait fondamental et qui sont inconnus aux parlars populaires: c'est ainsi que le tchèque littéraire conserve l'opposition $\bar{e} : e$, abolie dans tous les parlars, et aggrandit le champ d'application des oppositions $\bar{i} : i$ et $\bar{u} : u$ en conservant le \bar{u} dans des cas comme *úřad* et le \bar{i} dans des cas comme *býk* (dial. *ouřad*, *bejk*). En russe, où ce sont la réduction des voyelles inaccentuées et la distinction des consonnes mouillées et non-mouillées qui constituent la dominante phonologique, la langue littéraire a choisi un type phonologique qui présente ces deux traits d'une façon aussi nette que possible. Cette tendance à souligner la dominante phonologique ne se manifeste pourtant que lorsque l'évolution n'est pas entravée par l'existence d'une autre langue littéraire, prochainement apparentée et ayant plus de prestige, contre laquelle on est obligé de lutter. C'est le cas du blanc-russe et de l'ukrainien littéraire, luttant contre le russe, du slovaque littéraire luttant contre le tchèque. Mais bien que la tendance à souligner la dominante phonologique et la tendance à se différencier le plus possible de la langue littéraire concurrente soient parfois directement opposées, elles ne sont que deux manifestations différentes d'un seul principe d'évolution, — du besoin d'appuyer et de défendre l'originalité, l'individualité nationale.

M. Becker relève le fait que les langues sélectionnent les faits dialectaux, acceptant les uns et rejetant les autres.

M. Havránek est convaincu que ce ne sont que des raisons intrinsèques qui peuvent résoudre la question de savoir pourquoi certaines influences étrangères agissent, tandis que d'autres restent sans effet. Ce n'est pas uniquement l'homonymie qui nuit à la netteté, mais aussi la simple restriction des moyens de différenciation et par suite la diminution du système phonologique.

M. Jakobson note, à propos de la communication de M. Mu-kařovský, que la théorie du vers doit avant tout tenir compte des fonctions que remplissent les divers éléments phonologiques de la langue donnée dans le système de versification en question, et notamment relever ceux qui forment une constante rythmi-

que, ceux qui ne suivent qu'une tendance rythmique, et enfin ceux qui constituent un fait autonome ne servant qu'à varier le rythme.

M. de Groot défend sa définition du vers comme « unité de correspondance » ou « une partie du tout qui est répétée ». Cette définition paraît s'accorder avec les définitions de l'école formaliste russe.

Discussion sur l'organisation des recherches systématiques en matière de phonologie. — Après un échange de vues animé auquel ont pris part MM. Doroszewski, Karcevskij, Belić, Trubetzkoy, Jakobson, Sommerfelt, de Groot, Becker, Mathesius, la proposition de fonder une Association phonologique internationale (Internationale phonologische Arbeitsgemeinschaft) a été acceptée à l'unanimité. Un comité chargé d'organiser le travail de cette Association a été constitué. Ont été élus membres de ce comité: Jakobson, Mathesius et Trubetzkoy. Le comité devra entretenir des rapports constants avec tous ceux qui travaillent dans le domaine de la phonologie et organiser un bureau de renseignements pour les questions phonologiques; il cherchera à faciliter la réalisation de descriptions phonologiques de langues aussi nombreuses que possible et à examiner les possibilités de publication.

La Réunion charge M. Trubetzkoy de faire à la séance plénière du Congrès de Genève, consacrée aux problèmes phonologiques, un exposé sur les résultats de la Réunion et de prier le Congrès de bien vouloir soutenir l'activité de l'Association phonologique internationale visant la description des systèmes phonologiques des langues du monde.

Il est décidé de publier comme supplément aux procès-verbaux de la Réunion le projet de terminologie phonologique standardisée, ainsi que le projet de transcription phonologique, tous deux élaborés par le Cercle linguistique de Prague, et d'y ajouter les annotations des membres de la Réunion et d'autres phonologistes.

M. Mathesius, avant la clôture de la Réunion, constate avec satisfaction l'atmosphère de travail et d'entente amicale dans laquelle les séances de la Réunion et spécialement les discussions se sont déroulées. Il est convaincu que la Réunion marque le début des recherches phonologiques collectives et organisées. Il propose de présenter les hommages de la Réunion à ceux qui, par leurs travaux éminents, ont frayé le chemin à la phonologie — MM. Ch. Bally, O. Jespersen, A. Meillet, A. Sechehaye, L. Ščerba. (*Approuvé par des applaudissements*).

Liste des membres de la réunion.

Artymovyč, A.	Praha.
Becker, H.	Leipzig.
Belić, A.	Beograd.
Bogatyrev, P.	Münster i. W.
Bühler, K.	Wien.
Čyževskýj, D.	Freiburg i. Br.
Doroszewski, W.	Warszawa.
Ginneken, S. J. Jac. van .	Nijmegen.
Groot, A. W. de	Amsterdam.
Havránek, B.	Brno.
Hujer, O.	Praha.
Jakobson, R.	Praha.
Karcevskij, S.	Genève.
Kopeckij, L.	Praha.
Machek, V.	Praha.
Mathesius, V.	Praha.
Mukařovský, J.	Praha.
Nitsch, K.	Kraków.
Oberpfalcer, F.	Praha.
Romanski, St.	Sofija.
Ružičić, G.	Praha.
Rypka, J.	Praha.
Savickij, P.	Praha.
Simovyč, V.	Praha.
Slotty, Fr.	Praha.
Sommerfelt, A.	Oslo.
Szober, St.	Warszawa.
Trnka, B.	Praha.
Trubetzkoy, N.	Wien.
Ułaszyn, H.	Poznań.
Vachek, J.	Praha.
Weingart, M.	Praha.

III.

SUPPLÉMENTS



I.

PROJET DE TERMINOLOGIE PHONOLOGIQUE
STANDARDISÉE.

Ce projet a été élaboré par le Cercle linguistique de Prague; on a inséré dans le texte un certain nombre de corrections proposées par MM. Bally, Brun et Tesnière. Le terme français est suivi, dans chaque cas, du terme allemand, puis du terme tchèque et enfin du terme russe.

1^o Phonologie et Phonétique.

Phonologie (Phonologie. Fonologie. Фонология). — Partie de la linguistique traitant des phénomènes phoniques au point de vue de leurs fonctions dans la langue.

La phonologie se divise en phonologie du mot et en phonologie syntaxique (v. p. 321).

Phonétique (Phonetik. Fonetika. Фонетика). — Discipline auxiliaire de la linguistique traitant des phénomènes phoniques du langage, abstraction faite de leurs fonctions dans la langue.

La phonétique se divise en organogénétique des sons de la parole (phonétique organogénétique) et phénoménologie des sons de la parole (phonétique phénoménologique).

Observations de MM. les Membres et Correspondants du Cercle.

Sur Phonologie et Phonétique. — M. de Groot propose une autre répartition des termes:

Phonologie: Phonetik der Sprache, d. h. de la langue im Sinne De Saussures.

Die Phonologie verteilt sich in Phonologie der Symbole und Phonologie der Symbolmerkmale, in Phonologie des Wortes und des Satzes, in allgemeine und spezielle Phonologie, in deskriptive und normative Phonologie und in synchronische und diachronische Phonologie.

Symbol: Wiedererkennungselement, dessen Funktion es ist, verstanden zu werden. Es gibt in der Sprache lexikalische, morphologische nicht-syntaktische, morphologische syntaktische Symbole, und Satzsymbole.

Wiedererkennungselement: Element, dessen Funktion wenigstens teilweise eine willkürliche ist, d. h. wenigstens teilweise nicht notwendig und unzweideutig. Die Funktion kann teilweise eine natürliche, unwillkürliche, sein (vgl. meine Bemerkungen in Actes du premier congrès de linguistes, S. 84—85).¹⁾

Symbolmerkmal: Wiedererkennungselement, dessen Funktion es ist (nicht verstanden zu werden, sondern) die Wiedererkennung eines Symbols zu ermöglichen.

Phonetik: Lehre der von Lebewesen organisch hervorgebrachten Laute.

Die Phonetik verteilt sich in funktionelle und nicht-funktionelle Phonetik. Die funktionelle Phonetik beachtet nur die zielgerichteten Laute.

Sur Phonétique. — Je ne peux me résoudre à considérer la phonétique telle que vous la définissez comme une discipline *auxiliaire* de la linguistique. Elle en fait partie intégrante: « linguista sum et nil linguistici a me alienum puto » (*L. Tesnière*).

¹⁾ Ein Wiedererkennungselement *muß* also, um zu funktionieren, wiedererkannt werden, was bei einem Kundgabe-Element (Ausdrucksbewegungen und -laute im Sinne Wundts) nicht notwendig ist.

Phonétique organogénétique (Organogenetische Phonetik. Organogenetická fonetika. Органогенетическая фонетика). — Branche de la phonétique traitant de la formation des sons de la parole. Elle comprend la physiologie des sons de la parole et la psychologie de la phonation et porte en particulier sur les représentations motrices de la parole.

Phonétique phénoménologique (Phenomenologische Phonetik. Fenomenologická fonetika. Феноменологическая фонетика). — Branche de la phonétique traitant des sons de la parole comme tels, c'est-à-dire en tant que résultat de la phonation, abstraction faite de l'acte phonatoire. Elle comprend l'acoustique physique et physiologique et la psychologie de la perception des sons de la parole, et elle porte en particulier sur les représentations acoustiques de la parole.

Die funktionelle Phonetik ist ein Teil der funktionellen Klangwissenschaft, welche auch die nicht-organisch hervorgebrachten funktionellen Laute, bes. diejenigen der Instrumentalmusik, beachtet (A. W. de Groot).

Les termes *phonologie* et *phonétique* sont employés dans le Projet dans le sens que prête à ces mots l'école saussurienne. Ainsi Saussure enseigne que la phonétique, en étudiant les sons d'un mot, « peut ignorer son sens, ne considérer que son enveloppe matérielle, y découper des tranches phoniques, sans se demander si elles ont une signification » (Cours de linguistique générale, Paris 1922, p. 194). Tandis que l'objet de la phonologie, pour Saussure, c'est la valeur linguistique des éléments sonores (ibid. p. 163 sqq.), « l'usage que la langue fait des phonèmes » (Meillet, B. S. L. N° 94, p. 41); cf. Sechehaye, Programme et Méthodes de la linguistique théorique, Paris 1908, p. 132 sqq., 150 sqq. En ce qui concerne la théorie de Saussure, que la phonologie ne peut être qu'une discipline synchronique, et la phonétique qu'une discipline diachronique, cette thèse découle non pas des notions de la phonologie et de la phonétique, mais de la conception saussurienne de la synchronie et de la diachronie. La définition de la phonologie présentée dans le Projet a en effet l'inconvénient de donner au terme *phonologie* une notion plus large que celle que contient le terme *phonologique* dans les expressions *opposition phonologique*, *unité phonologique*, *système phonologique* (cf. p. 311), puisque la *phonologie* s'occupe, non seulement des éléments phonologiques, mais aussi des éléments extraphonologiques considérés dans leur fonction. De ce point de vue, la restriction de la notion visée par le terme *phonologie*, telle que le demande M. de Groot, et le terme *phonétique fonctionnelle* proposé pour la notion générique par M. de Groot et, indépendamment, par M. Tesnière, seraient plus souhaitables. Mais ce terme suscite le danger d'une délimitation insuffisante entre les deux disciplines, — phonétique fonctionnelle et non-fonctionnelle —, dont l'une forme partie intégrante de la sémiologie, tandis que l'autre reste nettement en dehors des limites de la sémiologie. Ces deux disciplines diffèrent essentiellement par leur but, leur méthode, et, au fond, par leur objet (R. Jakobson).

Sur Phonétique organogénétique: M. Brun propose *phonétique génétique*; ce terme serait susceptible de suggérer l'idée de la phonétique historique; le terme « organogénétique » est emprunté à Stumpf: Die Sprachlaute, Berl. 1926, 1 (R. J.).

20 Notions phonologiques fondamentales.

Opposition phonologique (Phonologischer Gegensatz. Fonologický protiklad. Фонологическое противопоставление). — Différence phonique susceptible de servir, dans une langue donnée, à la différenciation des significations intellectuelles.

Unité phonologique (Phonologische Einheit. Fonologická jednotka. Фонологическая единица). — Terme d'une opposition phonologique quelconque.

Système phonologique (Phonologisches System. Fonologický systém. Фонологическая система). — Ensemble d'oppositions phonologiques propres à une langue donnée.

Phonème (Phonem. Фонема. Фонема). — Unité phonologique non susceptible d'être dissociée en unités phonologiques plus petites et plus simples.

Note: Principes de délimitation d'un phonème.

Lorsque, dans une langue, deux sons figurent dans les mêmes conditions phonologiques et qu'aucun de ces sons ne peut être remplacé par l'autre sans que le sens du mot en soit altéré, ces deux sons sont susceptibles de différencier les significations des mots et ils réalisent deux phonèmes différents; mais lorsque deux sons figurent dans les mêmes conditions phonologiques et que chacun d'eux peut être remplacé par l'autre sans que le sens

Sur les notions phonologiques fondamentales.

Système phonique, funktionelles Klangsystem: Struktur des formellen Zusammenhangs, d. h. der formellen wiederkehrenden (mutuellen) Beeinflussung (ev. der notwendigen formellen Abhängigkeit) von akustischen Wiedererkennungselementen. Eine Folge dieses Zusammenhangs sind gewisse Übereinstimmungen und Unterschiede der betreffenden Klänge.

Beispiele von funktionellen Klangsystemen:

(1) Systeme der Mittel zur Aufmerksamkeitskonzentration auf Wortformen: Systeme der Akzentstruktur von Wörtern; Stimulierung.

(2) Systeme der Kundgabe: Intonation im Sinne Karcevskijs.

(3) Systeme der Darstellung: Systeme von Symbolen, von Symbolmerkmalen, von Merkmalen von Symbolmerkmalen, usw. Nur in den Systemen der Darstellung kann man von « oppositions » reden.

(4) Ästhetische Systeme: Systeme der Intensitätsverhältnisse im Rhythmus; Systeme der Dauer von Elementen in der Musik; Systeme des Tons in der Musik.

Eine Sprache (nicht im beschränkteren Sinne von la langue De Saussures, sondern im weiteren Sinne) ist ein System von phonischen Systemen, von funktionellen Klangsystemen (vgl. meine Bemerkungen Actes du premier congrès de linguistes S. 85).

Phonologisches System: System der Darstellung in der Sprache.

Wortmerkmale gibt es vier: Phoneme, Phonemfolge, Verteilung der Phoneme auf einzelne Silben, Akzentstruktur des Wortes.

Phonem: kürzestes, selbständig wiedererkennbares Wortmerkmal, zu dessen Merkmalen ein (mehr oder weniger) bestimmtes Timbre gehört (A. W. de Groot).

du mot en soit détérioré, ces deux sons sont incapables de différencier les significations des mots et représentent deux variantes d'un même phonème.

Exemple: En français, l'*e* fermé et l'*e* ouvert sont deux phonèmes différents (cf. *dé, lé* et *dais, lait*), tandis qu'en tchèque l'*e* long fermé et l'*e* long ouvert peuvent être employés l'un et l'autre dans les mêmes mots (cf. p. 320).

Lorsqu'un groupe de deux sons et le groupe inversé de ces mêmes sons peuvent figurer dans les mêmes conditions phonologiques, de sorte que l'opposition de ces deux groupes est capable de différencier les significations des mots, chacun de ces sons réalise un phonème différent.

Exemple: l'*i* et le *j* russes (nom. masc. sing. *lisij* — nom. plur. *lisji*; gén. plur. *kélij* — nom. plur. *kélji*).

Lorsque deux sons ainsi que leurs deux combinaisons (AB—BA) ne peuvent figurer dans les mêmes conditions phonologiques:

1^o ces sons doivent être considérés comme deux variantes d'un même phonème, s'ils présentent des caractères acoustico-moteurs communs qui les distinguent des autres phonèmes et si, en plus, la combinaison de ces deux sons suit les lois de groupement des phonèmes en vigueur dans la langue en question (c'est-à-dire si la langue tolère dans les mêmes conditions phonologiques le redoublement d'un phonème);

2^o ces deux sons doivent être considérés comme des réalisations de phonèmes différents, s'ils ne remplissent pas l'une des dites conditions.

Exemples: En russe, l'*e* fermé et l'*e* ouvert ne figurent pas dans les mêmes conditions phonologiques; ils ne se combinent pas, et ils présentent des caractères acoustico-moteurs communs qui les distinguent des autres phonèmes: ce sont deux variantes d'un même phonème. En slovaque, la consonne *h* et la diphtongue *iy* ne figurent pas dans les mêmes conditions phonologiques et ne se combinent pas; mais les deux sons ne possèdent aucun caractère acoustico-moteur commun qui les distingue des autres phonèmes; c'est pourquoi ils représentent deux phonèmes différents. En tchèque, ni les sons *i* et *j*, ni leurs combinaisons *ij* et *ji* ne figurent dans les mêmes conditions phonologiques, ils possèdent des caractères acoustico-moteurs communs qui les distinguent des autres phonèmes, mais leurs combinaisons enfreignent les lois de groupement des phonèmes en vigueur dans la langue en question (le tchèque ne tolère pas le dédoublement d'un phonème); c'est pourquoi lesdits sons représentent deux phonèmes différents.

Position de la différenciation maximum des phonèmes (Stellung der maximalen Phonemunterscheidung. Místo největšího

fonematického rozlišování. Обстановка максимального фонеморазличения). — Entourage phonologique d'un phonème et position de ce phonème par rapport à cet entourage, qui permet, dans une langue donnée, la différenciation quantitativement la plus grande et la plus nette des phonèmes en question.

Exemples: Pour les consonnes russes, la position de la différenciation maximum des phonèmes est la position devant voyelles, les deux corrélations consonantiques russes ne pouvant être réalisées que dans cette position. Pour les voyelles atones russes, la position de la différenciation maximum des phonèmes est la position devant la syllabe accentuée permettant la différenciation la plus nette des phonèmes.

Rendement fonctionnel (Funktionelle Belastung. Funkční zatížení. Функциональная нагрузка). — Degré d'utilisation d'une opposition phonologique pour la différenciation des diverses significations des mots dans une langue donnée.

Phénomène phonologique potentiel (Potentielle phonologische Erscheinung. Potenciální fonologický jev. Потенциальный фонологический факт). — Phénomène qui conserve son importance dans un système phonologique, qu'il soit réalisé phonétiquement ou non.

Exemple: Limite des mots (Wortscheide. Mezislovní předěl. Словораздел).

30 R a p p o r t s e n t r e l e s u n i t é s p h o n o l o g i q u e s.

Propriété de corrélation (Korrelationseigenschaft. Korelační vlastnost. Корреляционное свойство). — Opposition de la présence et de l'absence d'un certain caractère phonique qui différencie plusieurs couples d'unités phonologiques et qui, dans le système phonologique donné, peut être conçue abstraction faite de couples particuliers en opposition.

Exemple: La quantité des voyelles en latin, c'est-à-dire l'opposition de la longueur des voyelles et de l'absence de longueur (de la brièveté).

Marque de corrélation (Korrelationsmerkmal. Korelační příznak. Корреляционный признак). — Caractère phonique qui, opposé à l'absence de ce caractère, forme une propriété de corrélation.

Exemple: La longueur des voyelles en latin.

Corrélation phonologique (Phonologische Korrelation. Fonologická korelace. Фонологическая корреляция). — Système d'oppositions phonologiques caractérisées par une propriété de corrélation commune.

Sur **Marque de corrélation**. — Ch. Bally propose de remplacer ce terme par *caractère différentiel* ou *signe (distinctif) de corrélation*.

Exemple: En latin: \bar{a} — a , \bar{o} — o , \bar{e} — e , \bar{u} — u , \bar{i} — i .

Couple de corrélation (Korrelationspaar. Korelační dvojice. Корреляционная пара). — Chacune des oppositions phonologiques dont l'ensemble forme une corrélation.

Exemple: En latin: \bar{a} — a .

Unités phonologiques corrélatives ou **Corrélatifs phonologiques** (Korrelative phonologische Einheiten — phonologische Korrelate. Korelativní fonologické jednotky — fonologické koreláty. Коррелятивные фонологические единицы — фонологические коррелаты). — Membres d'un couple de corrélation.

Exemple: En latin: \bar{a} et a ; \bar{o} et o , etc.

Série corrélatrice (Korrelative Reihe. Korelativní řada. Коррелятивный ряд). — Série d'unités phonologiques corrélatives caractérisées par la présence ou, au contraire, par l'absence de la même marque de corrélation.

Exemple: Voyelles longues ou au contraire voyelles brèves en latin.

Série corrélatrice marquée (Merkmalhaltige korrelative Reihe. Příznaková korelativní řada. Признаковый коррелятивный ряд). — Série corrélatrice caractérisée par la présence de la marque de corrélation.

Exemple: Voyelles longues en latin.

Série corrélatrice non-marquée (Merkmallose korrelative Reihe. Bezpříznaková korelativní řada. Беспризнаковый коррелятивный ряд). — Série corrélatrice caractérisée par l'absence de la marque de corrélation.

Exemple: Voyelles brèves en latin.

Unités phonologiques disjointes (Disjunkte phonologische Einheiten. Disjunktní fonologické jednotky. Дизъюнктивные фонологические единицы). — Unités phonologiques appartenant à un système, sans former entre eux un couple de corrélation.

Exemple: En latin: a et u , a et n , etc.

Disjonction (Disjunktion. Disjunkce. Дизъюнкция). — Opposition de deux unités phonologiques disjointes.

Sur **Série corrélatrice marquée**. — *Ch. Bally* propose de remplacer ce terme par *série corrélatrice caractérisée*. — Le terme *série corrélatrice marquée* est forgé d'après le terme des métriciens *temps marqué* (v. P. Verrier: *Essai sur les principes de la métrique anglaise*, I, Paris 1909, 146).

Sur **Série corrélatrice non-marquée**. — Il n'y a pas de série corrélatrice non-caractérisée: elle peut être caractérisée par le *zéro* (absence) du caractère du terme corrélatif (*Ch. Bally*).

Sur **Unités phonologiques disjointes** et **Disjonction**. — *Ch. Bally* note que « disjoint marque une opération, non un état; de même disjonction » et propose les termes *unités non couplées*, *couples non corrélatifs*, *différence non corrélation*. — Les termes *disjoint*, *disjonction* ont été empruntés aux manuels de logique, v. p. ex. Wundt, *Logik* I, 1906, 126 (*R. J.*).

Exemple: En latin: *a — u; a — n*, etc.

Unités corrélatives simples (Einfache korrelative Einheiten. Jednoduché korelativní jednotky. Простые коррелятивные единицы). — Phonèmes formant par eux-mêmes une corrélation.

Exemple: En russe, les consonnes au ton caractéristique élevé (mouillées) s'opposent par elles-mêmes aux consonnes au ton caractéristique normal (non-mouillées). Les consonnes russes mouillées et non-mouillées forment des unités corrélatives simples de même que par exemple les voyelles longues et brèves en latin.

Unités corrélatives complexes (Komplexe korrelative Einheiten. Složitě korelativní jednotky. Сложные коррелятивные единицы). — Groupes indivisibles de phonèmes formant une corrélation.

Exemple: En tatare, les groupes indivisibles de consonnes mouillées et de voyelles prépalatales s'opposent aux groupes indivisibles de consonnes non-mouillées et de voyelles postpalatales. L'opposition des consonnes mouillées et des consonnes non-mouillées de même que l'opposition des voyelles prépalatales et postpalatales ne forme, en tatare, qu'une fraction de corrélation. Le tatare possède une corrélation de syllabes à timbre élevé et de syllabes à timbre normal.

Phonème de couple (Paariges Phonem. Фонéma párové. Парная фонема). — Phonème, qui, au point de vue d'une certaine corrélation est accompagné, dans le système phonologique en question, d'un phonème corrélatif.

Exemple: Voyelles brèves et longues simples en latin.

Phonème hors couple (Unpaariges Phonem. Фонéma nepárové. Одинокая фонема). — Phonème qui, au point de vue d'une certaine corrélation n'est pas accompagné, dans le système phonologique en question, d'un phonème corrélatif.

Exemple: Diphtongues qui, en latin, ne sont pas accompagnées de phonèmes corrélatifs brefs.

Archiphonème (Archiphonem. Archifonéma. Архифонема). — Élément commun de deux ou plusieurs phonèmes corrélatifs, qu'on peut concevoir abstraction faite des propriétés de corrélation.

Exemples: L'*a* latin abstraction faite de la longueur et de la brièveté (\bar{a}/a): archiphonème russe *t* abstraction faite du caractère mouillé et non-mouillé (t/t'), l'occlusive apicale dure abstraction faite de son caractère sonore ou sourd (d/t), ou bien l'occlusive apicale, abstraction faite de son caractère mouillé, non-mouillé, sonore et sourd:

t/t'
d/d'

Archiphonème fondamental (Grundarchiphonem. Základní archifonéma. Основная архифонема). — Unité phonologique qui, d'une part, ne saurait être corrélatrice d'une autre unité phonologique et qui, d'autre part, n'est pas susceptible d'être subdivisée en disjonctions plus petites.

Par conséquent, les archiphonèmes, abstraction faite de toutes les propriétés de corrélation, ainsi que les phonèmes hors couple, eu égard à toutes les corrélations en vigueur dans une langue donnée, constituent l'effectif des archiphonèmes fondamentaux de cette langue.

Exemple: Archiphonèmes fondamentaux du russe:

t/t'	s/s'	š	j	á/a	é etc.
d/d'	z/z'	ž			

⁴⁰ Exemples de corrélations phonologiques.

Corrélation de timbre des consonnes ou des voyelles ou des syllabes (Eigentonkorrelation. Timbrová korelace. Тембровая корреляция). — Propriété de corrélation — différence du timbre des consonnes ou des voyelles ou de l'un et de l'autre à la fois.

Exemples: Corrélation « mouillure — non-mouillure des consonnes », en russe. Corrélation « labialisation — non-labialisation des consonnes », en adyghé. Corrélation nette « articulation prépalatale — articulation postpalatale des voyelles » dans le slovaque littéraire (cf. p. 318; du point de vue acoustique, cette corrélation peut être conçue comme « mouillure — non-mouillure des voyelles »). Corrélation nette « labialisation — non-labialisation des voyelles » dans certains dialectes polonais (cf. p. 318). Corrélation « mouillure — non-mouillure des syllabes » en tatar (cf. p. 315).

Corrélation vocale des consonnes (Stimmbeteiligungskorrelation. Znělostní korelace. Звонкостная корреляция). — Propriété de corrélation — différence entre la présence et l'absence du ton vocal.

Exemples: Corrélation « caractère sonore — caractère sourd des consonnes » en latin, russe etc.

Corrélation de nasalité des voyelles ou des consonnes (Nasalitätskorrelation. Nasální korelace. Назальная корреляция). — Propriété de corrélation — différence entre la présence et l'absence de la résonance nasale.

Exemple: Corrélation « caractère nasal — caractère non-nasal des voyelles » en français.

Corrélation de tension des voyelles (Spannungskorrelation. Korelace napiatosti. Корреляция напряженности). — Propriété de

corrélation — différence entre la tension et la non-tension des voyelles.

Exemple: Corrélation « caractère tendu — caractère non-tendu des voyelles accentuées » en anglais.

Corrélation quantitative des voyelles ou des consonnes (Quantitätskorrelation. Kvantitativní korelace. Количественная корреляция). — Propriété de corrélation — différence de quantité.

Exemples: Corrélation « longueur — brièveté des voyelles » en latin, tchèque, hongrois etc.; corrélation « longueur — brièveté des consonnes » en hongrois.

Corrélation tonique des voyelles ou des consonnes (Tonstufenkorrelation. Tónová korelace. Тоническая корреляция). — Propriété de corrélation — différence de force (Corrélation dynamique. Dynamische Korrelation. Dynamická korelace. Динамическая или силовая корреляция) ou de hauteur du ton vocal.

Exemples: Corrélation « accent dynamique — manque d'accent dynamique des voyelles » en russe, corrélation « caractère fort — caractère faible des consonnes » en allemand (fortes — lenes); corrélation « ton haut — ton bas des voyelles » dans certains dialectes chinois, corrélation « accent tonique — atonie des voyelles » en grec ancien (au point de vue de la phonologie du mot, ces deux corrélations sont similaires).

Corrélation mélodique des voyelles ou des mots entiers (Tonverlaufkorrelation. Melodická korelace. Мелодическая корреляция). — Propriété de corrélation — différence du mouvement du ton vocal dans les limites d'une voyelle ou d'un mot en tant qu'entité indivisible.

Exemple de corrélation mélodique des voyelles: corrélation « intonation montante — intonation descendante des voyelles longues » en grec ancien; exemple de corrélation mélodique des mots: opposition de mots avec élévation du ton vocal vers la fin du mot et de mots sans cette élévation dans le dialecte japonais du Sud; la localisation syllabique de cette élévation est étrangère à la conscience linguistique des indigènes.

Polytonisme ou polytonie (Polytonismus — Polytonie. Polytonie. Политония). — Présence de la corrélation mélodique soit des voyelles soit des mots dans un système phonologique.

Langue polytonique (Polytonische Sprache. Polytonický jazyk. Политонический язык). — Langue caractérisée par le polytonisme.

Exemples: Le grec ancien, le lituanien, le serbe, le chinois, le japonais.

Monotonisme ou monotonie (Monotonismus — Monotonie. Monotonie. Монотония). — Absence de corrélation mélodique dans un système phonologique.

Langue monotonique (Monotonische Sprache. Monotonický jazyk. Монотонический язык). — Langue caractérisée par le monotonisme.

Exemples: Le latin, le français, l'anglais, le russe etc.

5^o Systèmes du vocalisme.

Système linéaire du vocalisme (Lineares System. Lineární systém. Линейная система). — Système sans différenciation phonologique du timbre des voyelles.

Exemple: Vocalisme de l'adyghé

a

e

ə

Système du vocalisme à deux dimensions (Zweidimensionales System. Dvojměrný systém. Двумерная система). — Système possédant, outre la différenciation phonologique des degrés de sonorité des voyelles, la différenciation phonologique du timbre des voyelles (Exemples v. ci-dessous).

Système triangulaire du vocalisme (Dreiecksystem. Trojhranný systém. Треугольная система). — Système à deux dimensions dont le degré maximum de sonorité n'est représenté que par un seul phonème.

Exemple: Vocalisme du latin

a

o e

u i

Système quadrangulaire du vocalisme (Vierecksystem. Čtverhranný systém. Четырехугольная система). — Système dont le degré maximum de sonorité présente la différenciation phonologique du timbre des voyelles.

Exemples: Vocalisme bref du slovaque littéraire

a ä

o e

u i

Vocalisme dialectique du polonais

â a

o e

o e

u i

6^o Variations extraphonologiques.

Variation extraphonologique concomitante (Außerphonologische Begleitvariation. Průvodní mimofonologická variace. Сопутствующая внефонологическая вариация). — Différence

extraphonologique qui accompagne une opposition phonologique en qualité de caractère accessoire. De deux ou plusieurs différences en connexion, celle qui est le moins susceptible d'être supprimée par l'influence de son entourage phonologique et par l'influence du style de la parole est une différence phonologique.

Exemple: Ce sont les rapports de force du ton vocal qui, dans la langue russe, forment la propriété phonologique de la corrélation « accent — manque d'accent », tandis que la différence de quantité des voyelles et celle de hauteur du ton ne sont que des variations extraphonologiques concomitantes. Ces différences sont plus susceptibles de déformation sous l'influence de l'emphase ou de l'intonation de la phrase que ne l'est la différence de force.

Variation extraphonologique combinatoire (Außerphonologische kombinatorische Variation. Mimofonologická variace kombinatorní. Внефонологическая комбинаторная вариация). — Différence entre les variantes d'un même phonème qui alternent suivant le groupement des phonèmes.

Exemples: Variantes du phonème *i* en russe: *y* (postpalatal) après consonnes non-mouillées, *i* (prépalatal) dans les autres positions; variantes du phonème *e* en russe: *e* fermé entre consonnes mouillées, *e* ouvert mixte entre consonnes non-mouillées, *e* moyen, au point de vue du degré d'aperture, dans les autres positions.

Variantes combinatoires d'un phonème (Kombinatorische Varianten. Kombinatorní varianty. Комбинаторные варианты). — Membres d'une variation combinatoire extraphonologique.

Variation stylistique extraphonologique (Stylistische außerphonologische Variation. Mimofonologická variace stylistická. Внефонологическая стилистическая вариация). — Différence entre les variantes d'un phonème qui alternent suivant le style de la parole (degré et caractère de la nuance émotionnelle, « tempo » etc.). Exemples ci-dessous.

Sur Variation extraphonologique concomitante. — Der Ausdruck « außerphonologisch » für Elemente, die manchmal selbständig eine wesentliche Rolle spielen, scheint mir aus einigen Gründen wenig zutreffend zu sein. Z. B. im Englischen und im Niederländischen ist das Wesentliche des Wortakzents weder die relative Lautstärke, noch die relative Dauer, noch der relative Ton, sondern der relative Energieaufwand und die relative rein lautliche Auffälligkeit der Silben, oder die Vorstellung dieser Elemente. Das akustische Mittel, die in dieser Hinsicht nötige Verschiedenheit hervorzurufen, ist eine Komplexqualität, in der verschiedene Eigenschaften zusammenwirken oder sich teilweise oder gänzlich vertreten können. Auch durch Tonverlauf allein kann (vgl. die Untersuchungen Wallins) die charakteristische Gestalt hervorgerufen werden. Die Lautstärke ist nicht die *conditio sine qua non*, sondern nur der wichtigste Faktor. Der Ton ist also in dieser Hinsicht nicht ein außerphonologisches Element, sondern ein gelegentlich phonologisches Element (A. W. de Groot).

Variantes stylistiques d'un phonème (Stylistische Varianten. Stylistické varianty. Стилистические варианты). — Membres d'une variation stylistique extraphonologique.

Variantes stylistiques indépendantes d'un phonème (Selbständige stilistische Varianten. Samostatně stylistické varianty. Независимо-стилистические варианты). — Variantes dont le choix n'est déterminé que par le style de la parole.

Exemple: Voyelles accentuées allongées dans le langage emphatique russe.

Variantes stylistiques combinatoires d'un phonème (Kombinatorische stilistische Varianten. Kombinatorně stylistické varianty. Комбинаторно-стилистические варианты). — Variantes dont le choix est déterminé par le style de la parole et dans les limites de ce style, par le groupement des phonèmes.

Exemple: Voyelles labiales nettement prépalatales dans le langage russe maniéré qui présentent des variantes des phonèmes *u*, *o* entre consonnes mouillées.

Variante fondamentale d'un phonème (Grundvariante. Základní varianta. Основной вариант). — Celle des variantes données d'un phonème qui dépend le moins des phonèmes qui l'entourent et qui est réalisée dans un langage dépourvu de nuance émotionnelle et dans la position de la différenciation maximum des phonèmes.

Exemples: L'*e* moyen est la variante fondamentale du phonème *e*, l'*i* prépalatal celle du phonème *i*.

Variantes accessoires d'un phonème (Nebenvarianten. Vedlejší varianty. Побочные варианты). — Toutes les variantes données d'un phonème sauf sa variante fondamentale.

Exemples: L'*e* fermé et l'*e* ouvert mixte sont les variantes combinatoires accessoires du phonème *e* en russe, l'*y* celle du phonème *i*.

Variante individuelle d'un phonème (Individuelle Variante. Individuální varianta. Индивидуальный вариант). — Déviation individuelle de la réalisation courante d'un phonème, perceptible et admise dans une langue donnée.

Exemple: En tchéque littéraire: l'*e* fermé long est une variante individuelle se substituant à l'*e* ouvert long.

Nuances des sons de la parole (Lautschattierungen. Zvukové odstíny. Звуковые оттенки). — Oscillations facultatives ou individuelles dans la façon de réaliser un phonème, qui, contrairement aux variantes d'un phonème, échappent à la conscience linguistique. Tout ouvrage de phonétique expérimentale contient une quantité d'exemples de ces oscillations formant de véritables gammes de nuances.

Zéro phonique — (Lautnull. Zvuková nula. Звуковой нуль). — Absence de son alternant avec un son a) comme membre d'une variation extraphonologique, ou b) comme membre d'une alternation morphologique (cf. 323).

Exemples: a) anglais: suppose — s'pose (s° pose), directly — d'recly (d° recly); b) russe: son-sna (s° na).

7^o Division de la phonologie.

Phonologie du mot (Wortphonologie. Slovní fonologie. Фонология слова). — Partie de la phonologie traitant des différences phoniques qui, dans une langue donnée, sont capables de différencier les significations des mots séparés.

Syntagme (Syntagma. Syntagma. Синтагма). — Unité syntaxique non-susceptible d'être divisée en unités syntaxiques plus petites, c'est-à-dire un mot par rapport à une phrase.

Phonologie syntaxique (Syntaktische Phonologie. Syntaktická fonologie. Синтаксическая фонология). — Partie de la phonologie traitant des différences phoniques qui, dans une langue donnée, sont capables de délimiter le mot dans un groupe de mots (phonologie du syntagme) ou de différencier les significations de phrases entières (phonologie de la phrase).

Morphème (Morphem. Morféma. Морфема). — Unité morphologique non-susceptible d'être divisée en unités morphologiques plus petites, c'est-à-dire une partie de mot qui, dans toute une série de mots, se présente avec la même fonction formelle et qui n'est pas susceptible d'être divisée en parties plus petites possédant cette qualité.

Morphonologie (Morphonologie. Morfonologie. Морфонология). Partie de la phonologie du mot traitant de la structure phonologique des morphèmes.

Différences phonologiques lexicalisées (Lexikalisierte phonologische Unterschiede. Lexikalisoované fonologické rozdíly. Лексикализованные фонологические различия). — Différences phonologiques servant à distinguer les significations réelles des mots.

Exemples: En latin, *mare* — *Mars* — *mors* — *mora*; en russe, *múka* — *muká*.

Différences phonologiques morphologisées (Morphologisierte phonologische Unterschiede. Morfologisoované fonologické rozdíly. Морфологизованные фонологические различия). — Différences phonologiques servant à distinguer les significations formelles des mots.

Sur **Zéro phonique**. — Principe très général qui dépasse la notion de son, et peut s'appliquer à tout caractère absent dans un des termes de couples (p. ex. absence de mouillure etc. . . .) (Ch. Bally).

Exemples: En latin, *legi* — *legis* — *legit* — *legite*, *terra* — *terrā* — *terrae*; en allemand, *konnte* — *könnte*; en russe, *bit* — *bit'*, *kum* — *kúma* — *kumá*, *dam* — *daš* — *dal'* — *daj*.

Différences phonologiques syntaxisées (Syntaktisierte phonologische Unterschiede. Syntaktisované fonologické rozdíly. Синтаксизованные фонологические различия). — Différences phonologiques servant a) à distinguer les significations de phrases entières ou b) à délimiter les mots dans la phrase.

Exemples: a) Intonation interrogative et affirmative dans diverses langues. b) Accent en tant que marque du sommet phonologique du syntagme: en latin, « *gloria mundi* » — deux accents — deux syntagmes.

80 Notions morphologiques fondamentales.

Alternance morphologique (Morphonologische Alternation oder Wechselreihe. Морфологická alternace. Морфологическая альтернатива). — Alternance d'un phonème avec a) un phonème corrélatif, ou b) avec un phonème disjoint ou c) avec un groupe de phonèmes ou d) avec le zéro phonique — à l'intérieur d'un même morphème suivant la structure morphologique du mot.

Exemples: a) Serbe, *sèlo* — *sèla*; tchèque, *sláva* — *slavou*; b) allemand, *geben* — *gab*, *gib*; c) bulgare, *vidiš* — *viždaš*; d) russe, *son* — *sna*.

Alternantes (Alternanten. Alternanty. Альтернанты). — Membres d'une même alternance.

Exemple: En allemand *ē*, *ā*, *i* (cf. ci-dessus).

Morphonème (Morphonem. Morfonéma. Морфонема). — Idée complexe de tous les membres (deux ou plusieurs) d'une alternance.

Sur Syntagme. — L'emploi du mot *syntagme* me paraît ici tout à fait illégitime. M. Sechehaye se joint à moi pour signaler cette spécialisation arbitraire du terme introduit en linguistique par de Saussure. La notion de syntagme phonologique est féconde; elle est le pendant de toutes les associations mémorielles désignées sous les noms de couples, corrélations, etc. Mais le mot syntagme devrait désigner toute combinaison d'éléments phonologiques en tant qu'elle est caractéristique d'un système; p. ex. le groupe « nasale fermante + consonne ouvrante » (*ñt*, *mp* etc.) est un type de syntagme pour le latin, non pour le français (*Ch. Bally*). — Le terme *syntagme* est employé dans le Projet dans le même sens dans lequel l'utilise Baudouin de Courtenay. Il appelle syntagme une unité indivisible au point de vue syntaxique, c'est-à-dire le mot comme élément d'une unité grammaticale plus complexe, notamment de la proposition. Cf. p. ex. Введение въ языковѣдѣніе, SPb. 1913/1914, 52, 191; Encyklopedya Polska, Tome III, Section III, première partie, 167 sq. (*R. J.*).

Sur Différences phonologiques lexicalisées, morphologisées et syntaxisées. — C'est la terminologie de Baudouin de Courtenay qui a servi comme point de départ. Cf. Encyklopedya... 177 sqq. (*R. J.*).

Exemple: En allemand: *ē ā i* (cf. ci-dessus).

Alternance combinatoire ou substitution (Kombinatorische Alternation — Substitution. Kombinatorní alternace — substituce. Комбинаторная альтернация — Субституция). — Alternance déterminée par des conditions extérieures, c'est-à-dire que le choix des alternantes est conditionné par le groupement des phonèmes.

Exemple: Russe, *dyrá* — *dyr'é* (devant *e*, dans les mots russes, la mouillure des consonnes de couple est obligatoire).

II.

PRINCIPES DE TRANSCRIPTION PHONOLOGIQUE.

(Propositions du Cercle linguistique de Prague.)

Différence entre la transcription phonologique et la transcription phonétique.

1^o La transcription phonologique est la reproduction graphique de la constitution phonologique d'une langue donnée, abstraction faite de la diversité de sons qui réalisent cette constitution dans la parole.

La transcription phonétique est la reproduction graphique des moyens les plus divers qui réalisent la constitution phonologique d'une langue. Même la transcription phonétique la plus précise n'a guère que la valeur d'un instrument auxiliaire, étant donné qu'elle est incapable d'exprimer toute la richesse des nuances articulatoires et acoustiques que présente la parole vivante et que par conséquent elle ne peut pas remplacer les enregistrements de la phonétique instrumentale.

Buts de la transcription phonologique.

2^o La transcription phonologique est un moyen important contribuant à analyser la constitution phonologique d'une langue, par exemple lorsqu'il s'agit d'établir la statistique de l'emploi des unités phonologiques et de leurs groupements dans une langue donnée et d'examiner le rendement fonctionnel des diverses unités phonologiques. La transcription phonologique ne doit pas être confondue avec l'orthographe courante; quoique, dans beaucoup de cas, celle-ci se conforme aux principes phonologiques, elle reste toujours un compromis de différents principes (morphologique, phonétique, étymologique, sémantique etc.).

La désignation des phonèmes.

3^o La désignation d'un seul phonème doit se distinguer nettement de la désignation d'un groupe de phonèmes.

Lorsque, dans un système de transcription donné, il n'existe pas de signes spéciaux pour certains phonèmes (par exemple pour les affriquées ou les diphtongues), et lorsqu'on a l'habitude de les reproduire par un groupe de deux ou plusieurs lettres qui symbolisent ses éléments constitutifs, le groupe de signes correspondant au phonème en question doit être relié en bas par un petit arc, par exemple: tchèque *ou*, allemand *pf*.

4^o On ferait bien de désigner, dans la mesure du possible, les phonèmes disjoints par des lettres différentes et les marques de corrélation par des signes diacritiques et notamment de désigner les membres d'une série corrélatrice marquée par un signe diacritique placé en haut à droite de la lettre, tandis que les membres d'une série corrélatrice non-marquée ne seront pas munis du signe diacritique. Par exemple: on notera la mouillure des consonnes par le signe ' (*d'*, *s'*, *b'*), la longueur en tant que marque de corrélation par le signe ' (*a'*, *r'*, *s'*).

On n'admettra d'exception à ce principe que dans les cas: A. où la désignation de certains phonèmes disjoints par des signes diacritiques ou bien de certains phonèmes corrélatifs par des lettres spéciales est une tradition établie, par exemple: tchèque *ř*, corrélation vocale: *b—p*, *d—t* etc.; B. où l'introduction de lettres spéciales pour tous les phonèmes disjoints causerait des difficultés d'ordre technique, par exemple pour le grand nombre de phonèmes disjoints consonantiques dans certaines langues du Caucase. Toutefois, même dans ces cas particuliers il faudra employer systématiquement certains signes diacritiques pour désigner des disjonctions, et d'autres pour désigner des corrélations. Ainsi par exemple la consonne palatale nasale, formant en polonais un couple de corrélation avec le *n* dental, sera désignée, en transcription phonologique, comme *n'*, tandis qu'en serbe la même consonne ne formant avec l'*n* dental qu'une disjonction sera désignée d'une autre manière (par exemple par *ň*).

5^o Lorsque ce sont des mots entiers et non pas des phonèmes isolés qui forment des unités corrélatives, la marque de corrélation sera désignée par un signe diacritique placé devant le mot, par exemple, tatare, *ana* (mère) — *än'ä* (voilà) seront transcrits *ana—'ana*; japonais du sud, barytonon *hanaga* (nez) — oxytonon *'hanaga* (fleur).

6^o Dans la transcription phonologique détaillée on distinguera les positions dans lesquelles des phonèmes corrélatifs peuvent figurer l'un comme l'autre des positions où n'est admissible que l'un des deux phonèmes corrélatifs. Lorsque dans cette dernière position n'est admissible que le phonème de la série corrélatrice marquée, on mettra en bas à droite du signe de l'archipho-

nème le signe diacritique désignant la marque en question (par exemple a^{\wedge}) et lorsque, dans une certaine position, n'est admissible qu'un phonème de la série corrélatrice non-marquée, on mettra en bas à droite du signe de l'archiphonème le dit signe diacritique, mais renversé (a_{\vee}). Lorsqu'un phonème corrélatif figure dans une position qui exclut son corrélatif et qu'il alterne avec le même archiphonème, figurant en position de différenciation des deux phonèmes corrélatifs, on mettra le signe de cette dernière alternance en haut à droite du signe de l'archiphonème; par exemple: a_{\circ} = archiphonème a présenté par suite de conditions extérieures sous le forme de a bref et alternant, dans un morphème donné, avec a long figurant dans une position qui admet les deux phonèmes corrélatifs; a_{\vee} : de même, avec cette différence que c'est a bref qui sert d'alternante. Dans les cas où cette alternance fait défaut, on ne mettra aucun signe diacritique en haut à droite de l'archiphonème (a_{\vee}). Exemple: en slovaque, un phonème long s'abrège, lorsqu'un phonème long figure dans la syllabe précédente; par conséquent on transcrira: *ruka*, *lu^ka^{\wedge}*, *ruka^m*, *lu^ka_{\circ}m*, *kr^dêl*. Lorsqu'un phonème figure dans une position excluant son corrélatif, et que, dans un système de transcription donné, il n'existe pas de signe global pour désigner l'archiphonème (cf. 4^o), on remplacera le signe de l'archiphonème simplement par le signe désignant celui des deux phonèmes corrélatifs qui figure dans le même morphème dans une position admettant les deux corrélatifs, et si cette position ne se présente pas, on emploiera le signe du phonème corrélatif non-marqué mis entre parenthèses. Exemple: En tchèque, les consonnes sonores de couple se changent en consonnes sourdes devant les consonnes sourdes et à la fin absolue du mot, les consonnes sourdes se changent en sonores devant les consonnes sonores de couple; par conséquent on transcrira: *kat_t*, *kata*, *had_t*, *hada*, *od_a boj*, *odejdu* (*t*)^t*kvi*, (*t*)_a*bej*.

7^o Les phonèmes et les groupes de phonèmes qui, tout en figurant dans une langue, sont sentis comme des éléments étrangers, seront mis entre guillemets, par exemple tchèque « *g* » *aloše*, « *au* » *to*.

8^o On ferait bien de séparer tous les morphèmes d'un mot par des lignes verticales. La division en morphèmes est importante pour l'étude de la structure phonologique des morphèmes (morphologie), d'autant plus que la suture des morphèmes diffère souvent de l'intérieur d'un morphème par ses propriétés phonologiques. Cf. les consonnes longues à la suture des morphèmes, en langue russe qui ne tolère pas de consonnes longues en d'autres positions. Par exemple: *kón/n/aj*; *v/vad'/i/t'*.

9^o Outre la transcription qui rend la phonologie du mot, il faudra élaborer les principes de la transcription tenant compte

de la phonologie de la phrase et notant par exemple l'accent de la phrase et les intonations, dans la mesure où elles ont une valeur phonologique.

10^o La phonologie comparée exige que les signes graphiques soient employés dans le même sens pour la transcription des diverses langues. Avant tout il serait urgent d'élaborer, pour des groupes entiers de langues, une transcription phonologique basée sur des principes strictement homogènes. La tâche qui s'imposerait ensuite serait de chercher à établir une transcription phonologique homogène pour toutes les langues du monde, problème qui, vu la diversité de la constitution phonologique des différents systèmes linguistiques d'une part, et le nombre limité des signes utilisables d'autre part, présenterait de grandes difficultés techniques.

Bei der Aufstellung eines phonologischen Transkriptionssystems ist es zweckmäßig die Wesensverwandtschaftsgruppen der phonologischen Gegensätze zu berücksichtigen (vgl. unseren Aufsatz über phonologische Systeme in diesem Bande). Für die nordkaukasischen Sprachen, deren phonologische Systeme besonders kompliziert sind, haben wir versucht ein Transskriptionssystem zu schaffen, das auf folgenden Grundsätzen gebaut ist: — bei den Vokalen werden die qualitativen Gegensätze (Eigentone und Schallfülle) nicht durch diakritische Zeichen, sondern durch spezielle Buchstaben ausgedrückt, die Resonanzgegensätze — durch diakritische Zeichen *unter* dem betreffenden Vokalbuchstaben, die prosodischen Gegensätze — durch diakritische Zeichen *über* dem Vokalbuchstaben; bei den Konsonanten werden die Lokalisierungs- und Artikulationsartgegensätze im Prinzip durch besondere Buchstaben wiedergegeben, die im Notfall durch diakritische Zeichen *über* oder *unter* dem betreffenden Konsonantenbuchstaben ergänzt werden (z. B. *š* für den *sch*-Laut, *ṭ*, *p̣* für *t*, *p* mit Kehlkopfverschluß usw.), die konsonantischen Eigentongegensätze — durch diakritische Zeichen *oben rechts* vom Konsonantenbuchstaben (z. B. *g^o* für gerundetes *g*), die konsonantischen Intensitätsgegensätze — durch diakritische Zeichen *oben links* vom Konsonantenbuchstaben (z. B. *'s* für gedrängtes Fortis — *s*). Wir glauben, daß dieselben Grundsätze auch auf andere Sprachen angewandt werden können, jedenfalls — auf Sprachen mit stark differenziertem Konsonantismus. (*N. Trubetzkoy.*)
